



Überleben im Ausgang

Leitfaden für junge Frauen.

Roman Zeller

Spanien ist interessant

Francis Pike über das modernste Land Europas.

«Mr Carlson, sind Sie der nächste US-Präsident?»

Der Superstar der amerikanischen Talkshows im grossen Gespräch.

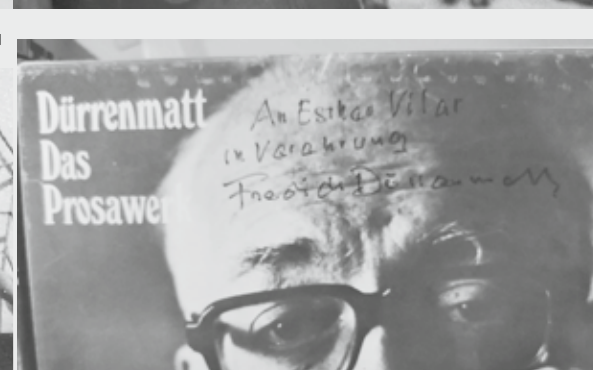
Urs Gehriger

Djokovics Sieg über sich selbst
Mario Widmer würdigt
den grössten Champion
unserer Zeit





» Esther Vilar vertrat ihre auf den ersten Blick frauenfeindlichen Thesen mit einer Ungerührtheit, die vermuten liess, dass sie Frauen hasst. Doch in Wahrheit half sie ihnen wie kaum eine Zweite.«



Claudia Blumer, Tages-Anzeiger

Verehrt, verflucht, vertrieben – Prophetin oder Ketzlerin? Alex Baur deckt die Geschichte der Frau hinter dem Pseudonym Esther Vilar auf.

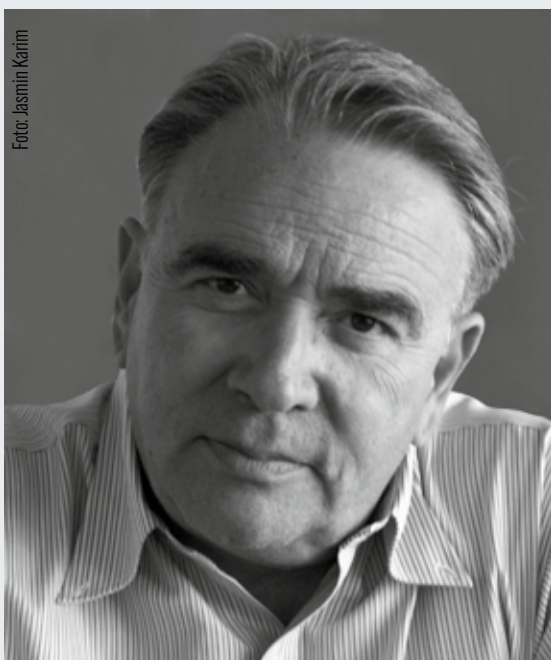
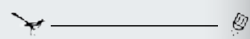


Foto: Jasmin Karim

ISBN 978-3-03930-012-9
Auch als E-Book

Überall im Buchhandel
und über
www.elstersalis.com


Elster & Salis



Rassismus im Fussball?

Nach dem Final der Fussball-EM im Londoner Wembley-Stadion kam es zu wüsten Szenen. Enttäuschte Engländer liessen ihrem Frust über die drei verschossenen Elfmeter freien Lauf. Ins Visier der Empörten gerieten die erfolglosen Penaltyschützen. Es waren Spieler mit mehr oder weniger dunkler Hautfarbe. Die verbalen Angriffe gingen so weit, dass sich am Ende sogar Premierminister Boris Johnson mässigend zu Wort melden musste.

Medien und Meinungsmacher sehen in den Primitivattacken die Bestätigung dessen, was sie uns seit Jahren einreden: dass Fussballfans, dass wir alle im Grunde unseres Herzens Rassisten sind, vollgestopft mit Vorurteilen gegen Menschen anderer Hautfarbe. Nur durch dauernde Belehrung und Bestrafung können wir von dieser Krankheit geheilt werden. Vielleicht.

Die Unterstellung, wir seien Teil einer «systemisch» rassistischen Gesellschaft, lag auch dem Entscheid der Fussball-Oberen zugrunde, ihr EM-Turnier zum Happening einer moralischen Umerziehung umzufunktionieren. Sichtbarer Ausdruck dieses Wollens waren die Regenbogenfarben an den Trikots, war aber vor allem auch das aus den USA importierte Bussritual eines kollektiven Kniefalls der Spieler als Geste gegen angeblichen Rassismus.

Mit dem Niederknien sollten die Mannschaften auf Geheiss von oben ein Zeichen setzen. Die kickenden Multimillionäre, viele mit Migrationshintergrund, wandelnde Erfolgsgeschichten von Integration und sozialem Aufstieg durch Leistung, führten vor den Kameralinsen der Welt ein absonderliches Spektakel auf, eine Art Opfergebet gegen Hass und Diskriminierung, unter der sie selber am wenigsten leiden, denn sonst würden sie heute nicht Millionen verdienen unter dem Jubel der Massen.

Gleichzeitig geben sich die knienden Krösusse als Menschen höherer Güte, als moralisch gereinigte Lebewesen zu erkennen, als eingebildete Schmerzensmänner zudem, die mit ihrem Kniefall die Sünden ihres zutiefst rassistischen Publikums auf sich nehmen, um daraus, für alle erkennbar, eine fast schon religiöse Botschaft abzuleiten: «Seht her, wir knien nieder, weil ihr da draussen finstere Rassisten seid. Wir aber sind keine Rassisten. Wir sind die besseren Menschen, weil wir niederknien.»

Das gab es noch nie. Dass an einem grossen Fussballturnier die Spieler jeden Match mit einer Beleidigung ihrer Fans beginnen. Denn natürlich richtet sich der vorausseilende Vorwurf an die Zuschauer, ans Publikum, das sich durch diesen Protest der Stars nicht nur angesprochen, sondern aufgerüttelt, angeprangert, angegriffen fühlen soll. Die Spieler gehen ja nur deshalb auf die Knie, weil ihre Fans so hoffnungslose, himmeltraurige Rassisten sind.

Der moralische Druck ist gross. Wir leben in einer Welt, in der man seine Unschuld permanent beweisen muss, um nicht als böse abgetischt zu werden. Der englische Nationaltrainer Gareth Southgate hat vor der EM einen offenen Brief an alle Engländer geschrieben, um sein multikulturelles Team von «Weltbürgern», so deuten es die Zeitungen, im Voraus zu verteidigen gegen den «englischen Chauvinismus», der sich, «wohl beeinflusst durch den Brexit», auf der Insel verbreitet habe.

Möglicherweise war diese vorsorgliche Publikumsbeschimpfung auch ein Grund dafür, dass der um politische Korrektheit so bemühte Trainer ausgerechnet im EM-Final drei Spieler mit anderer Hautfarbe als Penaltyschützen auf-

stellte, obwohl sie sehr unerfahren oder an diesem Turnier kaum eingesetzt worden waren. Wollte der Coach ein gesellschaftspolitisches Signal aussenden? War ihm das Sinnbild seiner guten Gesinnung wichtiger als die erfolgreiche Elfmeter-Taktik?

Ausgeschlossen ist das nicht. Aber wahrscheinlich hat sich Southgate einfach nur fürchterlich vercoacht, als er so kurz vor dem Ziel die Niederlage einwechselte. Die Ironie ist, dass Gutmenschen wie der England-Trainer, die den Sport für ihre politischen Botschaften vereinnahmen, die Missstände oft erst provozieren, die sie eigentlich zu bekämpfen vorgeben. Denn wer auf Vorrat die Leute als Rassisten beleidigt, bekommt Rassisten. Hass schafft Gegenhass.

Es ist wie eine Prophezeiung, die sich selbst erfüllt. Der neue Tugend- und Opferkult frisst wie Säure am Gewebe der Gesellschaft. Die Selbstverständlichkeit des Zusammenlebens geht verloren, wenn sich Politik und Medien ins Trennende verbeissen. Vielleicht ist genau dies das Ziel. Die Prediger des Rassenzanks säen Zwiebracht, um leichter zu befehlen und zu herrschen. Divide et impera.

Wer Menschen dauernd auf ihre Hautfarbe, auf Äusserlichkeiten reduziert, muss sich nicht wundern, wenn er Konflikte und Zerklüftung erntet. Antirassismus produziert Rassismus. Und am Schluss müssen die armen englischen Penaltyfehlschützen auch noch den Kopf hinhalten für all den Müll und die Ressentiments, die jene gehobenen Kreise aufkochen, die den Sport für ihre Politik missbrauchen.

Das Schauspiel ist von erhabener Lächerlichkeit. Gerade dieses EM-Turnier hat es doch erneut so wunderbar bewiesen: Unsere Gesellschaft ist nicht perfekt, bei weitem nicht, aber sie ist offener und toleranter als jemals zuvor. Die Fans pilgerten in die Stadien, um nach einem Jahr Corona das Leben wieder als Fest der Vielfalt und des körperlichen Beisammenseins zu feiern. Sie jubelten den Spielern zu, egal, welcher Hautfarbe.

Und sogar das Schweizer Team, diese Multi-kulti-Wundertüte selbstbewusster Ich-Darsteller, spielte sich mit Begeisterung und Leidenschaft endlich in die Herzen seines Heimatpublikums. Sport verbindet, wenn man ihn denn Sport sein lässt. R. K.

Hallux
Fidibus!

Fusschirurgie. Eines der Fachgebiete in Ihrer Privatklinik für Chirurgie und individuellen Service. pyramide.ch

Spitze für Sie



Überleben im Ausgang, Tucker Carlson, Segnungen der Gentechnik, Anabel Schunke, Europas Hamptons

Der Ausgang ist ein hartes Pflaster. Vor allem für junge Frauen: Gemäss einer Studie mussten neun von zehn in ihrem Leben bereits Belästigungen ertragen – sexistische Sprüche, unerwünschte Küsse und Berührungen. Was tun? Die *Weltwoche* sprach mit Betroffenen, Eltern, Klubbetreibern, Türstehern, Polizisten, Wissenschaftlern, LGBTQ+-Aktivisten, Feministinnen und Kampfsportlern. Aus den Gesprächen ergaben sich zehn goldene Regeln, wie junge Frauen im Ausgang überleben. **Seite 14**

Was ist besser: Wenn man die Kartoffeln pro Sommer sieben Mal gegen Pilze spritzen muss oder wenn man eine Sorte hat, die von selber gesund bleibt? Die Antwort scheint klar zu sein, aber die Realität ist verwickelter. In der Schweiz ist es so, dass die gegen Krankheit gefeierten Pflanzen verboten sind, wenn gentechnische Methoden damit verbunden sind. Der Bundesrat und die ganze Nahrungsmittelbranche wollen das geltende Gentechnik-Moratorium um weitere vier Jahre verlängern. Wir haben Forscher gefragt, was das für ihre Arbeit bedeutet. Es läuft darauf hinaus, dass sie im Labor neue Ideen finden, die sie in der Praxis nicht anwenden dürfen. **Seite 24**

Tucker Carlson ist die unangefochtene Nummer eins unter Amerikas Nachrichtenmoderatoren. Fast drei Millionen Zuschauer schalten jeden Abend ein, wenn der Fox-News-Star die politische Linke zerlegt. Nun geht er



Wer ausschert, wird bedroht:
Autorin Schunke.

im *Weltwoche*-Interview mit Donald Trump ins Gericht. Die politische Linke sei mächtiger und aggressiver als je zuvor. Der gefährlichste Mann in Amerika sei heute Barack Obama, der von Hass getrieben sei. «Trump hat dies zugelassen», sagt der konservative Talkmaster

im Gespräch mit Urs Gehrig. Er habe seinen Gegnern ermöglicht, sich «zu verbünden, zu organisieren» und das Wahlsystem zu verändern. Carlson stellt in Frage, ob Trump das Zeug hat für ein Comeback 2024. Und er erklärt, was er von den Gerüchten hält, dass er selbst Präsident werden wolle. **Seite 28**

Spätestens seit Michèle Binswanger, die Journalistin vom *Tages-Anzeiger*, bildlich geköpft wurde, wissen wir: Social Media ist ein Ort von pietätlosesten Verleumdungen und Beschimpfungen. Wer ausschert, wird von seinen politischen Gegnern bedroht, in Angst und Schrecken versetzt. Besonders interessant: Hass gegen rechts scheint im Gegensatz zu Hass gegen links geradezu legitim zu sein, wie das Beispiel von Anabel Schunke zeigt. Die Deutsche schildert Szenen aus ihrem Alltag als nichtlinke Autorin. **Seite 34**

Es gibt für alles ein erstes Mal – für unseren Mitarbeiter Mark van Huisseling war es ein Aufenthalt in Portugal. MvH, zeitweise Wahlspanier (oder jedenfalls -baleare), war voreingenommen, klar. Beim kleinen Nachbarn sei das Essen schlecht, die Lokale würden früh schliessen und die Frauen sähen weniger gut aus, heisst auf der Peninsula. Und? «Alles ganz anders», berichtet unser Korrespondent nach seiner Rückkehr aus dem Alentejo südlich von Lissabon. Wie genau es für ihn in Europas Hamptons war: **Seite 72**

Ihre Weltwoche

IMPRESSUM

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Die Weltwoche erscheint donnerstags.

Redaktion und Verlag: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, www.weltwoche.ch, E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch, verlag@weltwoche.ch, leserbriefe@weltwoche.ch.

Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91, E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch.

Jahresabonnement Inland Fr. 346.– (inkl. MwSt.). Schnupperabonnement Inland Fr. 38.– (inkl. MwSt.). Weitere Angebote für In- und Ausland unter www.weltwoche.ch/abo

Chefredaktor: Roger Köppel. **Verlagsleitung:** Sandro Gianini. **Betriebsleitung:** Samuel Hofmann. **Corporate Publishing:** Florian Schwab.

Anzeigenverkauf: Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07, E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch. **Online-Vermarktung:** GLA United. E-Mail: weltwoche@gla-united.com

Druck: Print Media Corporation, PMC, Oetwil am See. Die Weltwoche wird gedruckt in der Schweiz auf schweizerischem Papier, das auf der Basis von hochwertigem Durchforstungsholz, Altpapier und Zellulose hergestellt wurde. Es schon Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.

Ihr Immobilienraum?



3 ½ - 4 ½ Zi. Terrassenwohnungen
8955 **Oetwil a.d.L.**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis ab CHF 1'611'000.-, Bezug ab Herbst 2022
www.erlenkönig.ch



3 ½ und 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8309 **Birchwil**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.soley-birchwil.ch



3 Zimmer Mietwohnung
8708 **Männedorf**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Miete ab 2'750.- p/Mt., NK 190.-, Bezug nach Verein.
www.loft-neugut.ch



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8152 **Glattbrugg**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis ab CHF 1'341'000.-, Bezug ab Herbst 2022
www.glattwies.ch



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8457 **Humlikon**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/



5 ½ Zi. Eigentumswohnung
8119 **Pfaffikon**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09
Preis 1'933'000.-, Bezug ab Frühling 2021
www.luckenholz.ch

Sorry, es sind leider alle Wohnungen reserviert!



5 ½ Zi. Eigentumswohnung
8332 **Rumlikon**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis CHF 1'007'300.-, Bezug ab Winter 2021/22
www.grueens-doerfli.ch



3 ½ und 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8308 **Illnau**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09
Preis ab CHF 1'136'000.-, Bezug auf Anfrage
www.vistacasa.ch



5 ½ Zi. Doppel-Einfamilienhaus
8332 **Rumlikon**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis CHF 1'299'200.-, Bezug ab Winter 2021/22
www.grueens-doerfli.ch



3 ½ Zi. Eigentumswohnung
8475 **Seuzach**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09
Preis CHF 971'000.-, Bezug auf Anfrage
www.birch-seuzach.ch

Sorry, es sind leider alle Wohnungen reserviert!



7 ½ Zi. Doppel-Einfamilienhäuser
8913 **Ottenbach**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis ab CHF 1'521'000.-, Bezug ab Winter 2021/22
www.nidolino-ottenbach.ch



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8545 **Rickenbach/ZH**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis ab CHF 668'000.-, Bezug auf Anfrage
www.schmiedgass.ch

Sorry, es sind leider alle Einheiten verkauft!



3 ½ und 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8136 **Thalwil-Gattikon**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8104 **Stadel/Winterthur**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/

«Denkmalpflege Winterthur verhindert eine zonenkonforme Überbauung»



5 ½ Zi. Eigentumswohnung
8484 **Weislingen**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis ab CHF 1'577'000.-, Bezug ab Frühling 2021
www.paradislig.ch



4 ½ Zi. Terrassenwohnung
8103 **Unteringstringen**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis CHF 1'873'000.-, Bezug ab Frühling 2021
www.sparrenberg.ch

Sorry, es sind leider alle Einheiten reserviert!



3 ½ - 5 ½ Zi. Wohnungen, 4 ½ - 6 ½ Zi. DEFH
8127 **Aesch-Maur**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.chridlerpark.ch



4 ½ Zi. Eigentumswohnung
8495 **Saland**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis CHF 673'400.-, Bezug nach Vereinbarung
www.ammuelibach.ch

Sorry, es sind leider alle Wohnungen verkauft!



7 ½ Zi. Einfamilienhäuser inkl. Parkierung
8460 **Märthlen**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis ab CHF 1'090'000.- zzgl. Parkierung, Bezug auf Anfrage
www.calmacasa.ch



2 ½ - 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8615 **Wermatswil**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis CHF 1'071'000.-, Bezug auf Anfrage
www.solevista.ch



3 ½ Zi. Gartenwohnung
8615 **Wermatswil**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis CHF 1'363'000.-, Bezug Frühling 2022
www.leuberg.ch



Haben Sie ein Grundstück auf dem Immobilienräume verwirklicht werden können?
Melden Sie sich bei unserem Chef 👍
ulrich.koller@lerchpartner.ch oder per Telefon 052 235 80 00.



2 ½ - 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8610 **Uster**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/

Alle Objekte im Überblick:

www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/

Lerch & Partner
GENERALUNTERNEHMUNG AG
LerchPartner

You Tube

Zürcherstrasse 124 Postfach 322
8406 Winterthur
Telefon 052 / 235 80 00

Wir nehmen an den folgenden
Immobilienmessen teil:



SVIT Immobilien-Messe in Zürich
1. - 3. Oktober 2021, Lake Side Zürich

Stand Juni 2021



Freiwild: Frauen im Ausgang. Seite 14



Spanien weist den Weg: Seite 20



Klartext: Tucker Carlson. Seite 28

DIESE WOCHE

- 3 Editorial
- 4 Intern
- 8 Eilmeldung
Ist das noch Wetter oder schon Klima?
- 9 Peter Rothenbühler
Lieber Nick Hayek
- 10 Tagebuch Stefan Kölliker
- 12 Bern Bundeshaus
Entschlossen in die Klimadiktatur
- 13 Blick in die Zeit
- 14 Wildnis der Nacht
Zehn goldene Regeln für junge Frauen
- 17 Personenkontrolle
- 17 News Tote und Kranke nach Impfung,
Gender-Wahnsinn bei der Swiss
- 18 Mörgeli Konzernförderung
statt Medienförderung
- 18 «Auf kaltem Weg» Warnung vor
dem Europäischen Gerichtshof
- 19 Peter Bodenmann Tarnkappen-Schweiz
- 20 Spanien Modernstes Land Europas
- 22 Lustlos beugt er sich den Steuervögten
Ueli Maurer knickt ein
- 23 Novak Djokovic
Wie ein Feuer, das sich selber zähmte
- 24 Gentechnik-Moratorium
Die Schweiz plagt ihre Pflanzen
- 26 Loblied auf die Keuschheit
Plädoyer von Linnéa Findeklee
- 27 Kurt W. Zimmermann
Oase des Journalismus
- 28 «Mister Carlson, sind Sie der nächste
amerikanische Präsident?»
Talkshow-Star Tucker Carlson
- 31 Inside Washington
- 32 Patriotismus von Kastraten
Julie Burchill über Fussball

- 33 Orchestrierte Impfwängerei
Covid-Pass und Dauerpropaganda
- 34 Hass im Regenbogen Szenen aus dem
Alltag einer nichtlinken Autorin
- 35 Heinz Günthardt
Der Tennisexperte verlässt SRF
- 35 News Antiamerikanisten gegen den F-35,
Orientierungslose Genderisten
- 36 Milliardäre im All
Die Visionäre Branson, Bezos und Musk
- 37 Hirten, vom Zeitgeist gebeugt
Bischöfe im Abstimmungskampf
- 38 Verein Hetz-Courage
Eklat um Jolanda Spiess-Hegglin
- 39 Freiheits falsche Freunde
Gregor Rutz' Ambitionen
- 40 Singapurs neuer Realismus
Covid als Grippe?
- 41 Der Fall Balz Bruder
Suizid eines Chefredaktors
- 42 Zeitfragen
Rettet die Debatte!
- 45 Brief aus Cannes
- 46 Gerechtigkeit für Frauen
Essay von Carolina Müller-Möhl
- 47 Henry M. Broder
Je später, umso blauer das Licht
- 48 Leserbriefe
- 49 Nachrufe Gian Franco Kasper,
Richard Donner
- 54 Beat Gygi
Zuwanderung lässt Träume platzen

LITERATUR UND KUNST

- 51 Ikone der Woche
- 52 Heinrich von Kleist
Ästhetik der Intensität

- 54 Bücher der Woche
- 57 Die Bibel
- 58 Dwayne «The Rock» Johnson
Hollywoods bestbezahlter Schauspieler
- 60 Kino «Judas and the Black Messiah»
- 61 Klassik Johannes Brahms
- 61 Festivals Opernfestspiele Verona
- 62 Fotografie
Heinigers fantastische Welten
- 63 Games «Eve Online»
- 63 Jazz WHO Trio

LEBEN HEUTE

- 64 Wunderbare Welt
- 64 Unten durch
- 65 Fast verliebt
- 66 Sehnsuchtsorte
- 67 Lebensläufe
- 67 Thiel
- 68 Essen
- 68 Wein
- 69 Auto
- 69 Objekt der Woche
- 70 Zeitzeichen
- 70 Dr. M.
- 71 Kaffee mit ... Nils Planzer
- 72 Sommerferien in Europas Hamptons
Portugals heimlicher Hotspot
- 74 Marie von den Benken
Hübsche Tattoos



VIP-Spezialreise «Genussvolles Piemont» Trüffelzeit mit allen Sinnen

Mit seinen kulturellen Sehenswürdigkeiten und kulinarischen Schätzen begeistert das Piemont alle, die das Schöne lieben. Die Weine Barolos, die Hügel von Asti und die weissen Trüffeln von Alba – auf unserer 5-tägigen Exkursion geniessen Sie alle Facetten.

Mächtige Berge, sanfte Hügel, blühende Täler und weite Ebenen: Inmitten dieser Landschaft locken verträumte Dörfer und altherwürdige Städte. Wie könnte unsere Reise besser beginnen als mit einer Weingestaltung auf einem Landgut bei Asti. Sie wohnen im 4-Sterne Hotel «Somaschi» in gepflegten Ambiente eines ehemaligen Klosters. Das Abendessen im Hotel krönt den ersten Tag.

Als Nächstes erleben wir den Charme der Altstadt von Alba. Faszinierende Bauten aus dem Mittelalter und der Besuch der Trüffelmesse bringen uns zum Schwärmen. Danach geht es nach Barolo, in die Heimat des weltbekanntesten Weins. Die Fahrt durch die zauberhafte Hügellandschaft führt uns zur malerischen Ortschaft Grinzane Cavour. Dort besichtigen wir das Schlossmuseum und erfreuen uns an einer Weinverkostung.

Zu den weiteren Höhepunkten zählt der Rundgang durch Asti, die Stadt mit dem berühmten Schaumwein und Sehenswürdigkeiten wie der Kirche San Secondo, dem Barock-Palazzo Alfieri oder die Kathedrale

Santa Maria Assunta. Auch kulinarisch geniessen wir das Piemont in vollen Zügen, so etwa in einer typischen Trattoria.

Auch für eigene Erkundungen bleibt genügend Zeit, und auf Wunsch kann ein Ausflug nach Turin gebucht werden, wo die Geschäfte an der Via Giuseppe Barbaroux oder die Kaffeehäuser zum Verweilen einladen. Nach dem Abschieds-Abendessen in einem ausgesuchten Restaurant verlassen wir das Piemont. Letzte Station ist Mailand, die faszinierende Metropole in der Lombardei. Der Palazzo Reale, der imposante Dom und das Teatro alla Scala hinterlassen bleibende Eindrücke.



Platin-Club-Spezialangebot

VIP-Spezialreise «Genussvolles Piemont»

Reisetermin:

23. bis 27. Oktober 2021

Leistungen:

- Flug Zürich–Mailand–Zürich
- Gebühren und Transfers
- 4 Übernachtungen im 4-Sterne Hotel «Somaschi» in Cherasco, im Herzen der Barolo Weinbauregion
- 2 Abendessen im Hotel
- 2 Abendessen in Restaurants
- Weingestaltung
- Ausflug Trüffelmesse in Alba, Barolo-Weinbauregion und Castello di Grinzane Cavour
- Ausflüge nach Asti und Mailand
- Qualifizierte, Deutsch sprechende Reiseleitung

Preis:

Mit Weltwoche-Abo: Fr. 1750.–
(pro Person im Doppelzimmer)

Für Nichtabonnenten: Fr. 2050.–

Optionen:

- Einzelzimmerzuschlag: Fr. 240.–
- Ausflug Turin: Fr. 85.–
- Ermässigung Eigenreise: Fr. 250.–

Buchung:

Reservieren Sie Ihr Arrangement über Telefon 091 752 35 20 oder per E-Mail an info@mondial-tours.ch

Veranstalter:

Mondial Tours MT SA, 6600 Locarno

www.weltwoche.ch/platin-club

Ist das noch Wetter oder schon Klima?

Klimawarner machen mit Wetterkapriolen Stimmung.
Eine unseriöse Masche wird salonfähig.

Markus O. Häring

Bis vor kurzem galt die eiserne Regel, dass Wetter und Klima zwei unterschiedliche Dinge sind. Wer sich nicht daran hielt, wurde als Klimaleugner kaltgestellt. Das hat sich mit der ETH-Studie vom Januar 2020 grundlegend geändert. Sie trägt den Titel: «Klimawandel jetzt an jedem einzelnen Tag des Wetters auf globaler Ebene nachweisbar.»

Die Studie behauptet, dass man in jedem Wetterverhalten einen Fingerabdruck des Klimawandels finden könne. Und dass dafür der Mensch verantwortlich sei. Allein schon die Annahme, dass man genau weiss, wie sich das Klima ohne Menschen in den letzten hundert Jahren entwickelt hätte, ist eine unglaubliche Anmassung. Da es die menschenlose Parallelwelt nicht gibt, baut man auf Rechenmodelle. Und da diese nicht überprüfbar sind, sind sie nicht mehr als Hypothesen.

Sensation Regen

Das Papier öffnet Tür und Tor für jede Art von Horrormeldungen, die eines gemein haben: Was auch immer das Wetter macht, der Mensch ist schuld daran. Vor zwei Jahren hiess es noch: «Wir werden uns auf trockene Sommer und Dürren einstellen müssen.» Die Waldbrände in Australien wurden uns als Schreckgespenst

Seit Facebook & Co. den Medien den Rang ablaufen, müssen Schlagzeilen immer dramatischer werden.

des künftigen Klimas aufgetischt. Vergangene Woche waren Extremtemperaturen in Kanada an der Reihe. Und jetzt ist der Regen ohne Ende bei uns die Sensation. Dass in Australien seither eher unterdurchschnittliche Temperaturen, ergiebige Regenfälle und eine rasche Erholung der Wälder registriert werden, interessiert nicht mehr. Es passt nicht zur Message.

Weil Nässe, Kälte und Dürren nicht zusammenpassen, wird nun eine angeblich zunehmende Klimavariabilität bei vermehrten Extremereignissen vorgeschoben. Die Masche ist so simpel wie durchsichtig. Irgendwo auf der



Irgendwo gibt es immer ein Extremereignis: Zürich Albisrieden, 13. Juli.

Welt gibt es immer ein Extremereignis. Eine Zunahme von Ausnahmesituationen statistisch zu beweisen oder auch zu widerlegen, ist praktisch unmöglich. An sich ist es schon unwissenschaftlich, Ereignisse an verschiedenen Ecken der Erde in einen Topf zu werfen. Wenn schon müsste man lange Zeitreihen an ein und demselben Ort untersuchen.

Bibel der Klimabewegung

Seit Facebook, Twitter und Co. den traditionellen Medien mit Sensationsmeldungen den Rang ablaufen, müssen Schlagzeilen immer dramatischer werden. Das kann man mit einem faden Titel wie «Ein Mai wie in den 80er Jahren», den SRF-«Meteo» kürzlich für einen Monatsrückblick verwendete, natürlich nicht bieten. Selbst den dauertwitternden Professor Reto Knutti konnte das zu keinem Retweet bewegen. Dafür schaffte die *Tagi*-Schlagzeile «Neue Unwetter bringen das Fass zum Überlaufen» sein Gütesiegel. Alles im Namen der Wissenschaft.

Es gibt ausreichend Gründe dafür, sich von der Abhängigkeit fossiler Brennstoffe zu lösen. Doch Stimmungsmache schadet der Wissenschaft und dient der Sache nicht. Sogar der Bericht des Weltklimarats (IPCC) zur physikalischen Basis des Klimawandels, gleichsam die Bibel der Klimabewegung, kann als Warnung vor kopflosem Aktivismus gelesen werden. Dort steht zum Beispiel in der Einleitung (Seite 128 ff.): «Selbst wenn die anthropogenen Emissionen sofort aufhören würden, würde sich das Klima weiter ändern, bis es zu einem neuen Gleichgewicht kommt. Aufgrund der langsamen Reaktionszeit einiger Komponenten des Klimasystems werden die Gleichgewichtsbedingungen erst in vielen Jahrhunderten erreicht werden.»

Ganz so einfach wie den Thermostat in der guten Stube kann der Mensch Klima und Wettergeschehen offenbar doch nicht steuern.

Markus O. Häring ist promovierter Geologe, ehemaliges Mitglied der Eidgenössischen Geologischen Fachkommission und Vizepräsident des Carnot-Cournot-Netzwerks.

Lieber Nick Hayek

Ihr Vater war der Retter der Schweizer Uhrenindustrie, dem man alles verzieht. Weil er Erfolg an Erfolg reihte. Sie erinnern durch die Körpersprache, mit Zigarre, offenem Hemd, den Uhren an beiden Handgelenken, den zurückgerollten Blazerärmeln und provokativen Sprüchen wunderbar an Ihren legendären Vater. Jetzt hoffen alle, die direkt oder indirekt von der Uhrenindustrie leben, dass Sie auch im Steuern und Lenken so genial sind wie Nicolas G. Dass Sie rechtzeitig mit radikalen Ideen und harten personellen Entscheidungen Ihre Swatch Group aus der Schiefelage herausführen, in der sie sich offenbar befindet. Sie wissen ja, was es heisst, aus dem SMI rauszufliegen. Was für ein Vertrauensverlust in der Finanzwelt damit verbunden ist.

Natürlich überspielen Sie diese Delle mit der typischen hayekschen Insolenz: «We couldn't care less.» Hätte Ihr Vater vielleicht auch ge-



Kronjuwelen des «Swiss made»:
Uhrenunternehmer Hayek.

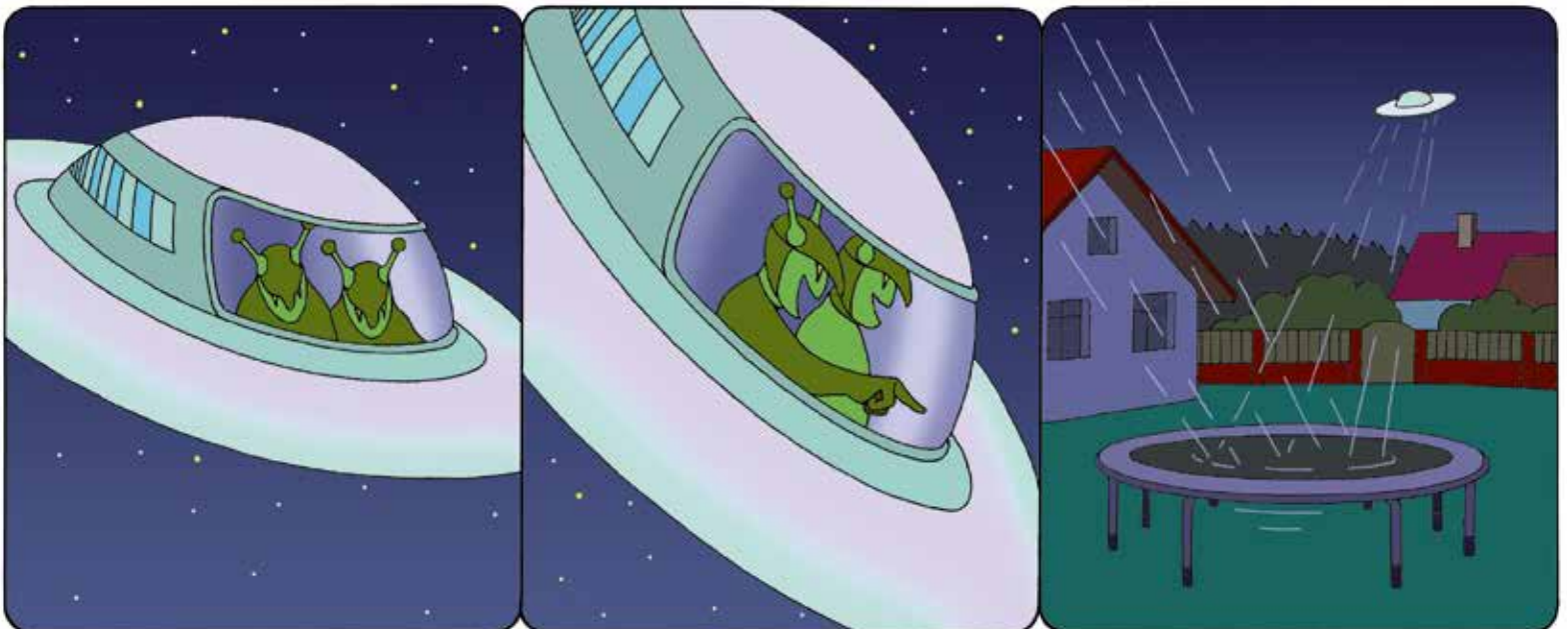
sagt. Sie meinen sogar, dass eher der Leitindex selbst ein Problem habe, wenn er die Swatch Group nicht mehr zu den zwanzig wichtigsten Börsentiteln der Schweiz zähle. Da ich nichts von der Börse verstehe, aber doch annehme, dass dort nicht nach Gefühl geurteilt wird, sondern knallhart nach Kennzahlen und

Gewinnerwartungen, verstehe ich nicht mehr recht, was zurzeit abgeht. Ich kann als ursprünglicher Bieler und heutiger Bewohner des Uhrentals Vallée de Joux nur inständig hoffen, dass Ihr Konzern, der zu den Kronjuwelen des «Swiss made» gehört und einer der grössten industriellen Arbeitgeber des Landes ist, die Schlechtwetterperiode schnell verkraften und die nötigen Reformen (wenn sie denn nötig sind) vornehmen wird.

Ich kann jedenfalls die Schadenfreude nicht teilen, die bei den Kommentaren zu den Schwierigkeiten Ihrer Gruppe mitschwingt. Im Gegenteil. Es würde mich sehr überraschen, wenn es Ihnen und Ihrer Schwester Nayla nicht gelingen würde, das Schiff aus den Turbulenzen zu führen. Ihr Erfolg ist für die Schweiz von grösster Wichtigkeit! *Do it.*

Mit freundlichen Grüssen
Peter Rothenbühler

BARTAK



TAGEBUCH

Stefan Kölliker



Es ist schon so: Ich bin ein Regierungsrat, der immer wieder einen Kick gibt, auch mal eine Provokation nicht scheut und so eine Idee lanciert, die fürs Erste gewöhnungsbedürftig scheint. In meiner vierzehnjährigen Amtszeit habe ich gelernt, dass es anders nicht geht, wenn man etwas bewegen, wenn man innovativ sein und Resultate haben will. Natürlich kann die Rechnung nicht immer aufgehen, denn unsere Demokratie sorgt für die kritische Kontrolle und die nötige Bremswirkung. Das ist auch gut so! Gerade deswegen müssen wir immer wieder ein «Was glaubt der eigentlich?» provozieren, wenn wir das eine oder andere «Ah doch, es funktioniert!» erreichen wollen.

Ich habe diese Erfahrung gemacht, als wir das Neunzig-Millionen-Franken-Programm der St. Galler IT-Bildungsoffensive oder die Medizinausbildung für die Universität St. Gallen vorangetrieben haben. Beides ist von einer belächelten Idee zum Erfolg geworden. Natürlich war ich nach den Initialzündungen auf die Unterstützung zahlloser Fachleute angewiesen, und ich bin diesen sehr dankbar für ihren super Job bei der Umsetzung. Zurzeit ist die Idee der «Sportvision Ost» – ein nationales Sportzentrum in der Ostschweiz – auf dem Prüfstand zwischen «Was glaubt...» und «Ah doch...». Ich bin gespannt, wie es dort weitergeht. Die Fachprofis haben den Ball aufgenommen, das freut mich schon mal.

In der Debatte um die Corona-Testungen haben mich die Medien ebenfalls als Provokateur dargestellt. Auch wenn mir dabei fantasievolle Worte in den Mund gelegt worden sind: Ja, auch in dieser Debatte provoziere ich. Allerdings habe ich diesen «Kick» keines-

wegs gesucht: Hier geht es ja nicht um eine Vision für die Bildung, sondern nur um das banale Verteidigen der Schule, wie sie ist. Als Bildungschef lernt man, die Förderung der jungen Menschen über alles zu stellen und den langfristigen Zusammenhang zwischen Ursache und Wirkung zu erkennen. Ich wünsche mir, dass ausser mir und meinen Amtskolleginnen und -kollegen in der Schweiz auch die Corona-Fachleute des Bundes diesen Lernprozess durchmachen.

Bei aller Achtung vor dem Fachwissen sind mir diese zu wenig umsichtig unterwegs, auf ihre Art «bildungsfern», um ein provozierendes Bild zu gebrauchen. Die Schule reagiert auf Verletzungen, die ihr zugefügt werden, empfindlich, aber oft erst mit Verzögerung. Die Fehler badet dann später die ganze Gesellschaft aus. Es gibt daher nur eines: jede Massnahme auf das Verhältnis von Störung und Nutzen prüfen und auf sie verzichten, wenn dieses Verhältnis nicht stimmt. Ich musste den Präsenzunterricht gegen die Schulschliessungen verteidigen, weil sich diese für die Gesundheit als kaum wirksam erwiesen, für die Schule aber schädlich waren, und dabei Klartext reden. Gerade auch unsere Hochschulen blieben viel zu lange geschlossen!

Jetzt muss ich mich gegen die Massentestungen in der Schule wehren. Diese sind angesichts des Ziels, die Kapazität der Spitäler zu sichern und die Risikopersonen zu schützen, überrissen. Unsere Ärztinnen sagen uns, dass es keinen Beleg dafür gibt, dass Massentestungen in Schulen die Ansteckungskurven nach unten drücken, sondern dass diese Kurven in Kantonen mit repetitiven Tests und solchen mit Ausbruchstests gleich verlaufen. Warum dürfen wir ihnen nicht glauben, sondern sollen dem Aufruf des Bundesamtes für Gesundheit folgen und mit einer teu-

ren, aber wirkungslosen Testmaschinerie den Unterricht durcheinanderbringen und in den Familien Verunsicherung schüren?

Ich möchte nicht, dass die Eltern ihre Kinder als Sündenböcke der Pandemie ansehen müssen. Es ist zu hoffen, dass sich in dieser Sache bald das Augenmass durchsetzt. Zum Glück sind wir mit unserer Haltung im Kanton St. Gallen nicht allein, sondern mit anderen grossen Kantonen auf einer Linie. Die Fachleute im Bundesamt sollen nicht an den Pranger gestellt werden, sie bemühen sich mit gutem Willen um die Bewältigung der Pandemie. Was die Verhältnismässigkeit ihrer Rezepte angeht, müssen sie aber noch zulegen – jedenfalls bei der Bildung.

Nochmals zum «Kick»: Es hatte sein Gutes, dass die Schulschliessung im Corona-Shutdown auf unsere St. Galler IT-Bildungsoffensive getroffen ist. Die Offensive sucht den pädagogischen Mehrwert von digitalem Unterricht. Die Erfahrungen aus dem überstürzten Fernunterricht letztes Jahr sind gemischt: Die technische Anwendung der Geräte und Programme machte einen grossen Sprung. Bei der Unterrichtsgestaltung zeigten sich dagegen schonungslos Grenzen und Lücken. Hier schlägt die Stunde unserer Offensive. Neun St. Galler Modellschulen machen sich nun zusammen mit unserer Pädagogischen Hochschule auf den Weg, die digitalen Instrumente mit einem professionellen Konzept auszuloten. Ich bin gespannt auf die Erkenntnisse!

Stefan Kölliker (SVP) ist Regierungsrat und Bildungsdirektor des Kantons St. Gallen.

«Seele der Maschine»

Edgar Heinrich, der Design-Chef von BMW Motorrad, über die R 18 Classic, das Paralleluniversum der Gestaltung und das Herz jeder seiner Entwürfe.

David Schnapp

Weltwoche: Edgar Heinrich, ein Motorrad zu entwerfen, ist eine schwierige Aufgabe, weil es nur wenige stilbildende Elemente gibt. Wie haben Sie dies bei der BMW R18 Classic gelöst?

Edgar Heinrich: Ich sehe das ehrlich gesagt ganz anders. Ein Auto zu designen, finde ich viel schwieriger. Beim Auto gibt es nur Karosserie, Scheinwerfer und Felgen. Beim Motorrad hingegen wird die ganze Technik sichtbar: Der Motor als Seele der Maschine, die verschiedenen Rahmenarten, unterschiedliche Materialien und Werkstoffe – das ist eigentlich viel umfassender. Wir beschäftigen uns mit Herstellungstechniken wie zum Beispiel Schmieden, Schweißen oder Giessen. Und bei der R18 sind die Grundproportionen das zentrale Merkmal. Wir wollten mit einer langen, tiefen Silhouette eine scheinbare Simplizität zum Ausdruck bringen.

Weltwoche: Die R18 Classic erinnert an die Tradition klassischer Touring-Maschinen. Worauf haben Sie geachtet?

Heinrich: Wir wollten den Einstieg in dieses Segment mit Anleihen an unsere eigene Geschichte gestalten. Die R18 ist ein Fahrzeug, das eine semantische Einfachheit ausstrahlt: Der Tank beispielsweise ist einfach ein Tank; für den Fahrer ist dieses Motorrad sofort verständlich, auch wenn es über eine komplexe Technik verfügt.

Weltwoche: Der Big-Boxer-Motor ist ein zentrales Element der R18. Aus Sicht des Designers: Ist so ein Element eine Einschränkung oder eine Chance?

Heinrich: Die Frage war immer: Was für ein Motor kommt in dieses Motorrad? Irgendwann fiel die Entscheidung für den Boxermotor, und es musste ein mechanisches Kunstwerk werden. Dabei war Design von Beginn weg ganz wichtig. Wir haben es geschafft, die Funktionen dieses Aggregats sichtbar zu machen, das finde ich faszinierend.

Weltwoche: Sie haben Motorräder einmal als «Accessoire» bezeichnet. Was meinen Sie damit?

Heinrich: Es gibt den Spruch «Ein Auto ist der grösste Anzug, den man tragen kann». Aber ein Auto ist erst mal ein Gebrauchsgegenstand, der emotionale Aspekt kommt dann gewissermassen obendrauf. Das Motorrad hingegen



«Völlig neues Segment»: Designer Heinrich.

braucht keiner, es ist von Anfang an ein emotionales Statement, ein Accessoire eben, das etwas über mich aussagt.

Weltwoche: Als Designer müssen Sie vorausschauen können, denn von der ersten Skizze bis zur fertigen Maschine dauert es oft Jahre. Wie gelingt Ihnen das?

Heinrich: Wir bewegen uns in einem Paralleluniversum, das immer vier, fünf Jahre voraus ist. Die R18 zum Beispiel ist mir schon seit Jahren vertraut. Und Designer haben ständig neue Ideen. Wenn eine Zeichnung fertig ist, will ich gleich wieder etwas verbessern oder ändern – eigentlich bin ich nie fertig. Deshalb muss irgendwann das Ende eines Gestaltungsprozesses bestimmt werden.

Weltwoche: Sie restaurieren privat Motorräder oder bauen sie neu auf. Wie stark wurde die R18 für die Möglichkeiten der Individualisierung ausgelegt?

Heinrich: Das haben wir so weit wie möglich mitgeplant. Wir haben festgestellt, dass ein normaler Schrauber an einem modernen Motorrad kaum noch etwas ändern kann, weil die Tech-

nik, die Steuerungselektronik so komplex sind. Wir haben deshalb bei der R18 bewusst Schnittstellen eingebaut, damit die Individualisierung möglich ist. Das wird auch gewürdigt und fällt positiv auf die Marke zurück.

Weltwoche: Mit der R18 beginnt BMW Motorrad eine neue Reise. Wohin soll sie führen?

Heinrich: Die R18 ist kein *one-day wonder*, wir wollen uns in diesem für uns völlig neuen Segment die nötige Glaubwürdigkeit erarbeiten. Uns war immer klar, dass das Zeit braucht, aber bisher ist es gut gelaufen. Und es geht ja weiter: Die R18 wird über die Jahre zur Familie wachsen, dazu gibt es immer mehr Zubehör und Individualisierungsmöglichkeiten.

Edgar Heinrich, geb. 1958, leitet seit 2012 das BMW-Motorrad-Design-Team in München, wo er schon von 1986 bis 2009 engagiert war, bevor er für einige Jahre in Indien arbeitete.



Diese Seite entstand in Zusammenarbeit von BMW Motorrad Schweiz und der Weltwoche.

Entschlossen in die Klimadiktatur

Bundesrätin Sommaruga will mit höheren Abgaben auf Brennstoffen zum Verzicht erziehen. Dabei hätte sie bei der Swisscom dringendere Probleme zu lösen.

Den meisten Zeitungen war die Meldung, die das Bundesamt für Umwelt (Bafu) am Mittwoch vor einer Woche verbreitete, bloss eine Kurznachricht wert. Dabei war sie höchst brisant. Die Umweltbehörde von Bundesrätin Simonetta Sommaruga (SP) berichtete, dass man die CO₂-Reduktionszielwerte bei den Brennstoffen im letzten Jahr verfehlt habe; deshalb werde die Abgabe auf Brennstoffen ab dem 1. Januar 2022 von 96 Franken auf 120 Franken erhöht. Für die Konsumenten bedeutet dies, dass Heizöl im kommenden Jahr um 6 Rappen pro Liter teurer wird.

SVP-Nationalrat Albert Rösti, Präsident des Brennstoffhändlerverbandes Swissoil, spricht von «fehlendem politischem Gespür», auch wenn Sommaruga «rechtlich gesehen dazu befugt» sei. Politisch hätte man diese Erhöhung nach dem Nein zum CO₂-Gesetz nicht vollziehen dürfen. Christian Imark, der den Abstimmungskampf gegen das CO₂-Gesetz leitete und gewann, spricht von einem Affront gegenüber den Stimmbürgern: «Die Bevölkerung hat klar zum Ausdruck gebracht, dass diese Abzockerei im Namen des Klimaschutzes aufhören soll.» Trotzdem müsse man jetzt «wie ein Häftling aufpassen», dass die Behörden den Volkswillen respektieren.

Wichtige Baustellen vernachlässigt

Dabei hätte Bundesrätin Simonetta Sommaruga dringendere Baustellen. Bei der Swisscom kam es vor einigen Tagen erneut zu einer größeren Panne. Wie schon 2020 waren auch dieses Mal wegen einer Netzstörung in mehreren Kantonen während Stunden die Notrufnummern nicht mehr erreichbar. Sommarugas Bundesamt für Kommunikation teilte gegenüber Medien mit, solche Pannen seien für den Bund nicht akzeptabel. Man räume dem Thema «höchste Priorität ein». Das hört sich besser an, als es ist, zumal sich die Grosspannen beim staatsnahen Telekom-Unternehmen häufen. Würde die SP-Bundesrätin diesem Problem die gleiche Aufmerksamkeit schenken wie dem Klima, wäre es wahrscheinlich gar nicht erst so weit gekommen.



Fatale Spirale:
Simonetta Sommaruga.

Mit der Erhöhung der Klimaabgabe wird kein einziger Murgang verhindert. Das ist reine Symbolpolitik, um gegenüber dem Ausland gut dazustehen. Doch wenn die Feuerwehr und Einsatzkräfte während eines Unwetters nicht erreichbar sind, ist dies eine Katastrophe. Wie

Mit der Erhöhung der Klimaabgabe wird kein einziger Murgang verhindert. Das ist reine Symbolpolitik.

rasch die Helfer in Notfällen vor Ort sind, kann über Leben und Tod entscheiden.

Selbst Sozialisten wie Nationalrat Jon Pult, Vizepräsident der nationalrätlichen Verkehrskommission, regen sich über das Swisscom-Netzdebakel auf. «Wenn eine solche Störung zum vierten Mal in wenigen Monaten vorkommt, ist das besorgniserregend», erklärte Pult gegenüber dem Internetportal *Netzwoche*. Nun sollen die hochbezahlten Swisscom-Manager nach der Sommerpause bei den Verkehrskommissionen von National- und Ständerat antraben und Erklärungen liefern.

Die Krux: Für die Steuererhöhung brauchte es nicht einmal einen neuen Bundesratsbeschluss. Wenn die Zielvorgaben nicht erreicht werden, kann die CO₂-Abgabe auf fossilen Brennstoffen wie Heizöl oder Erdgas automatisch erhöht werden. So steht es seit Februar 2021 in der Verordnung. Rösti findet jedoch, dass Sommaruga nach dem Scheitern des CO₂-Gesetzes dem Bundesrat hätte vorschlagen sollen, auf eine Erhöhung der Abgabe zu verzichten. «So wird sie es mit ihrer Klimapolitik noch schwerer haben», warnt der Berner.

Nur schon die Art, wie Sommaruga ihre Abgabenerhöhung orchestriert hat, sorgt für Unmut. Anlass dazu bot eine Motion des Aargauer Ständerates Thierry Burkart (FDP). Er hatte eine Verlängerung der befristeten Steuererleichterungen für Erdgas, Flüssiggas und biogene Treibstoffe bis Ende 2030 verlangt. Dies, weil sich die Beratungen zum neuen CO₂-Gesetz seit Jahren dahinschleppten und die steuerlichen Anreize für biogene Treibstoffe ausliefen. Sommaruga nutzte die Gelegenheit, um auch die Klimaziele bei den Brennstoffen zu verschärfen.

Klammheimliche Verschärfung

Der Zielwert für den jährlichen Ausstoss an Kohlendioxid wurde in der Verordnung klammheimlich von der Verwaltung verschärft. In der Pressemitteilung vom Mai 2020, mit der man die Revision der Verordnung ankündigte, wird mit keiner Silbe darauf hingewiesen. Darin heisst es bloss, dass eine Anpassung der Abgabe auf den 1. Januar 2022 grundsätzlich möglich sei, sollten die Brennstoffemissionen 2020 nicht genügend sinken.

«Eine Verschärfung der Zielwerte, und dies bei einem erheblichen Bevölkerungswachstum – so lassen sich die Vorgaben nie erreichen», kritisiert Imark. Das liefere aber Bundesrätin Sommaruga und ihrer Umweltbehörde die Rechtfertigung zur Erhöhung der Abgaben auf Heizöl und Erdgas. Diese fatale Spirale wollten die Stimmbürger stoppen, als sie das neue CO₂-Gesetz bachab schickten. Sommaruga tut so, als wäre nichts geschehen.

BLICK IN DIE ZEIT

Erik Ebnetter



England, das sogenannte Mutterland des Fussballs, stand so kurz davor, erstmals seit 55 Jahren ein grosses Fussballturnier zu gewinnen. Die Mannschaft spielte sogar zu Hause, im Londoner Wembley-Stadion, wie damals, 1966, als die Engländer zum bislang einzigen Mal an einem solchen Anlass triumphierten. Konnte sich auch nur ein neutraler Zuschauer mit schlagendem Herzen in der Brust über den Sieg der Italiener im EM-Final freuen?

Um es kurz zu machen: Ja.

Der Erfolg der Italiener war auch ein Fest für Fussballromantiker. Das Team ist keine Ansammlung von Stars und Legionären (wobei das auch für die englische Mannschaft gilt). Die Italiener sind fast alle in der Heimat engagiert, zum Teil bei kleineren Vereinen. Manuel Locatelli, der gegen die Schweiz zweimal traf, spielt bei Sassuolo, ebenso Domenico Berardi, der im Final den ersten Penalty schoss. Andrea Belotti, der danach antrat, stürmt für den FC Turin.

Eine solche Truppe, teils rekrutiert in der Fussballprovinz, erinnert an die Schweizer Mannschaft, die 1994 an die Weltmeisterschaft nach Amerika reiste. Der FC Sion stellte damals die Verteidigung. Auch Spieler von Servette und YB standen in der Startaufstellung. Heute ist Silvan Widmer der einzige Stammspieler der Nati mit Schweizer Arbeitgeber (Basel), und auch er wechselt jetzt ins Ausland, zu Mainz in die deutsche Bundesliga.

Doch zurück zu den Italienern: Die Entdeckung des Turniers ist Federico Chiesa. Bereits sein Vater Enrico war ein brillanter Fussballer, einst ausgezeichnet als bester italienischer Spieler der Saison. Der

Sohn hat dessen Torgefährlichkeit geerbt, verkörpert zudem das Erbe der Nation. Er stürmte voran, belagerte den Gegner, als wäre er ein Condottiere aus dem 15. Jahrhundert. Und tatsächlich erinnern seine weichen Gesichtszüge, akzentuiert durch die gebogene Nase, an den Renaissancefürsten Federico da Montefeltro, «Die Nase Italiens».

Der König der italienischen Gegenwart ist allerdings Roberto Mancini, der Trainer dieser begeisternden Mannschaft, gleichzeitig Arbitr Elegantiarum des modernen Fussballs. Immer perfekt gekleidet, die graue Locke sorgfältig gelegt, wirkt er manchmal wie eine Karikatur

Konnte sich auch nur ein Zuschauer mit schlagendem Herzen in der Brust über Italiens Sieg freuen? Ja.

des eitlen Italieners. Doch ausgerechnet beim grössten Auftritt seines Lebens, im EM-Final, beobachtet von Abermillionen TV-Zuschauern, zog er sich eine unförmige Windjacke über und setzte seine Frisur dem englischen Nieselregen aus. In diesem Rentner-Tenue coachte Mancini sein Team zum Sieg. Die Botschaft war offensichtlich: Jeder hat für den Triumph sein Opfer zu bringen, und sei es das eigene Ego.

Zur Seite stand ihm Gianluca Vialli, der kongeniale Sturmpartner aus alten Genueser Tagen. Man nannte sie die «gemelli del gol» – Zwillinge des Tors. Sie führten – auch das ein Romantikerstoff – den Aussenseiterklub Sampdoria sogar zum Meistertitel. Zuletzt war es eher still um Vialli. Er hatte Bauchspeicheldrüsenkrebs, besiegte die Krankheit, die meist einem Todesurteil gleichkommt. Nun dient er seinem alten Freund als Delegierter.

Offenbar inspirierte Ex-Stürmer Vialli mit seiner Geschichte des Aufstehens und Weiterkämpfens auch die Verteidiger. Im Final traf Leonardo Bonucci zum Ausgleich, halb am Boden liegend, mit robustem Körpereinsatz, wie es sich für einen stil-sicheren Abwehrspieler gehört. Er und sein Partner Giorgio Chiellini könnte man als «Zwillinge der Grätsche» bezeichnen, doch bekannt sind sie als «Senatoren». Die beiden, die auch bei Juventus Turin zusammenspielen, regieren ihren Strafraum wie einst die alten Römer ihr Weltreich.

Und grätschten sie an dieser Europameisterschaft doch einmal an einem Gegenspieler vorbei, stand da Gianluigi Donnarumma, der Hüne vom neapolitanischen Golf, der seit ein paar Jahren für die AC Mailand tätig ist. Er erhielt die Auszeichnung als bester Spieler des Turniers, und zwar als erster Torhüter seit Peter Schmeichel vor über einem Vierteljahrhundert.

Seine Statistiken sprechen für sich: Penaltys wehrt Donnarumma ab, als spielte er Handball oder Eishockey, wo der Goalie in solchen Situationen im Vorteil ist. Noch nie hat er ein Elfmeterschiessen verloren. Neuerdings hält er den Rekord für die längste Zeit ohne Gegentor im italienischen Goal: sagenhafte 1169 Minuten oder dreizehn Spiele. Damit schlägt er sein Vorbild Gianluigi Buffon, der in seiner langen Karriere mit Vater und Sohn Chiesa zusammenspielte – noch so eine Romantikerstory.

Nun wechselt Donnarumma nach Paris, weil er dort mehr Geld verdienen wird. Am Ende bleibt Fussball ein Geschäft. Auch darum geht Italiens Sieg in Ordnung: Ein englischer Triumph wäre zu schön gewesen.

Wildnis der Nacht

Überleben im Ausgang: zehn goldene Regeln für junge Frauen.

Roman Zeller

Das Nachtleben pulsiert wieder. Klubs und Bars öffnen nach Monaten der pandemiebedingten Schliessung ihre Tore. Von einer «neuen Normalität» ist die Rede. Das mag für den Alltag richtig sein. Doch was das Nachtleben angeht, gilt: Die neue Normalität ist die alte.

Während Männer sorglos um die Häuser ziehen, gehen Frauen mit einem mulmigen, sogar mit einem Angstgefühl durch die Gassen. Wer mit der Schwester, Cousine, Nichte, Freundin, Bekannten, mit irgendeiner jungen Frau über den Ausgang redet, hört immer dieselben Geschichten. Eine Hand, wo sie nicht sein soll – «normal». Ein Unbekannter, der einem auf dem Heimweg nachläuft – «normal». Ein unanständiger Spruch – «normal».

Auch die Zahlen sprechen eine deutliche Sprache: 59 Prozent der jungen Frauen gaben 2019 in einer Umfrage des Meinungsforschungsinstituts GfS an, Belästigungen in Form von «unerwünschten Berührungen, Umarmungen und Küssen» erfahren zu haben. Fast gleich viele sahen sich mit sexuell suggestiven Witzen, Anstarrern oder aufdringlichen Kommentaren konfrontiert. Eine Zürcher Studie hielt kürzlich sogar fest, neun von zehn jungen Frauen seien im Ausgang schon belästigt worden. Was tun?

Die *Weltwoche* sprach mit jungen Frauen, Eltern, Klubbetreibern, Türstehern, Polizisten, Wissenschaftlern, LGBTQ+-Aktivisten, Feministinnen und Kampfsportlern. Aus diesen Gesprächen lassen sich zehn goldene Regeln ableiten, wie junge Frauen im Ausgang überleben.

1. Geize mit Reizen

Die Party beginnt vor dem Kleiderschrank. Je weniger eine Frau trägt, desto mehr Idioten zieht sie an. «Zu sexy? Das mache ich nie», sagt Julia*, 20. Wer mit Leggings, Hotpants, Mini-Rock oder nur schon einem luftigen Sommerkleidchen das Haus verlässt, wird mit Pfiffen und Sprüchen eingedeckt. Autos hupen.

Klar, ein Klub ist kein Kloster. Niemand braucht im Habit der Nonne zu feiern. Eine Disco ist aber auch keine Badi. Wer zum Tanzen ein Décolleté wie am Strand präsentiert, macht

sich zum Ziel von unflätigen, grabschenden Männern.

Wer trotzdem ein knappes Kleid tragen möchte, sollte eine kurze Hose darunter anziehen, empfiehlt Nina*, 30, eine erfahrene Party-Gängerin. Viele Männer warteten nur darauf, sitzenden Frauen zwischen die Beine zu schauen. Auch durchsichtige Stoffe meide sie, sagt Nina, überhaupt alles, was verrutschen könnte. Und zwar nicht nur an «klassischen Aufriss-Orten», sondern überall.

2. Feiere mit Freunden

Alleine weg geht praktisch keine Frau. «Ich hätte Angst», lautet die Begründung unisono. Ausgang in Grüppchen ist die Regel, und zwar von A bis Z – am besten von Haustür zu Haustür.

Dramatisierend liesse sich ein Bild aus der Tierwelt zeichnen: Eine Gazelle bewegt sich im Herdenverband nicht leichtfüssiger, aber sicherer. Entfernt sie sich von ihren Artgenossen, muss sie mit Ungemach rechnen.

Nun sind Frauen kein Freiwild und Männer, meistens, keine animalischen Jäger. Doch das Risiko, übertrieben angemacht zu werden, mindert sich für Frauen tatsächlich, wenn sie vor Klubs mit Freundinnen anstehen, drinnen nicht alleine auf die Toilette gehen und Zigaretten in Begleitung rauchen.

Bedenkenlos tanzen Frauen, wenn sie mit Männern unterwegs sind. «Man kommt gar nicht erst in unangenehme Situationen», sagt Snezana*, 29, die öfters mit Kollegen als Kolleginnen im Ausgang ist. «Männer wirken abschreckend», erklärt sie, «wie Bodyguards.»

Sollte doch etwas passieren, rät die Stadtpolizei Zürich, so rasch wie möglich die Nummer 117 zu wählen.

3. Tanze zu Elektro

«Wo Hip-Hop läuft, gibt es mehr Puff», sagt ein Türsteher, der in verschiedenen Zürcher Klubs arbeitet. Das Publikum sei dort meist jünger, unerfahrener, ungezogener. Auch Latino-Schuppen zählt er zur Risikosparte, weil die dort gespielte Tanzmusik den Körperkontakt regelrecht provozieren. «Weniger schlimm sind Techno-Klubs.»

Ein Security-Mitarbeiter sieht die Hauptursache dafür im Konsumverhalten. Wo Hip-Hop laufe, sorgten stark betrunkene Macho-Männer für eine aggressive Stimmung. Auf Elektro-Partys pumpten sich die Gäste dagegen eher mit harten Drogen voll. Die Männer seien dann vor allem mit sich und der monotonen Musik beschäftigt. Der Sicherheitsmann mit langjähriger Erfahrung sagt: «Drogen machen weniger *touchy* als Alkohol.»

Die Stadtpolizei Zürich formuliert es allgemeiner: «Meiden Sie Kontakt mit Betrunkenen oder mit Menschen unter Drogeneinfluss.»

Wer dem betäubten Treiben ganz aus dem Weg gehen will, macht es wie die 30-jährige Sophie*. Dem «klassischen Ausgang» bleibt sie fern. Stattdessen tanze sie, wo sie sich wohl fühle, zum Beispiel an Home-Partys. «Dort kenne ich die Leute.»

4. Bleib Herrin deiner Sinne

Seien wir ehrlich: Ohne Rausch macht das Feiern nur halb so viel Spass. Das gilt für Frauen und Männer gleichermaßen. Ebenso unbestritten: Je höher der Pegel, desto tiefer sinken die Hemmungen. Nur: Alkoholisierte Männer gehen tendenziell selbstsicherer, offensiver auf Brautschau, während Frauen in diesem Zustand leichtfertiger, unachtsamer werden.

Ein Klubmitarbeiter sagt, er habe auf alkoholisierte Frauen ein besonders wachsames Auge. So sei es schon vorgekommen, dass er eine betrunkene Frau aus dem Klub geführt und in ein Taxi gesetzt habe. In Sicherheit gebracht, sozusagen. Bei einem Mann brauchte er das nie zu tun. «Betrunkene Männer sind viel weniger gefährdet als betrunkene Frauen.»

Die 21-jährige Leonie* erzählt, sie trinke nur, wenn sie mit Freunden unterwegs sei, denen sie vertraue. Doch auch in diesen Situationen schaut sie dem Barkeeper genau bei der Arbeit zu. K.-o.-Tropfen sind schnell in ein Getränk gemischt. Auch später sollte man das Glas nie aus den Augen lassen.

Alessandra*, 29, erzählt, sie bedecke den Becher auf der Tanzfläche mit der Hand, um den



Die Schweiz ist ein Dschungel.

Inhalt vor Pillen zu schützen. Viele Freundinnen seien mit Betäubungsmittel «gespickt» worden, wie sie es nennt. Für ihre Mykonos-Party-Ferien habe sie sich nun ein Glas-Kondom mit einem integrierten Röhrchen gekauft, mit dem man das Glas überziehen kann. «Sicher ist sicher.»

5. Sag es mit Goethe

Jede Frau kennt es: die dumme Anmache. «Wenn ich an der Bar stehe», erzählt Chantal, 24, «und laut Musik läuft, brüllen die Typen mir ins Ohr, ziehen mich näher zu sich, fassen mich an.»

Vlora*, 28, hat sich eine besondere Strategie für solch unangenehme Situationen zurechtgelegt. Um besonders *weird* rüberzukommen – also komisch, abstossend, unattraktiv –, lernte sie Gedichte von Goethe auswendig und rezitiert sie bei Bedarf mit dramatischer Geste. Die Männer reagierten fast immer perplex und suchten das Weite.

Zu empfehlen ist etwa ein Auszug aus der Ballade «Der Fischer», und sei es nur, weil der Text

solche Anmach-Situationen so schön konterkariert:

*Sie sprach zu ihm, sie sang zu ihm;
Da war's um ihn geschehn;
Halb zog sie ihn, halb sank er hin
Und ward nicht mehr gesehn.*

6. Küss keine Frau

Auf der Gasse genügt blosses Frausein, um die Aufmerksamkeit vieler Vollpfosten auf sich zu lenken. Deshalb gilt: Ja nichts provozieren!

Halte sie mit ihrer Freundin im Ausgehviertel Händchen, müssten sie mit primitiven Sprüchen rechnen, erzählt die lesbische Tatjana, 23. Fantasierende Männer könnten sich fast nicht zurückhalten. «Und wenn eine Frau eine Frau küsst, erst recht nicht.»

Härter treffe es nur diejenigen, die sich mit ihrem Geschlecht merklich nicht identifizieren könnten. «Die Sichtbarkeit von Transfrauen genügt, um geschlagen zu werden», sagt eine LGBTQ+-Aktivistin. Wer beim Vorbeilaufen als

«nicht normal» eingestuft werden könne – etwa eine «maskuline Frau» –, müsse vor allem in der Nacht mit Gewalt rechnen. «Dann gilt das Prinzip Hoffnung.»

Transfrauen, so die Aktivistin, stünden vor der Wahl: «Will ich eins trinken gehen und mich so anziehen, wie ich mich fühle. Oder schränke ich meine Freiheit ein, mich selber zu sein?» Um das Risiko, verprügelt zu werden, grösstmöglich zu minimieren, sei Letzteres die bessere Wahl.

7. Kenne deinen Fahrer

Die Nacht neigt sich dem Ende zu, die Füße sind wund getanzt. Wer früher das Notgeld für die Taxifahrt hervorkramte, sollte heute sein Handy zücken und sich ein Uber bestellen. Wer von einem solchen Fahrer belästigt wird, hat immerhin dessen Namen und kann ihn anzeigen.

Sinkt die Handybatterie auf null, sollten Frauen ein Ladekabel auf sich tragen. Haben die Eltern keine Kreditkarte bei Uber hinterlegt, darf man sein Guthaben zur eigenen Sicherheit auch mal überziehen.

Alternativ zu Uber kommt das Velo in Frage. Nächtliche Zug- und Busfahrten empfinden viele junge Frauen als unangenehm, vor allem wenn sie sich danach allein auf den Heimweg machen müssen.

Wer trotzdem öffentliche Verkehrsmittel wählt und einen starrenden Mann vis-à-vis hat, sollte das Stockwerk oder das Abteil wechseln. Am besten setzt man sich in ein belebtes Abteil, um sicher nicht alleine zu sein.

Wer zu Hause angekommen ist, sollte eine Freundin informieren und fragen, ob sie ebenfalls sicher daheim angekommen ist. Im Notfall gilt wiederum: die 117 wählen.

8. Zügle deinen Stolz

«Ich muss nicht mehr die Letzte sein», erklärt Seraina*, 32, eine Veteranin des Dancefloors. Seit Jahren gehe sie nie später als um drei Uhr nach Hause. «Dann sinkt das Niveau nur noch.» Aus lustig werde gefährlich.

Wer zu später Stunden angequatscht wird, sollte sein Ego zurückhalten, weiterlaufen und die Strassenseite wechseln. Lieber nachgeben, statt die Konfrontation suchen. Stolz ist gut, aber ohne Trauma lebt sich's besser. Fürchtet man sich im Dunkeln, sollte man jemanden anrufen und mitteilen, wo man ist und was passiert. Oder zumindest ein Telefonat vortäuschen, wenn sich jemand nähert. Ohrstöpsel eigenen sich als Attrappen, um die nichts Hörende zu spielen. Und wer gehalten wird, sollte sich losreissen und so schnell, wie es nur geht, davonrennen, am besten in flachen Schuhen.

9. Lerne zu kämpfen

Wird eine Frau auf dem Heimweg gegen ihren Willen angehalten, sollte sie wissen, wie sie sich verteidigen kann. Das schadet nie.



Ein Kampfsporttrainer rät, die neuralgischen Punkte anzuvisieren. «Ein Tritt in die Weichteile kommt unerwarteter als ein Schlag.» Wer als Frau am Boden liege, sollte sich mit Judo-Griffen zu helfen wissen. Bereits Grundkenntnisse sind hilfreich.

Ohnehin müssen Frauen keine Bruce Lees sein, sondern die richtigen Techniken kennen. «Wen-Do» heisst eine geeignete Selbstverteidigungskampfkunst. Selbst zierliche Frauen haben Chancen, damit einen Angriff abzuwehren. Bewohnerinnen der Stadt Zürich werden mit einem Beitrag in der Kampfsportausbildung unterstützt.

Wer der Kampfkunst nicht mächtig ist, sollte bei Angriffen laut schreien, beißen, sich losreissen, um sich schlagen, treten und boxen –

so rät es die Stadtpolizei Zürich. «Gegenwehr ist der sicherste Weg zur erfolgreichen Abwehr sexueller Gewalt.»

Spitzige Gegenstände helfen als Waffen: «Mein Grossvater riet mir, den Schlüssel zwischen den Ring- und Mittelfinger zu klemmen, wenn ich zuschlagen muss», sagt Maria*, 26.

Auch Pfeffersprays dienen als Abwehrmittel, sind aber offenbar wenig im Gebrauch, wie die Gespräche für diesen Artikel zeigen. Es sind vor allem die Eltern, die auf diese Waffe setzen: Mütter kaufen ihren Töchtern die Sprays, doch diese tragen sie selten auf sich.

10. Meide fremde Betten

Wer im Ausgang jemanden kennenlernt, sieht sich oftmals mit der wegweisenden Frage konfrontiert: zu mir oder zu dir?

«Mir ist es immer lieber, wenn er zu mir kommt», sagt Sarah*, 31. Bei One-Night-Stands wisse sie dann wenigstens, in welcher Umgebung sie die Nacht verbringe, dass niemand sonst warte oder auftauche.

Freundinnen lasse sie nie allein zu jemandem nach Hause, der in ihrem Bekanntenkreis nicht über Ecken bekannt sei. Zu oft habe sie erfahren, dass sexuelle Handlungen der Frau zu weit gegangen seien, wie sich im Nachhinein herausstellte.

Einen Vorteil hat, wer in einer Wohngemeinschaft lebt: Man kann sich gleich Hilfe holen, sobald sich der angebliche Traumtyp als Albtraum entpuppt.

Grundsätzlich gilt auch beim One-Night-Stand, was zuvor schon im Ausgang die Devise sein sollte: Wer sicher sein will, setze sich ein paar einfache Regeln – und beachte diese.

*Name geändert

WELTWOCH
daily

Das Wichtigste für den Tag
Unabhängig, kritisch, gut gelaunt



Jetzt kostenlos testen auf www.weltwoche-daily.ch.



DIE WELTWOCH

PERSONENKONTROLLE

Amherd, Funicello, Pioggia, Segesser, Gisin, Southgate, Hidalgo



Löschkultur: SP-Politikerin Funicello.

Viola Amherd, Kommandantin, setzt den Männern das Messer an den Hals. Wenn die Sportverbände es nicht schaffen, den Anteil von Frauen auf Chefsesseln bis 2024 auf 40 Prozent zu erhöhen, will die Sport- und Verteidigungsministerin den Vereinen den Geldhahn zudrehen. Das ist keck und verwirrend. Denn das Ganze hört sich an wie ein Ultimatum der etwas unbedarften Mitte-Bundesrätin, die offensichtlich noch nicht begriffen hat, dass nicht sie bei solchen Geschichten das letzte Wort hat. Wir sind jedoch froh, dass sie den Verbänden nicht auch noch mit dem Einsatz von Bodentruppen und Panzern drohte. (*hmo*)

Tamara Funicello, Abtaucherin, beweist, dass der Beruf des Politikers auch Vorteile hat. Die Berner SP-Nationalrätin hat sich nämlich in einen langen Sommerurlaub verabschiedet. Wer etwas von der ehemaligen Juso-Präsidentin wissen will, bekommt bereits seit einigen Tagen folgende Antwort: «Sommerpause – in dieser Zeit werden die E-Mails gelöscht. Ich freue mich ab dem 16. 8. wieder von Ihnen zu lesen. Solidarisch – Tamara Funicello.» Was zeigt: Wenn ein Parlamentarier will, dann kann er oder kann sie sich offenbar lange Ferienpausen gönnen, von denen normale Búezer und Angestellte nur träumen können. Die wochenlange Absenz sei der Feministin gegönnt: Denn wenn Politiker nichts machen, ist das nicht immer das Dümmste. (*odm*)

Mauro Pioggia, Impf-Turbo, liess sich vergangene Woche zu einer gefährlichen Aussage verleiten. Der Genfer Gesundheitsdirektor bezeichnete in sozialen Medien Pflegepersonal, das sich nicht gegen Covid-19 impfen lässt, als «*erreur de casting*», also als Fehlbesetzung. Das trug ihm einen Shitstorm ein. Vielleicht



Trost aus Irland: Trainer Southgate.

sollte Pioggia berücksichtigen, dass er damit ausgerechnet jene Personen angreift, die als geschultes medizinisches Personal bestens Bescheid wissen über die Vor- und Nachteile einer Impfung. Woraus man im Umkehrschluss die Frage stellen müsste, ob nicht gar Pioggia selber ein Casting-Fehler ist. (*hmo*)

Bernhard Segesser, Wunderheiler, ermöglichte 1985 als Operateur des «Knies der Nation» eine der legendärsten Erfolgsgeschichten im Schweizer Skisport. Auch sonst war der Berner Mediziner an der Reparatur von mannigfachen Sportler- und Sportlerinnengelenken beteiligt. In Basel hat ihn jetzt die Gesellschaft für Orthopädisch-Traumatologische Sportmedizin mit einem Ehrenpreis geadelt – dem Skischuh, den **Dominique Gisin** bei ihrem Abfahrtsolympiasieg in Sotschi 2014 getragen hatte. Segesser zeigte sich gerührt und kommentierte trocken: «Mit Dominique verbindet mich nicht nur eine tiefe Freundschaft, sondern auch eine stattliche Anzahl an Operationen.» (*tre*)

Gareth Southgate, Unglücksrabe, hat zumindest Iren glücklich gemacht. Auf der Nachbarinsel wurde mit Wohlgefallen registriert, dass der Trainer des englischen Fussballteams fünf Spieler mit irischem Hintergrund berufen hatte, einschliesslich Superstar Harry Kane. Vielleicht klappt es beim nächsten Mal mit dem sprichwörtlichen Glück der Iren. (*ky*)

Anne Hidalgo, Lokalpolitikerin, greift nach den Sternen. Vor Anhängern hielt die Pariser Bürgermeisterin eine Rede, die als klare Bewerbung für die Präsidentschaftswahlen im nächsten Jahr gewertet wurde. Im Herbst will sie eine eigene «Bewegung» gründen. Parteien sind ja so veraltet, vor allem Hidalgo's Sozialisten. (*ky*)

Tote und Kranke nach Impfung

Letzte Woche verkündete Swissmedic, dass 118 Personen «in zeitlicher Nähe» zur Corona-Impfung gestorben seien. Diese Woche teilt das Bundesamt für Gesundheit (BAG) mit, dass sich 223 Personen mit dem Virus angesteckt hätten, obwohl sie mindestens eine Impfung erhalten haben; siebzehn von ihnen sind sogar gestorben.

Kranke und Tote trotz oder wegen des Corona-Vakzins – sowohl das eine wie das andere Amt hat keine verständlichen Erklärungen dafür. Man stelle sich vor, dass siebzehn Menschen in der Schweiz an den Folgen einer Lebensmittelvergiftung gestorben wären. Das Produkt verschwände aus den Regalen, eine Untersuchung käme sofort in Gang. Warum ist dies beim Corona-Vakzin nicht der Fall?

Stattdessen wird auf allen Kanälen noch mehr Druck erzeugt gegen diejenigen, die sich zieren. Alain Bersets Truppen haben die Jungen im Visier und verweisen auf die möglichen Langzeitfolgen einer Erkrankung. Dabei wissen wir darüber noch nicht sehr viel – ebenso wenig wie über die Nebenwirkungen der Impfung.

Für alle Ungeimpften stellt sich nach den Schreckensmeldungen die Frage, was das kleinere Übel ist: die Krankheit durchzumachen oder sich auf die Folgen des Vakzins einzulassen. (*Hubert Mooser*)

Gender-Wahnsinn bei der Swiss

Eine Lufthansa-Sprecherin bestätigt: Die deutsche Fluggesellschaft und damit auch ihre Tochter Swiss werden auf die Begrüßungsformel «Sehr geehrte Damen und Herren» verzichten. Auch das englische «Ladies and gentlemen» sei per sofort Vergangenheit. Die Crews sollen ihre Passagiere künftig «geschlechtsneutral» willkommen heissen.

Es sei wichtig, so vernehmen wir, dass die Lufthansa und die Swiss «alle» ansprechen. Und mit der weiblichen und männlichen Anrede sei dies mitnichten der Fall. Nun sind es 0,000021 Prozent der Menschheit, die sich als ein «Es» und somit weder als Frau noch als Mann fühlen.

Wie wäre es, wenn die 99,999979 Prozent Frauen und Männer vorderhand auf Flüge mit Lufthansa und Swiss verzichten? Und zwar so lange, bis sie wieder willkommen geheissen werden. (*Christoph Mörgele*)

MÖRGELI

Konzernförderung statt Medienförderung

Im Juni hat das Parlament ein «Massnahmenpaket» zur Förderung der Medien verabschiedet. 150 Millionen Franken sollen jährlich an Zeitungen, Radio, Fernsehen und Online-Informationen fließen. Wegen fehlender Konsumenten soll's jetzt der Staat richten. Selbstverständlich mit schönen Worten wie «Rahmenbedingungen verbessern», «Angebotsvielfalt in den Regionen stärken» und «Unabhängigkeit erhalten».

Unter Federführung von Simonetta Sommaruga (SP) wurde eine Vorlage gezimmert, die einem linken Online-Angeboten wie der *Republik* nützt. Eine Vorlage auch, welche die Gratis-Anzeiger von Christoph Blocher trotz ausgiebiger Regionalberichterstattung ausschliesst. Die indirekte Medienförderung durch vergünstigte Postzustellung wird zur direkten «Förderung» von Redaktionen und Inhalten. Die Journalistenschulen werden verstaatlicht.

Von der Medienförderung profitieren die auflagenstarken Verleger, speziell bei der subventionierten Zustellung. Darum haben sie sich in Bern derart ins Zeug gelegt. Besonders jene, die in der Vergangenheit kleinere Regionalblätter rücksichtslos gefressen haben – immer mit dem Hinweis auf den freien Markt. Mit dieser Medienförderung werden nicht bloss die Medien gefördert, sondern die monopolähnlichen Medienkonzerne. Ein hübscher Teil der Steuermillionen fließt in die Kasse der schwerreichen Verlegerfamilien Coninx, Ringier oder Wanner. Erstere beide sind laut *Bilanz* 900 bis 1000 Millionen beziehungsweise 800 bis 900 Millionen Franken schwer.

Schon Hermann Hesse meinte, der Verleger müsse «nicht einfach die Moden der Zeit übernehmen, sondern auch, wo sie unwürdig sind, ihnen Widerstand leisten können». Leider ist Widerstand der Verleger nicht in Sicht. Im Gegenteil, die Verleger sind in Verlegenheit. So liegt es jetzt am Stimmvolk, die staatliche Milliardenzahlung an Milliardäre für die nächsten sieben Jahre zu unterbinden. Auch Verleger müssen sich im Markt bewegen. Edieren ist kein Problem, sondern das Addieren. Einige Verleger haben den Beruf verfehlt und sind verhinderte Journalisten. Aber das sind viele Journalisten auch.

Christoph Mörgeli

«Auf kaltem Weg»

Ein deutscher Spitzenjurist warnt vor dem Europäischen Gerichtshof (EuGH). Was bedeutet das für die Schweiz?

Carl Baudenbacher

Der frühere deutsche Bundesverfassungsgerichtspräsident Andreas Vosskuhle sagte unlängst, die Europäische Kommission und mit ihr der Europäische Gerichtshof (EuGH) wollten «auf kaltem Weg» «den Bundesstaat» in Europa einführen. Das gibt in Deutschland, aber auch in der übrigen EU, viel zu reden.

Nun ist Vosskuhle ein juristisches Schwergewicht. Seine Einwände zu diesem Thema sind ernst zu nehmen. Die Entrüstung derer, die jetzt so tun, als ginge es hier um eine rein juristische Frage, wirkt gespielt. Ich möchte mich aber nicht an den Spekulationen beteiligen, was der EuGH unternommen wird, wenn die Kommission Vertragsverletzungsklage gegen Deutschland erhebt. Hingegen will ich auf ein Phänomen hinweisen, die erneut zeigt, wie schlecht die Schweiz das Rahmenabkommen verhandelt hat.

Als es Anfang 2013 ernst wurde, lag die Forderung der EU auf dem Tisch, die Schweiz müsse sich, wenn sie sich weiterhin (sektoriell) am Binnenmarkt beteiligen wolle, einem Überwachungs- und Gerichtsmechanismus unterstellen. Die Kommission offerierte der Schweiz das «Andocken» an die Institutionen des Efta-Pfeilers im Europäischen Wirtschaftsraum (EWR), die Efta-Überwachungsbehörde (ESA) und den Efta-Gerichtshof.

In den sie betreffenden Fällen hätte die Schweiz je ein Mitglied des ESA-Kollegiums und des Efta-Gerichtshofs stellen können. Die ESA hätte die Vertragstreue der Schweiz überwacht und gegebenenfalls Vertragsverletzungsklage vor dem Efta-Gerichtshof einreichen können. Ein Urteil

wäre gegenüber der Schweiz und gegenüber der EU verbindlich gewesen. Weiter hätte es sich angeboten, den Schweizer Gerichten das Recht einzuräumen, den Efta-Gerichtshof um eine Auslegung von Bestimmungen der bilateralen Verträge zu ersuchen. Damit wären Helvetiens Gerichte ins Spiel gekommen; Bürger und Unternehmen hätten vor Schweizer Gerichten Antrag auf Vorlage an den Efta-Gerichtshof stellen können.

Bekanntlich lehnte der Bundesrat diese Vorschläge ab und optierte für ein «Streitbelegungsverfahren» vor dem (nicht parteineutralen!) EuGH. Faktisches Überwachungsorgan der Schweiz wäre die (nicht parteineutrale) Kommission gewesen. Damit hätte man das Bundesgericht, die Bürger und Unternehmen aus dem Rennen genommen.

In einem Beschluss vom 23. Juni 2021 (2 BvR 2216/20 und 2 BvR 2217/20) hat nun das deutsche Bundesverfassungsgericht diejenigen Verfassungs- und Höchstgerichte aufgelistet, die es in der Auseinandersetzung mit dem EuGH als seine Verbündeten betrachtet. Gemäss Paragraphen 74 und 75 dieses Beschlusses haben die Verfassungs- beziehungsweise Höchstgerichte von Belgien, Dänemark, Estland, Frankreich (Verfassungsrat und Staatsrat), Irland, Italien, Lettland, Polen, Spanien, Tschechien und Kroatien ähnliche Kontrollvorbehalte gegenüber dem Anwendungsvorrang des EU-Rechts formuliert.

Damit ein nationales Höchstgericht einen solchen Vorbehalt aussprechen kann, muss es freilich Gelegenheit zur Äusserung haben. Da das Bundesgericht aber nach dem «Streitbelegungsmodell» des Rahmenabkommens a priori aus dem Verfahren ausgeschlossen gewesen wäre, hätte es aber auch keinen Verfassungsvorbehalt anbringen können.

Im EWR präsentiert sich die Problematik ein wenig anders, aber die Verfassungs- und Höchstgerichte Liechtensteins, Islands und Norwegens und so auch die Bürger und Unternehmen dieser Staaten befinden sich dem Efta-Gerichtshof gegenüber in einer anderen, besseren Position.

Carl Baudenbacher ist Senior Partner von Baudenbacher Law, Zürich, und war Präsident des Efta-Gerichtshofs von 2003 bis 2017.



Tarnkappen-Schweiz

Seit zwei Jahren ist klar: Die Swisscom hat ihre Notfallnummern nicht im Griff.



Schlammlawinen legten alles lahm. Pünktlich um Mitternacht stiegen die Notfallnummern aus. Alles Zufall?

Notfall Schweiz 1 — Wir haben in der Schweiz immer noch mehr als tausend lokale Stromversorger. Diese sind eine ideale Beute für Hacker. Denn nichts ist schlimmer als ein nationaler, regionaler oder lokaler Stromausfall. Wer nächstens betroffen ist, wird zahlen müssen. Jetzt sollen diese tausend Amateure in die digitale Netzsicherheit investieren. Wird viel kosten und nichts bringen.

Notfall Schweiz 2 — Seit zwei Jahren ist klar: Die Swisscom hat ihre Notfallnummern nicht im Griff. Ein gewisser Herr Loosli versprach hoch und heilig Besserung. Am Donnerstag letzter Woche legte ein Steinschlag die Achsenstrasse still. Und bei Giornico mussten die Tessiner die Autobahn sperren. In meiner engeren Heimat zerstörten Schlammlawinen Teile des Dorfes Oberwald. Und ausgerechnet in dieser Nacht fielen pünktlich um 24.00 Uhr die Notfallnummern aus. Zufall oder mehr?

Notfall Schweiz 3 — Wer günstige Angebote – für was auch immer – sucht, für den ist der Vergleichsdienst Comparis eine nützliche Internetadresse. Hacker legten letzte Woche den Vergleichsdienst lahm. Und verlangten 400 000 Franken in Form von Bitcoins. Drei Tage später funktionierte die Homepage wieder. Wie viele Bitcoins flossen, ist noch unklar.

Notfall Schweiz 4 — Der F-35 ist der teuerste Kampfflieger der westlichen Welt. Die Amerikaner boten Viola Amherd ihren Tarnkappenbomber samt Wartung günstiger an als die

Franzosen ihren Rafale und die versammelten Europäer ihren Eurofighter. Die Wartung wird nur für zehn Jahre garantiert. Im Preis der Wartungen sind die schweineteuren Updates nicht enthalten. Und offeriert wurde nur ein Richtpreis. Spätestens nach zehn Jahren wird die Schweiz den gewährten Rabatt mit Zins- und

*Für Trump galt: «America first».
Für Biden gilt: «Buy American».
Hans was Heiri.*

Zinseszinsen zurückzahlen müssen. Warum gelang den Amerikanern dieser «Schlungg»? Die amerikanischen Geheimdienste hören nachweislich selbst Angela Merkel ab. Sie waren, absehbar, über die Offerten ihrer Konkurrenz informiert. Und nutzten das Wissen für ihre Rüstungsindustrie. Für Trump galt: «America first». Für Biden gilt: «Buy American». Hans was Heiri.

Notfall Schweiz 5 — Der Bundesrat versenkte das für unser Land äusserst vorteilhafte Rahmenabkommen. Angeblich wegen Souveränitätsfragen. Der gleiche Bundesrat kuschte vor den Amerikanern, die – übrigens richtigerweise – eine weltweite Mindeststeuer mit durchsetzen. Weil unsere systemrelevanten Banken das so wollen, so wollen müssen. Widerstand leisten die angeblich von Brüssel geknechteten EU-Länder Irland, Estland und Ungarn. Wie viel argumentativen Blödsinn müssen wir uns noch bieten lassen?

Was ist zu tun?

1 — Bitcoins verbieten: Wenn die Nationalbank Franken druckt, werden wir reicher. Man nennt

diesen Geldschöpfungsgewinn in der Sprache der Notenbanker Seigniorage, damit wir nicht verstehen, um was es geht. Bei der Ausgabe von Kryptowährungen hingegen geht der Staat leer aus. Dazu kommt: Die Bitcoin-Server fressen weltweit pro Jahr drei Mal so viel Strom, wie die Schweiz total verbraucht. Und alle Hacker verlangen Bezahlung in Bitcoins, weil die verschlüsselten Daten die digitalen Räuberhöhlen der Steuerhinterzieher und Erpresser sind. Man muss diesen Sumpf – so, wie es die Chinesen vormachen – trockenlegen.

2 — Notstromaggregate für alle: Wenn die Stromversorgung ausfällt, springen in allen Spitälern Notstromaggregate an. Wenn unsere Stromnetze national, regional oder lokal ausfallen, müssten in allen Quartieren und Fabriken der Schweiz – nachdem man die Verbindungen zum übrigen Netz gekappt hat – Notstromaggregate die lokale Versorgung übernehmen. Inklusiv der Handy-Antennen. Kostet nicht mehr als die Beschaffung der Tarnkappenbomber.

3 — Neu klare Verantwortlichkeiten: Der CEO der Swisscom ging nach dem Ausfall der Notfallnummern auf Tauchstation. Die Verwaltungsräte mussten nicht abtauchen. Niemand kennt die Überbezahlten, niemand hat sie auf dem Radar. Das Bundesamt für Kommunikation ist so nützlich wie ein entfernter Blinddarm. Die Armee ist sowieso für nichts zuständig.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz



Glänzen in den Soft-Bereichen des Lebens: Sevilla.

Spanien, das modernste Land Europas

Wie die Iberische Halbinsel aus dem Schatten der Geschichte zum Dynamo des Kontinents aufstieg.

Francis Pike

Bei der Fussball-WM 2010 erreichte Europameister Spanien in Johannesburg den Final gegen die Niederlande, die ebenfalls darauf hofften, erstmals Weltmeister zu werden. Ich verfolgte das Spiel in einer rammelvollen Kneipe in Barcelona. Normalerweise unterstützten Katalanen eine spanische Mannschaft nicht, wurde mir erklärt, aber «sechs Jungs aus der Startelf spielen für Barça», also machte man eine Ausnahme. Es war meine erste Begegnung mit der Realität des katalanischen Separatismus und den Mysterien des Tiki-Taka-Systems.

Für jemanden wie mich, der kein grosser Fussballfan ist, war der Match eine Offenbarung. Meine Jugenderinnerungen an Spiele von Leicester City sind geprägt von tumben Engländern, die einen klatschnassen Ball weit in Richtung gegnerischen Strafraum schlugen. Das Mittelfeld, zumeist eine unansehnliche matschige Fläche, war – wie die Schlachtfelder an der Somme im Ersten Weltkrieg – ein Ort, um den man besser einen grossen Bogen machte.

Cruyffs «totaler Fussball»

Von daher war es faszinierend, den Spaniern zuzusehen, ihrem schnellen Kurzpass-Spiel, ihrem

Tiki-Taka-Karussell, mit dem sie die Niederländer enervierten. Die Spanier, die 2012 abermals die Euro gewannen, revolutionierten den Fussball. Was waren die Gründe für diese Modernisierung?

Ironischerweise ging das Tiki-Taka unmittelbar auf den «totalen Fussball» zurück, den der grosse Johan Cruyff, ab 1988 acht Jahre Trainer des FC Barcelona, mitgebracht hatte. Dann kam

Noch in den 1970ern gab es in den zentralspanischen Dörfern keine befestigten Strassen.

Pep Guardiola, der unter Cruyff gespielt hatte, 2008 Trainer bei Barça wurde und in den folgenden vier Jahren dafür sorgte, dass der Klub den Fussball seiner Generation dominierte.

Guardiola brachte die «neue Welle» anschliessend zu Bayern München und Manchester City. Aber auch Trainer wie Mauricio Pochettino (Tottenham Hotspur, Paris Saint-Germain) und Diego Simeone (Atlético Madrid) verbreiteten diese neue Spieltechnik in ganz Europa.

Selbst in England, bekannt für simplen «Kick and Rush», haben sich die Dinge verändert. Spie-

ler wie Stones, Sterling, Walker, Trippier, Kane, Phillips und Foden, die den Weg der englischen Mannschaft bis in den Final der diesjährigen Euro bereitet haben, sind mit dem «spanischen» System vertraut. Die Wurzeln des erfolgreichen englischen Fussballs liegen also in Spanien.

Für die Modernisierung des Fussballs durch Spanien gibt es tiefere sozioökonomische Gründe. Während der Franco-Diktatur war die berüchtigte Guardia Civil mit ihren schwarzen Lackhelmen allgegenwärtig. Noch in den 1970ern gab es in den zentralspanischen Dörfern keine befestigten Strassen. Kinder spielten barfuss Fussball. Manche Leute lebten noch immer in Höhlen. Das Land erinnerte eher an Afrika als an Europa.

Ultramoderne Kreativität

Die Infrastruktur (Strassen, Flugverkehr, Eisenbahn) war überaltert, und die Unternehmen, zumeist in staatlicher Hand, hatten lange keine Investitionen mehr gesehen. Die Regierung verfolgte eine protektionistische Wirtschaftspolitik, setzte auf Autarkie. Auslandsüberweisungen von Millionen Arbeitsmigranten, nicht zuletzt spanischer Dienstmädchen, brachten harte Devisen ins Land. Kein Wunder, dass

Spanien, noch lange Jahre nach dem Krieg eine Diktatur, nicht in den Genuss von Marshallplan-Geldern kam und weit hinter das aufstrebende Wirtschaftswunder-Europa zurückfiel.

Die ersten vorsichtigen Öffnungsschritte unternahm Spanien in den 1960ern, 1970 wurde das Präferenzabkommen mit der Europäischen Wirtschaftsgemeinschaft (EWG) geschlossen. Nach dem Tod von General Franco 1975 legte der Transformationsprozess an Tempo zu, und nach dem Beitritt Spaniens zur EWG im Jahr 1986 ging dann alles sehr schnell.

Zwischen 1990 und 2015 verzeichnete Spanien ein Wirtschaftswachstum von jährlich 3,3 Prozent (verglichen mit 1,8 Prozent in Italien und 2,8 Prozent in Griechenland). Gelder aus dem Europäischen Regionalfonds sorgten für rasche Veränderungen im ländlichen Spanien. Quasi über Nacht entstand in jedem Dorf eine neue Sportanlage mit einem Fussballplatz, der höchsten Ansprüchen genügte – keine matschigen oder knochentrockenen Spielfelder mehr für die Generation Tiki-Taka.

Spanien glänzte in den «soften» Bereichen des Wirtschaftslebens. Man übersprang eine Generation und fand zu einer ultramodernen Kreativität, zumal in Katalonien und im Baskenland. Das Unabhängigkeitsstreben dieser beiden Regionen kam zu der Risikobereitschaft, die das moderne Spanien charakterisiert. Nicht umsonst hat sich Barcelona zu einem der am schnellsten wachsenden Tech-Hubs in Europa entwickelt.

Party, Mode, Rohschinken

In der Architektur sind Santiago Calatrava, Rafael Moneo (Pritzker-Preisträger) und der Katalane Ricardo Bofill weltweit bekannt. Spanische Städte trafen mutige Entscheidungen. Bilbao, die Hauptstadt des Baskenlands, beauftragte den berühmten Architekten Frank Gehry, ein Museum für moderne und zeitgenössische Kunst zu entwerfen. Und so begann in Spanien der globale Trend, spektakuläre Bauwerke in Auftrag zu geben, die ein internationales Publikum anziehen. Modern gestaltete NH-Hotels (die Gruppe wurde 1978 in Pamplona gegründet) wurden europaweit ein Erfolg, und Meliá-Hotels entwickelten sich aus Ferienanlagen auf Mallorca. Die beiden Unternehmen verfügen inzwischen über 359 beziehungsweise 326 Hotels.

An der verarmten Mittelmeerküste beilten sich die Kommunen, vom boomenden Tourismusgeschäft etwas abzubekommen. Die öde Küstenbebauung, oft Ergebnis von weitreichender Korruption, war ästhetisch und kulturell eine Katastrophe. Jesús Gil, der Eigentümer von Atlético Madrid und von 1991 bis 2001 Bürgermeister von Marbella, starb, bevor ihm der Prozess gemacht werden konnte, aber sein ebenso berüchtigter Planungschef Juan Roca wurde, zusammen mit 52 anderen Angeklagten,

zu fünfzehn Jahren Haft verurteilt. Allerdings sorgte die Korruption für einen Bauboom mit dem entsprechenden Wachstum in der Zement-, Stahl- und Keramikindustrie.

Auch die spanischen Inseln prosperierten. Mit dem «Pacha Ibiza», gegründet 1973, begann das Phänomen von Elektro-Pop und «Raves». Klubs wie «Eden» und «Amnesia» folgten, und das «Privilege» gilt als grösster Klub der Welt. Sie locken Besucher aller Altersstufen aus der ganzen Welt an. Ein Ticket für eine der «F... Me, I'm Famous»-House-Partys von DJ-Superstar David Guetta im «Pacha» kostet 80 Euro.

Spanien entwickelte eine Küche, die in den 1990ern die verknöcherte Haute Cuisine verdrängte.

Spanien, einst Erzeuger landwirtschaftlicher Grundprodukte, ist in seiner Entwicklung seit 1986 rasch nach oben geklettert. Jamón Ibérico ist ein weltberühmtes Premium-Produkt. Gleiches gilt für spanische Weine. Rioja und Ribera del Duero produzieren Weine, die heutzutage ebenso begehrt sind wie französische Weine und ihnen in Preis und Qualität in nichts nachstehen. Anbauggebiete wie Priorat (Provinz Tarragona) und Castilla y León, wo man für eine Flasche Teso la Monja mehr als tausend Euro hinblättern muss, gehören inzwischen zu den internationalen Spitzenenergeuern.

Auch in der Modebranche spielt Spanien eine prominente Rolle. Paco Rabanne, Paloma Picasso und Manolo Blahnik sind berühmte Namen. Balenciaga erlebte eine Renaissance. Das Fast-Fashion-Unternehmen Zara, gegründet 1974 in La Coruña in Galicien, ist heute das umsatzstärkste Modeunternehmen, mit einem Jahresumsatz von 19,5 Mrd. Euro und einer Marktkapitalisierung von 93 Mrd. Euro, vergleichbar dem deutschen Autobauer VW.



Dieses Wachstum basiert auf der Entwicklung einer eigenen zentralisierten Lieferkettentechnologie. Der Verkauf jedes einzelnen Kleidungsstücks wird über Software in Echtzeit an das Logistikzentrum des Unternehmens übermittelt. Zara bringt jährlich zwanzig Kollektionen auf den Markt. Das Unternehmen kann ein neues Produkt innerhalb einer Woche entwerfen und in seine Läden bringen, während in der Branche sonst durchschnittlich sechs Monate üblich sind.

In der Gastronomie entwickelte Spanien eine moderne Küche, die in den 1990ern die verknöcherte französische Haute Cuisine verdrängte. Rund achtzig Jahre nach Arnold Schönberg, der die Musik, und Picasso und Georges Braque, die die Malerei dekonstruierten, revolutionierte Ferran Adrià in seinem Restaurant «El Bulli» die Gastronomie. Mit seinen 42 Köchen entwickelte er an der Costa Brava die «Molekularküche». Zwischen 2002 und 2009 wurde das «El Bulli» fünf Mal vom *Restaurant Magazine* zum besten Restaurant der Welt gekürt. Spanien ist heute das gastronomische Kraftzentrum Europas.

Molekularküche und Molekulargenetik

Zu den Stars der neuen spanischen Küche gehört auch Elena Arzak, die in ihrem baskischen Kulturrestaurant zur besten Köchin der Welt erkoren wurde. Aber nicht nur in der Molekularküche spielen Spanierinnen eine herausragende Rolle. Die Molekulargenetikerin Margarita Salas zählt zu den führenden Wissenschaftlern der Welt. Spanien nimmt auf dem europäischen Gleichstellungsindex einen der Spitzenplätze ein.

Auch der spanische Film erlebte eine Modernisierung. Victor Erices Klassiker «El espíritu de la colmena» (1973), eine kritische Auseinandersetzung mit dem franquistischen Spanien, entging wundersamerweise der Zensur und schuf das Fundament für das Ansehen des spanischen Films in der Welt. Im darauffolgenden Jahr begann mit Pedro Almodóvars erstem Film eine Karriere, die ihn zu einer Legende unter den Arthouse-Enthusiasten machte. Zu den Stars, denen er zu Berühmtheit verhalf, gehören Penélope Cruz und Antonio Banderas. Viele ausländische Filme wurden in Spanien gedreht, von den Spaghetti-Western der 1970er bis zum TV-Blockbuster «Games of Throne».

Man kann vermutlich sagen, dass Spanien in der Nachkriegszeit ökonomisch und kulturell zurückgeblieben war. Doch seit Francos Tod hat das Land aufgeholt. Das Pro-Kopf-Bruttoinlandprodukt unterscheidet sich kaum noch von dem der grossen europäischen Volkswirtschaften. Und kulturell spielt Spanien eine führende Rolle in Europa – nicht nur im Fussball.

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork

Lustlos beugt er sich den Steuervögten

Die Schweiz will bei der weltumspannenden Firmensteuer von G-20 und OECD mitmachen. Federführend ist ausgerechnet SVP-Bundesrat Ueli Maurer.

Florian Schwab

Es ist ein gewaltiger Paradigmenwechsel: In Zukunft soll die Gewinnsteuer für Unternehmen nicht mehr Sache des Nationalstaats sein, sondern im Wesentlichen in Paris von der OECD festgelegt werden. So lautet der Grundsatzentscheid, den die Regierungen der zwanzig grössten Volkswirtschaften, G-20, beim Treffen in Venedig gefällt haben. Die Schweiz war bei der Zusammenkunft als Gast durch Finanzminister Ueli Maurer (SVP) und Nationalbankchef Thomas Jordan vertreten.

Bei seiner Rückkehr nach Bern erklärte Maurer, die Schweiz habe sich nur «mit Bedenken» bei den gut 130 Ländern eingereiht, die das Vorhaben weitertreiben und umsetzen wollen. Zudem habe er nicht applaudiert, als der italienische Finanzminister den Durchbruch als «historisch» bezeichnete. Man reibt sich die Augen: War es nicht Maurers eigene Partei, die SVP, die seine Amtsvorgängerin als Finanzministerin, BDP-Frau Eveline Widmer-Schlumpf, durch ein Stahlbad der Kritik trieb, als diese bei jedem Wunsch der OECD nachgab? Bankkundengeheimnis? Geschichte. Verschärfte Geldwäschevorschriften? Ja, gerne.

Steuerwettbewerb aushebeln

In gewisser Hinsicht ist das, was sich bei der OECD jetzt mit der Firmenbesteuerung abspielt, noch um einiges fundamentaler als der Kampf gegen das Bankkundengeheimnis. Es geht nicht mehr «nur» darum, die Ansprüche des Staates am weitgehend frei wählbaren steuerlichen Sitz einer Person oder eines Unternehmens durchzusetzen. Vielmehr treiben die G-20 und die OECD zwei steuerliche Keile zwischen die Unternehmen und die Länder, in denen diese ihren Sitz oder ihre Sitze haben.

Der erste Keil betrifft besonders grosse und profitable Unternehmen: Firmen, die über zwanzig Milliarden US-Dollar Umsatz schreiben und deren Umsatzrendite über 10 Prozent beträgt. Sie müssen einen Teil ihrer Gewinnsteuern auf die Länder verteilen, in denen sie ihre Verkäufe erzielen. So entsteht eine globale Besteuerung nach Marktgrösse. Ursprünglich richtete sich dieses Instrument an die grossen amerikanischen Digitalkonzerne. Davon betroffen sind aber ver-

mutlich auch drei Schweizer Unternehmen: Nestlé, Roche und Novartis. Und die Senkung der Umsatzschwelle auf 10 Milliarden Dollar ist programmiert.

Der zweite Keil, den die OECD zwischen die Firmen und die Staaten treibt, richtet sich an alle Unternehmen, die über 750 Millionen Franken Jahresumsatz schreiben. Konkret soll ein global gültiger Mindeststeuersatz für Firmengewinne in der Höhe von 15 Prozent eingerichtet werden. Kommt ein Unternehmen an seinem steuerlichen Sitz darunterzuliegen, erhalten andere Länder das Recht, die Differenz zu 15 Prozent einzuvollziehen – wiederum proportional zur geografischen Verteilung des weltweiten Umsatzes. In der Schweiz liegt die Mehrzahl der Kantone

Die OECD funktioniert nach dem Einstimmigkeitsprinzip. Die Schweiz hätte ein Vetorecht.

heute über 10, aber unter 15 Prozent. Sie werden die Steuern erhöhen, um dem Ausland keine Geschenk zu machen.

Dieses neue Regime beschränkt die Kompetenz der Kantone, ihre Firmensteuern autonom festzulegen. Es hebeln den Steuerwettbewerb aus und greift das demokratische Recht des Volks an, in



„Gibt's bei Ihnen auch Menschenrabatt?!“

Abstimmungen über die Höhe der Gewinnsteuer zu befinden. Es ist also ein tiefer gehender Angriff auf die Souveränität der Schweiz als seinerzeit die Attacken auf das Bankgeheimnis.

Marathon statt Spaziergang

Und das weitere Geschehen ist vorgezeichnet: Das neue internationale Steuerregime wird anfangs in vielleicht noch erträglichem Rahmen installiert werden. Die Schrauben werden dann in den nächsten Jahren und Jahrzehnten kontinuierlich angezogen, die Steuern werden immer höher, der Wettbewerb zwischen den Staaten vermindert sich.

Wie man aus Bern hört, hat Bundesrat Maurer keine hohe Meinung vom neuen OECD-Regelwerk. Ihn haben pragmatische Überlegungen dazu bewegt, trotzdem mitzumachen. Erstens haben die Vertreter der potenziell betroffenen Firmen, also Swissholdings und Economiesuisse, in Bern dafür lobbyiert. Sie haben Angst davor, dass es zu einem unkoordinierten steuerlichen Wetttrüben der grossen Absatzmärkte kommt, wenn die OECD dem Ganzen keine Struktur gibt. Tatsächlich haben in den letzten Jahren Länder wie Grossbritannien, Frankreich und Indien versucht, neue Firmensteuern unabhängig vom Firmensitz einzuführen.

Zweitens ist die Mehrheit von Maurers Finanzbeamten im Herzen mit dem Anliegen der OECD durchaus einverstanden. Auch haben sie den Eindruck, dass der sich abzeichnende Standard so weich ist, dass er den Schweizer Staatsfinanzen nicht nennenswert schadet. Und drittens gibt es da auch noch den Gesamtbundesrat, bei dem es äusserst unwahrscheinlich ist, dass er eine Vetopolitik unterstützen würde.

Realpolitiker Maurer ist offensichtlich zum Schluss gekommen, dass die steuerliche Souveränität der Schweiz keinen Mehrfrontenkrieg gegen das Ausland, die eigene Verwaltung, die übrigen Parteien und Economiesuisse wert ist. Klar, das wäre ein harter Marathon und kein Spaziergang. Tatsache ist aber: Die OECD funktioniert nach dem Einstimmigkeitsprinzip. Die Schweiz hätte ein Vetorecht. Aber Ueli Maurer hat offenbar *kä Luscht* auf diesen Kampf.

Wie ein Feuer, das sich selber zähmte

Novak Djokovic ist der Sportler, der seine innere Natur besiegt hat.
Was für eine Kraft, was für eine Persönlichkeit steckt in diesem Menschen.

Mario Widmer

Eine Frau half mir, Nole Djokovic zu lesen. Meine Frau, Melanie Molitor. Sie ist die beste Trainerin der Welt im Frauentennis. Schöpferin von Martina Hingis, Belinda Bencic und, weniger bekannt, wichtige Helferin von einem Dutzend anderer Spielerinnen auf dem holprigen Weg nach oben. Fragen Sie Anna Kurnikowa, Mary Pierce oder Nathalie Tauziat.

Melanie tut dies seit bald vierzig Jahren. Wer Stars von morgen sehen will, kann einfach in ihr Training gehen. Wer Nummer eins der Welt werden will, muss eines tun – sie aushalten. Sie ist in ihren Ansprüchen gnadenlos. Wer mit Sport Millionen verdienen will, wird das überleben.

Für mich bleibt Tennis ein Buch mit sieben Siegeln. Ich verstehe den Fussball, das Boxen, andere Sportarten mit Körperkontakt. Tennis ist eine jener Sportarten, in der du immer nur gegen dich selber kämpfst. Doppelfehler. Was bin ich doch für ein Arsch! Und – wie baue ich mich wieder auf, damit ich den nächsten Smash nicht verhaue? Wie sollst du dich da auf den Ball konzentrieren. Mir ist der Kampf gegen jemanden, der mich schlagen will, näher und lieber. Ich bin ein einfacher Mensch.

Verlassen wir die politische Korrektheit

Wenn ich hier Novak Djokovic als den grössten aktiven Sportler der Welt bezeichne, tue ich dies, weil Melanie alles vom Tennis versteht und ich viel von Menschen. Wer die Menschen kennenlernen möchte, soll sich mit Spitzensport beschäftigen. Und genau hinschauen. Das habe ich ein Leben lang getan. Rund um die Welt.

Novak Djokovic wird zweifelsfrei der erfolgreichste Tennisspieler der Geschichte. Nicht nur wegen der Resultate. Da ist er inzwischen auf der Höhe eines Roger Federer und Rafa Nadal angelangt. Roger Federer und Rafa Nadal haben dies dank ihrer Mentalität erreicht, der Joker gegen seine Mentalität.

Um dies zu erklären, muss ich die politische Korrektheit verlassen. Denn Mentalität ist das Denk- und Verhaltensmuster einer Person, einer bestimmten sozialen Gruppe. Die politische Korrektheit verlangt aber, dass alle Menschen,



Im Innern auflodernde Flammen:
Edelserbe Djokovic.

unabhängig von ihrer Herkunft, dasselbe Verhaltensmuster zeigen, nämlich das politisch korrekte. Unmöglich.

Nun: Federer und Nadal wurden also dank ihrer Mentalität das, was sie wurden, Nole Djokovic wurde es trotz seiner Mentalität.

Federers Genie ist das Produkt der Mischung seiner Bauteile. Das Präzise, das Fleissige, das Vollständige des Schweizer; das Offene, Selbst-

Heute leitet er, gegen die in seinem Herzen kochende Wut, einfach den nächsten Ballwechsel ein.

bewusste ohne den Anflug von Selbstzweifeln seiner südafrikanischen Mutter grenzt an Arroganz. Er studiert seinen Sport Tag und Nacht in jeder Sekunde, reagiert sofort, entwickelt sein Tennis unentwegt zum eigenen Vorteil.

Nadal ist das Produkt seiner Inselwelt aus dem Mittelmeer. Männlicher geht nicht mehr. Der Fischer, der herausfuhr, das Monster zähmte. In seinem Blut ist das Wesen der Conquistadores, der spanischen Eroberer. Mit Gewalt erobert du die Welt. Dass er innerlich so unsicher und sensibel ist, macht sein Spiel nur zu einem noch grösseren Terror. Ich bin sein Fan.

Ich habe Melanie gefragt, was Novak Djokovic zu einem so grossen Champion gemacht hat. Und dies war ihre Antwort. «Am Anfang versuchte er es mit totalem Risiko. Dann lernte er, dass er nur mit Ballwechseln gewinnen kann. Er wich nicht mehr von diesem Prinzip ab.»

Ein Fremder für sich selber

Novak Djokovic ist ein Serbe. Die Serben sind eines der stolzesten Völker dieses Planeten. Sie mussten zum Überleben stets gegen alle Seiten kämpfen, im Westen gegen Rom, im Osten gegen die Asiaten, im Süden gegen die Osmanen. Ehre, Respekt und solche Werte sind für die Serben Grundlage eines lebenswerten Daseins. Viel mehr als Güter. Wer an einem Serben zweifelt, greift seine Ehre an, sein Stolz rebelliert, und die Hölle öffnet sich. Ich kenne viele Serben. Sie haben alle dieses Feuer in sich.

Jedes Mal, wenn Nole Djokovic auf den Platz geht, die Gegner sich ihm zum Ballwechsel stellen, zweifeln sie daran, dass er dies besser kann als sie. Sie zweifeln am Serben, am Edelserben. Um den Ballwechsel zu gewinnen, muss Djokovic sein im Innern aufloderndes Feuer kontrollieren, damit er nicht über das Netz springt, den ihn beleidigenden Gegnern an die Gurgel geht.

So steht er denn lauern bereit. Setzt sein grösstes Talent in diesem Sport ein, die unfassbare Reaktionsschnelligkeit. Früher schmetterte er mit dem Return den Ball im totalen Risiko zurück, einmal zum Punkt, einmal zum Fehler. Heute leitet er gegen seine eigene im Herzen kochende Wut, herausgefordert zu werden, den nächsten Ballwechsel ein. Mit jedem Schlag zum nächsten Vorteil im Ballwechsel besiegt er die eigene Ungeduld erneut.

Und so wurde er in einem Sport, der den Heisspohn, die Ungeduld bestraft, zum Sieger, der er ist. Er wird ein Fremder für sich selber, wenn er Tennis spielt. Was für eine Kraft, was für eine Persönlichkeit steckt in diesem Menschen.

Ich bewundere Novak Djokovic, den grössten aktiven Sportler unserer Zeit. Und diese Zeit ist noch nicht um.

Mario Widmer war Sportjournalist, Autor, Manager, unter anderem von Martina Hingis.

Die Schweiz plagt ihre Pflanzen

Der Bundesrat will das Gentechnik-Moratorium verlängern.
Das macht das Essen teurer und schadet der Umwelt.

Beat Gygi

Der Bundesrat will, dass die Bauern noch lange Zeit jährlich sieben Mal ihre Kartoffelfelder gegen Pilzbefall spritzen müssen – nein, halt, offiziell wird es anders formuliert: Der Bundesrat beantragt dem Parlament eine Verlängerung des Moratoriums für den Anbau gentechnisch veränderter Organismen (GVO) in der Landwirtschaft um weitere vier Jahre. Damit bleibt in der Schweiz weiterhin wenig Spielraum fürs Erproben von technischem Fortschritt im Pflanzenbau. Hier dürfen gentechnisch veränderte Organismen nur zu Forschungszwecken angebaut werden, die Nutzung in der Landwirtschaft ist verboten.

Ausserhalb pulsiert das Leben

Das Moratorium für die Verwendung von GVO in der Landwirtschaft gilt seit der Annahme der entsprechenden Volksinitiative im Jahr 2005, drei Mal wurde es seither vom Parlament verlängert, letztmals bis Ende 2021. Der Bundesrat begründet die Verlängerung damit, es bestehe «weder von der Landwirtschaft her noch bei den Konsumenten ein Interesse daran, das Moratorium aufzuheben». In der Vernehmlassung waren 95 Stellungnahmen dafür, 13 dagegen.

Die Koalition gegen Neuerungen auf diesem Gebiet geht noch weiter: Die Branche nützt nicht einmal die Spielräume aus, die sie heute hätte. «Gentechnisch veränderte Futtermittel wären bereits heute zugelassen», sagt Susanne Brunner von der landwirtschaftlichen Forschungsinstitution des Bundes, Agroscope. Trotz Moratorium könnte die Schweiz diese importieren, nur der inländische Anbau ist untersagt. Aber im Moment verzichtet man freiwillig auf die Einfuhr der paar wenigen Sorten. In der Branche, also bei den Organisationen für Futtermittel, Fleisch, Handel und seitens des Bauernverbandes, findet man, gute Schweizer Qualität bedeute, dass die Lebensmittel Gentechnik-frei seien. Aus solchen Marktüberlegungen sollen Schweizer Felder Gentechnik-freie Zone bleiben.

Aber ausserhalb pulsiert das Leben. «Ausserhalb» bedeutet für die Schweiz einerseits die Grundlagenforschung im Labor, in der es keine entsprechende Beschränkung gibt, andererseits

ein kleines, abgesperrtes, überwachtetes Gebiet von drei Hektaren am Standort Reckenholz bei Zürich, auf dem unter kontrollierten Bedingungen in kleinem Umfang Feldversuche mit gentechnisch veränderten Pflanzen möglich sind. Die von der Forschungsinstitution Agroscope bereitgestellten Flächen sind mit massiven Zäunen und Alarmsystemen vor gewaltsamen Übergriffen durch Gentechnik-Gegner geschützt.

Dies ist Susanne Brunners Arbeitsgebiet, da ist es neben den Grundlagenforschungsarbeiten möglich, zu untersuchen, welche Anwendungen sich realisieren liessen, wenn es in der Schweiz das heutige Gentechnik-Moratorium nicht gäbe. Was sind die wichtigsten Fragen? «Aus unserer Sicht der angewandten Forschung wäre vor allem der Anbau von Pflanzen interessant, bei denen man Pestizide einsparen kann, also hinsichtlich Resistenzen gegen Pflanzenkrankheiten und Schädlinge», sagt Susanne Brunner. Wichtig seien aber auch andere Merkmale wie stabilere Ernteerträge, also mittels Pflanzen, die toleranter seien gegenüber Hitze oder Trockenheit oder die auch kurzfristigen Nährstoffmangel überwinden könnten. «Und nicht vergessen darf man die Qualität der Produkte», meint sie, «erreichbar wäre etwa eine gesündere Zusammensetzung der Fettsäuren bei Pflanzen,

da gibt es schon Beispiele, oder auch glutenfreier Weizen.»

Widerstandsfähiger und effizienter

Widerstandsfähigkeit gegen Hitze und Trockenheit testen, wenn es in der Schweiz den ganzen Sommer immer wieder regnet, wie geht das? Brunner: «In den konventionellen Zuchtprogrammen von Agroscope werden zum Beispiel Futtergrassorten unter einem grossen Regendach angebaut, damit man auch in nassem Sommern untersuchen kann, wie es wäre bei Trockenheit.»

Besonderes Interesse gilt jedoch der Resistenz gegen Schädlinge. Im geschützten Areal wurden gentechnisch modifizierte Ackerkulturen wie Winter- und Sommerweizen, Kartoffeln, Mais und Gerste darauf getestet, wie gut sie Pilzen und anderen feindlichen Einflüssen trotzen können. Ein anschauliches Beispiel war der Test einer Kartoffelsorte aus den Niederlanden, die gegen Kraut- und Knollenfäule resistent sein soll. Diese durch Pilze hervorgerufene Krankheit ist ein wichtiger Faktor im Kartoffelbau, da die gebräuchlichen Sorten bis zur Ernte vier bis sieben Mal gegen diesen Pilz gespritzt werden müssen. Es ist auch die Krankheit, die 1845 und 1849 in Irland die Kartoffelernte vernichtete und zu einer Million Hungertoten führte.

Wenn man die Kartoffeln nicht mehr spritzen müsste, wäre dies also ein grosser Fortschritt für den naturschonenden Pflanzenbau. Wie waren die Ergebnisse? Susanne Brunner: «Vier Jahre haben wir in den Versuchen die Kartoffeln unter höchstem Krankheitsdruck gesetzt, immer für Feuchtigkeit gesorgt, bewässert, den Pilzbefall maximiert.» Die niederländischen Gentechnik-Kartoffelpflanzen zeigten sich offenbar weitgehend resistent. Welch ein Kontrast zur heutigen spritzintensiven Praxis in der Schweiz.

Wie wurden denn überhaupt die Resistenzen in die Pflanzen eingebaut? Brunner erklärt, im Prinzip hätten die niederländischen Kollegen die entsprechenden Resistenz-Gene bei Wildkartoffeln kopiert und in die betreffende Kartoffelsorte transferiert, mit der man dann die Versuche gemacht habe. «Im Grunde ist es





«Die Züchtung beschleunigen.»

wie ein Upgrade einer gut bekannten und etablierten Sorte, bei der man einzig die Widerstandskraft gegen den Pilz mit bereits in Wildkartoffeln vorkommenden Resistenzen verbessert, während die erwünschten Eigenschaften der Sorte erhalten bleiben», fügt sie an.

Dass man die Züchtung beschleunigen könne, hänge mit einer neuen Methode der Gentechnik zusammen, mit der sogenannten Genschere, die ein sehr präzises Schneiden oder Stilllegen einzelner Gene ermöglicht. Man nennt dies auch «Genom-Editierung», grob gesagt: Das ist, wie wenn man Buchstaben in einem Text austauscht oder löscht. 2020 ging der Chemienobelpreis an die Entdeckerinnen dieser revolutionären Genschere Crispr/Cas9, an die Französin Emmanuelle Charpentier und die Amerikanerin Jennifer Doudna. Das aktuelle Gentechnikgesetz in der Schweiz macht keinen Unterschied zwischen der «alten» Gentechnik und den neuen, hochpräzisen Methoden des Gen-Editing. Ist das für die Schweiz von Bedeutung? Brunner: «Mit dem Moratorium haben wir keine Chance, dies im Anbau anzuwenden. Unsere Grundlagenforschung mischt an der Weltspitze mit, aber in der angewandten Forschung können wir nur beobachten.»

Bruno Studer, Professor für molekulare Pflanzenzüchtung an der ETH Zürich, zählt zu den Grundlagenforschern, die sich mit Kulturpflanzen und Genetik befassen. Seiner Ansicht nach ist es von grosser Bedeutung, die Pflanzen genetisch quasi fitter zu machen, damit sie gegen Krankheiten, Hitze, Trockenheit und andere Klimaeinflüsse widerstandsfähiger werden, auch effizienter wachsen und sich bei den Qualitätsmerkmalen verbessern. Er sieht dies als Fort-

setzung einer langen Geschichte. Seit mehr als 10 000 Jahren würden die Menschen in der Landwirtschaft Pflanzen nach bestimmten Merkmalen selektionieren, Züchtung betreiben, immer nach dem jeweiligen Stand der Technik.

Die Genschere zählt zu den neuesten Instrumenten im Werkzeugkasten. Sie funktioniert laut Fachleuten anders, präziser als frühere gentechnische Methoden, bei denen der Integrationsort von Genen unkontrollierbar war. Die Genom-Editierung erlaubt das gezielte Verändern einzelner Gene auf eine Art und Weise, wie es auch bei einer natürlichen Mutation entstehen könnte. Dem Ergebnis sieht man also oft nicht an, ob es durch die «Schere» oder die konventionelle Züchtung entstanden ist. Nur ist es schneller erreichbar, statt dass man vielleicht dreissig Jahre probieren muss. Die vorgeschlagene Moratoriumsverlängerung soll dieses neueste Instrument aber ebenfalls verbieten, soweit der Anbau von Pflanzen betroffen ist.

Potenzial des Apfels

Was wäre denn das Potenzial, das man hierzulande in der Grundlagenforschung zwar studieren, dann aber in der Praxis nicht nutzen kann? Studer erklärt: «Die Genom-Editierung ist vor allem bei jenen Kulturpflanzen interessant, die genetisch sehr komplex sind und somit züchterisch schwer zu bearbeiten. Das betrifft etwa den Weizen, der sechs Genomkopien in seinen Zellkernen trägt. Man muss also, um rezessive Eigenschaften zu verbessern, immer sechs Genstellen zugleich treffen. Oder Kartoffeln und Raps, die je vier Genomkopien haben statt wie der Mensch deren zwei.» Die Eigenschaften, die durch die Genom-Editierung verbessert werden

können, sieht Studer, wie auch von Brunner angetönt, bei den Krankheitsresistenzen zur Reduktion des Pflanzenschutzmitteleinsatzes, bei der Hitze- und Trockentoleranz, um auch extremem Wetter trotzen zu können, bei Qualitätseigenschaften und bei der Ertragsstabilität.

Neben der von Agroscope genauer untersuchten Widerstandsfähigkeit gegen die Kraut- und Knollenfäule bei Kartoffeln nennt Studer das gezielte Ausschalten von Anfälligkeitsfaktoren in anderen Kulturpflanzen zur Verbesserung der Resistenz gegen den Mehltau bei Weizen (einem Problempilz in nassen Frühsommern) oder bei Apfel und Rebe. «Des Weiteren sind pilzliche und bakterielle Krankheiten beim Reis äusserst relevant mit Blick auf die enorm grossen Anbauflächen weltweit, das betrifft zentrale Fragen der globalen Nahrungsmittelproduktion», meint er.

Bei Raps sieht er die Verbesserung des Fettsäuremusters und somit der Produktqualität im Vordergrund. Solche Erfolge, wie sie kürzlich einer Forschungsgruppe aus Dänemark gelungen seien, findet er auch sehr interessant für Anwendungen in der Schweiz, Stichwort Rapsöl. Eine weitere Stossrichtung betrifft die Entfernung von Proteinen mit hohem Allergienpotenzial bei verschiedenen Kulturpflanzen.

Und was sind seine Favoriten? «Unsere Gruppe arbeitet vor allem an Ansätzen, welche die Wechselwirkungen zwischen Pflanzen und Schädlingen untersuchen, um langfristige und dauerhafte Strategien der Krankheitsresistenz beim Apfel zu realisieren.» Der Apfel habe bis heute einen enorm hohen ökologischen Fussabdruck in der Produktion. «An apple a day . . .» – damit ist man bei den Leuten, das hat Potenzial.

Loblied auf die Keuschheit

Der Ich-Mensch sucht nicht mehr den Bund fürs Leben, sondern eine unverbindliche Zweckgemeinschaft auf Zeit. Macht das glücklich?

Linnéa Findeklee

Alle 11 Minuten verliebt sich ein Single über Parship», heisst es in der Fernsehwerbung für eine beliebte Online-Partnerbörse. Spötter witzeln gerne über den Slogan, dass es ja im Grunde etwas Trauriges und keine sonderlich gute Empfehlung für eine Partnervermittlung sei, wenn sich bei ihr immer nur ein Single in den anderen verlieben würde. So richtig schön ist Liebe schliesslich nur, wenn sie auf Gegenseitigkeit beruht. Tatsächlich steckt in dem Scherz weit mehr Wahrheit verborgen, als man auf den ersten Blick vielleicht vermuten würde. Die Welt des Online-Datings ist in vielen Fällen nicht viel mehr als ein riesiger Markt der modernen Eitelkeiten. Der «Generation Me» geht es in allererster Linie um die Befriedigung des eigenen Egos und der eigenen egoistischen Bedürfnisse.

Spielwiese für Psychopathen

Dies zeigt auch ein Blick auf den Parship-Konkurrenten Tinder: Bei einer Befragung gaben 44 Prozent der Nutzer an, dass sie die App vor allem zur Selbstbestätigung und zur Stillung ihres Wunsches, begehrtestens zu sein, verwenden. Die Suche nach der wahren Liebe landete, als Motiv für die Nutzung des Dienstes, weit abgeschlagen nur auf Platz vier. Wer tatsächlich nach einer festen Beziehung sucht, könnte bei Tinder und Co. böse enttäuscht werden. Denn eine solche, so zeigt es unter anderem eine Studie der Erasmus-Universität Rotterdam, haben viele der Männlein und Weiblein, die sich auf diesen Portalen tummeln, bereits. Was allerdings nicht bedeuten muss, dass sie sich deswegen nicht mit anderen Usern verabreden würden. Vielen geht es dabei, so fanden die Wissenschaftler heraus, ganz konkret darum, ihren Partner zu hintergehen und persönliche Machtbedürfnisse zu befriedigen. Tinder, so die knallharte Erkenntnis aus der Studie, ist eine Spielwiese für Psychopathen und Narzissten.

Die digitale Welt ist der Spiegel einer promiskuitiven Gesellschaft, in der Beziehungen als Teil eines von Hedonismus und jeglicher Form von Begierde geprägten, ichbezogenen Lebensstils eher konsumiert als wirklich, im besten

und klassischen Sinne, mit Leib und Seele geliebt werden.

Sogenannte offene Beziehungen werden immer beliebter. Die offene Beziehung ist quasi so etwas wie die Steigerung des Begriffs des Lebensabschnittsgefährten. Der Ich-Mensch sucht nicht mehr den Bund fürs Leben, sondern eine unverbindliche Zweckgemeinschaft auf Zeit, jederzeit kündbar wie ein Netflix-Abo.



Echtes Lebensglück:
Autorin Findeklee.

Kinder sind in solchen Beziehungen in der Regel natürlich kein Thema. Und wenn doch, dann oft nur als «Unfälle», wenn die Schwangerschaft erst festgestellt wurde, als es zu spät war für die als völlig normal empfundene Abtreibung.

Was das für die Kinder bedeutet, wenn Mama und/oder Papa sich neben der Familie regelmässig Liebhaber leisten, kann man sich ausmalen. Vor allem wenn sie in der Schule mit Kindern zusammensitzen, die mehrheitlich aus Kulturen stammen, in denen Ehe, Familie, Treue oder auch eine gewisse Form der Keuschheit noch heilige Werte von unumstösslicher Priorität sind.

Für die Anhänger von offenen Beziehungen ist nicht die Familie, sondern das eigene egoistische Vergnügen Zentrum ihres Lebens. Auch wenn sie das nicht immer zugeben wollen und

stattdessen mit Sätzen verklären wie: «Wir wollen alles im Leben geniessen, auch unsere Affären» oder «Wir stellen keinerlei Besitzansprüche aneinander».

Vertrauen und Liebe

Glücklich macht das Ganze nicht. Die vermeintliche Freiheit und die egozentrische Selbstbestimmtheit, deren sich viele junge Menschen heute rühmen, haben zu einer nie dagewesenen Epidemie von psychischen Erkrankungen und sozialen Störungen geführt. Deutlich glücklicher und sogar gesünder machen dagegen, das haben etliche Studien bewiesen, genau die engen Bindungen und Beziehungsmodelle, vor denen die Menschen der Postmoderne oft eine geradezu panische Angst zu haben scheinen. Dies gilt in der Zeit des anonymen, schnellen, oft gar nur noch digitalen Sex vielleicht mehr denn je.

Die Welt der allzeit verfügbaren sexuellen Befriedigung, die in Form von Pornhub oder Onlyfans gerade während der Corona-Krise noch einmal enormen Aufwind bekommen hat, mag vielleicht auf den ersten Blick attraktiv erscheinen. Die negativen Konsequenzen, für uns als Menschen und als Gesellschaft, sind aber in ihrer Gänze noch völlig unabschätzbar. Der Anstieg von Borderline-Erkrankungen und Depressionen, gerade bei der jungen Generation, lässt aber erahnen, was all das mit jenen macht, die in diese Welt quasi hineingeboren wurden und gar kein anderes Leben mehr kennen.

Viele dürften irgendwann an den Punkt gelangen, an dem sie feststellen, dass eine monogame Beziehung, Vertrauen, tiefe Liebe und das gegenseitige Versprechen, gemeinsam alt zu werden, nicht nur Einschränkung und weniger vermeintliche Freiheit bedeuten, sondern auch ein zutiefst wohltuendes Gefühl der Sicherheit und echtes, unbezahlbares Lebensglück.

Linnéa Findeklee studiert Medizin und ist freischaffende Journalistin. Sie ist Mitglied der CDU.

Oase des Journalismus

Wer gutgelaunt durchs Leben will, der liest in der Zeitung nur noch den Sportteil.



Roger Federer war in Wimbledon im Viertelfinal ausgeschieden. Er spielte, objektiv betrachtet, ziemlich schlecht. Den letzten Satz verlor er gar 0:6.

«Gott ist Federer schon, lasst ihn jetzt auch Mensch sein!», feierte ihn nun pathetisch der *Blick*. «Auch Roger Federer kann das Alter nicht besiegen», spendete der *Tages-Anzeiger* Trost. «Federer ist der Favorit der Herzen geblieben», resümierte die *NZZ*. «Wie geht es weiter, Maestro?», fragte mitfühlend das *St. Galler Tagblatt*.

Wir könnten eine ganze Reihe weiterer Schlagzeilen aus dem Sportteil der Medien aufzuführen. Allesamt lobten sie den Verlierer Federer über den grünen Klee. Allesamt suchten sie nach Entschuldigungen, wie Verletzungspech, für seine Niederlage.

Dass er schlecht gespielt oder gar versagt habe, schrieb kein einziger Sportjournalist.

In solchen Fällen fällt einem das berühmte Zitat von Earl Warren ein, dem langjährigen Obersten Bundesrichter der USA: «I always turn to the sports section first. The sports page records people's accomplishments; the front page has nothing but man's failures.»

Warrens Zitat ist in riesigen Lettern in die Wand des Newseum eingegraben, des Museums in Washington, das der Geschichte des Journalismus gewidmet ist. Denn das Zitat beschreibt präzise die Besonderheit des Sportjournalismus, die bis heute erhalten geblieben ist: Der Sportteil hält die Leistungen der Leute fest, die Frontpage hingegen nur das menschliche Versagen.

Sportjournalismus ist dadurch auf Zeitungen bis heute eine Oase geblieben, die so etwas

wie eine heile Welt abbildet. Der Sportteil hat etwas Eskapistisches, weil er, anders als der Rest des Blatts, nicht nur das Elend dieser Welt beklagt, sondern Siege und gute Leistungen bejubelt. Der Sportteil hebt erfolgreiche Figuren aufs Podest, im Rest des Blattes versucht man, erfolgreiche Figuren vom Sockel zu stürzen.

Sportjournalisten sind mit dieser freundlichen Attitüde auf den Redaktionen die Exoten. Sie sind zugleich auch die letzten journalistischen Patrioten. Sie freuen sich, wenn die

Der Sportredaktor interessiert sich noch für menschliche Leistungen und für alltägliche Lebensfreude.

Schweiz in Fussball, Skisport und Eishockey gewinnt. Sie leiden mit der Schweiz, wenn sie in Wettkämpfen unterliegt.

Bei ihren Kollegen aus dem Politik- und Wirtschaftsressort ist es umgekehrt. Sie sind keine Patrioten. Sie freuen sich dann, wenn die Schweiz Probleme hat und beim Rahmenabkommen Prügel von der EU bezieht. Sie ärgern sich hingegen über die Schweiz, wenn sie erfolgreich ist, etwa weil sie dank ihren tiefen Steuern zum attraktiven Standort wird.

Wir können diesen Gegensatz gut bei der Schweizer Fussballmannschaft aufzeigen. Nachdem sie sich im Penaltyschiessen gegen Spanien, objektiv betrachtet, eher schlampig angestellt hatte, kam aus den Sportressorts nicht ein Wort der Kritik. «Nati spielt sich mitten in die Herzen», applaudierte sich das

Schweizer Fernsehen. «Ihr seid Europameister der Herzen», titelte der *Blick*.

Besonders poetisch fasste die Sportredaktion des *Tages-Anzeiger-Zeitungsverbands* die Gefühlslage zusammen. «Der Schweizer Gott des Fluges lernt: Fussball ist ungerecht.»

In der Politik- und Wirtschaftsredaktion der gleichen Blattgruppe hingegen ging man inzwischen mit der üblichen Verbissenheit der Jagd nach Skandalen und Scheinskandalen nach. Am Tag nach dem grossen Schweizer Fussballabend lautete die Schlagzeile des *Tages-Anzeigers* auf Seite eins doch tatsächlich: «SVP-Politiker rufen dazu auf, gegen das BAG zu <schliessen>.» Es war die marginale Story, dass zwei Regionalpolitiker aus St. Gallen in den Social Media das Bundesamt für Gesundheit angegriffen hatten – Hauptsache, Skandal.

Am Tag nach Roger Federers Match in Wimbledon schaffte es das im Sportteil gefeierte Idol nicht mal mit einer Kurzmeldung auf die Seite eins. Diesmal lautete die Schlagzeile: «Billig-Medikament birgt Gefahren für Gebärende und Babys». Es war die marginale Story, dass eine Geburtshilfe-Pille Nebenwirkungen haben kann – Hauptsache, Skandal.

Besser hätte sich Bundesrichter Earl Warren nicht bestätigt fühlen können. Der Sportredaktor interessiert sich noch für menschliche Leistungen und für alltägliche Lebensfreude. Der normale Redaktor interessiert sich für menschliches Scheitern und alltägliche Skandale.

Was lernen wir daraus? «I always turn to the sports section first.»

«Mister Carlson, sind Sie der nächste amerikanische Präsident?»

Tucker Carlson ist Amerikas populärster Talkshow-Master. Seine Fans sehen ihn schon bald im Weissen Haus. Seine Gegner, vor allem Linke, bekämpfen ihn als Staatsfeind.

Urs Gehriger

Tucker Carlson ist die unangefochtene Nummer eins unter den Nachrichtenmoderatoren der amerikanischen TV-Sender. Fast drei Millionen Zuschauer schalten jeden Abend ein, um zu sehen, wie der Fox-News-Star die politische Linke zerlegt. Während der Konkurrenz die Zuschauer in Scharen davonlaufen, bricht Carlson zu neuen Ufern auf. Für seine zwei neuen Sendungen «Tucker Carlson Today» und «Tucker Carlson Originals» verlässt er sein Studio und fühlt den Menschen im politischen Hinterland den Puls.

Mit seinem Motto «Ungefiltert – unerschrocken – unaufhaltbar» greift er Themen auf, welche die Massenmedien rechts liegenlassen, und bringt seine Gegner damit zur Weissglut. «Jeden Tag wirft Carlson Bomben, macht Online-Memes, beleidigt Millionen von Menschen. [...] Tucker Carlson ist der neue Donald Trump», zetert CNN-Chefmedienkorrespondent Brian Stelter.

Während einige seiner Kollegen bei Fox News dem ehemaligen Präsidenten Treue geschworen haben, bleibt Carlson auf Distanz zu Trump. Bereits 2018 machte Carlson amerikaweit Schlagzeilen, als er der *Weltwoche* sagte, Trump sei «unfähig» und habe seine Wahlversprechen nicht gehalten (*Weltwoche* Nr. 49/18).

Nun teilt Carlson erneut Kritik aus gegen den 45. US-Präsidenten. Die Linke sei mächtiger, aggressiver und antiamerikanischer als je zuvor. «Es ist keine Frage, dass Trump seine Feinde angeheizt hat.» Schlimmer noch: «Er hat es ihnen erlaubt, sich zu verbünden und sich zu organisieren.» Die Folge dieser Entwicklung sei, dass Joe Biden heute im Weissen Haus sitze, durch eine Wahl, die Carlson als «unfair» bezeichnet. Nach Carlsons Ansicht haben Trumps Gegner die Regeln und Normen der politischen Kriegsführung verändert – und «Trump hat das zugelassen». Carlson, der in einigen Medien selbst als Präsidentschaftsanwärter gehandelt wird, zweifelt, ob der «Make America Great Again»-Maestro das Zeug für ein Comeback im 2024 hat.

Zurück im Sumpf von Washington, sieht sich Carlson im Fadenkreuz von ungewohnter

Seite. Letzte Woche informierte er sein Publikum, dass er von der National Security Agency (NSA) ausspioniert worden sei, während er versuchte, ein Interview mit dem russischen Präsidenten Wladimir Putin zu organisieren. Der Geheimdienst habe seine E-Mails mitgelesen und illegal an konkurrierende Journalisten weitergegeben.

Wir erreichen den TV-Star in einer Redaktionspause in seinem Studio per Telefon.

Weltwoche: Sie berichten, die NSA habe Sie ausspioniert, Ihre Identität preisgegeben und E-Mails an die Medien geleakt. So etwas ist nach amerikanischem Gesetz verboten. Planen Sie rechtliche Schritte?

Tucker Carlson: Ich wünschte, ich hätte irgendeine Art von rechtlicher Macht, um sie zu zwingen, offenzulegen, warum sie es getan haben. Aber das habe ich nicht. Alles, was ich tun kann, ist, darüber zu reden. Das ist die einzige Macht, die ich habe – die Macht

«Das ist die einzige Macht, die ich habe – die Macht des Redens, die leider ihre Grenzen hat.»

des Redens, die leider ihre Grenzen hat. Ich werde es auf jeden Fall versuchen. Die Wahrheit ist, dass ich nicht wirklich etwas zu verbergen habe. Ich schäme mich nicht dafür, dass ich Wladimir Putin interviewen möchte. Ich halte Putin nicht für einen schlimmen Feind der Vereinigten Staaten. Ich denke, die Hysterie um Putin ist lächerlich. Sie ist peinlich. Es ist eindeutig ein Ablenkungsmanöver. Die Amerikaner sollen davon überzeugt werden, dass Russland die wahre Bedrohung sei, vielleicht merken sie dann nicht, dass China daran ist, unser Land zu übernehmen. Denn offenkundig ist es das, was gerade geschieht. Es geht nicht um mich. Sie können mir nicht schaden, indem sie meine E-Mails lesen. Ich schäme mich nicht für etwas, was ich gesagt oder getan habe. Aber sie können damit sicherlich ihre Gegner einschüchtern. Ein weiterer Punkt: Sie können

nicht in einem Land leben, in dem Ihre eigenen Auslandsgeheimdienste im Inland spionieren und dann Regimegegner bedrohen. Das ist Afrika. Solche Zustände sind inakzeptabel. Ich denke, es ist wichtig, das zu stoppen. Ich werde so viel Druck wie möglich auf die Parlamentarier ausüben, um etwas dagegen zu tun.

Weltwoche: 2016 wählten die Amerikaner Donald Trump, der versprach, die herrschende politische Klasse einzudämmen. Aber vier Jahre später dominiert diese Klasse das Land. Hat Donald Trump genau die Kräfte gestärkt, die er bekämpfen wollte?

Carlson: Es ist keine Frage, dass Trump seine Feinde angeheizt hat. Er hat es ihnen erlaubt, sich zu verbünden und sich zu organisieren. Er hat ihr Selbstbewusstsein gestärkt und sie zu seinen Gegnern gemacht, und dann hat er sie nicht neutralisiert. Nun könnte man sagen: Na ja, er konnte sie nicht neutralisieren. Ich bin sicher, dafür gibt es Gründe. Aber die Tatsache bleibt, dass seine Gegner heute stärker sind als zur Zeit, da er Präsident wurde – radikaler und rücksichtsloser, losgelöster von demokratischen Normen und von amerikanischen kulturellen Traditionen, von Amerika selbst. Die Demokratische Partei ist aggressiv anti-amerikanisch, offen antiamerikanisch wie nie zuvor. Ich gebe Trump nicht die Schuld daran, aber die Tatsache bleibt, dass seine Gegner jetzt viel mächtiger und radikaler sind als 2016.

Weltwoche: Glauben Sie, dass Trumps ständige Behauptung, die Wahl sei gestohlen worden, schädlich ist? Untergräbt er damit das Vertrauen der Amerikaner in die Wahlen und spaltet so das Land?

Carlson: Ich denke, die meisten Leute, die sich die Zahlen ansehen, verstehen, dass diese keinen Sinn ergeben. Ich denke, die meisten Menschen verstehen, dass es keine faire Wahl war. Seine Gegner haben das System verändert. Trump hat das zugelassen. Die Briefwahl ist eine Einladung zum Betrug. Es gab keine Rechtfertigung dafür. Eine Menge Leute, die nicht verrückt sind und an unser System glauben, denken wohl, dass die letzte Wahl illegitim war. Das macht sie nicht zu schlech-



«Es gibt niemanden, der die Hälfte des Landes verteidigt»: Tucker Carlson in seinem Fox-News-Studio.

ten Menschen. Übrigens, wer glaubt, dass die Wahl legitim war, soll erklären, wie sie das denn sein konnte: Google blockierte Trumps Wahlkampfspenden-E-Mails in den letzten Wochen des Wahlkampfes. Tech-Unternehmen sperrten Anti-Biden-Nachrichten. Sagen Sie mir, wie das eine faire Wahl hätte sein sollen. Das ist keine faire Wahl. Es war eine unfaire Wahl. Die Demokraten werden hysterisch, wenn man das sagt. Was suggeriert, dass es absolut wahr ist. Natürlich ist es wahr. Aber ich sage Ihnen eines: War es kontraproduktiv, zu behaupten, dass die Wahlmaschinen manipuliert wurden, ohne es zu beweisen? Ja, das war kontraproduktiv.

Weltwoche: Eine aktuelle Umfrage der Quinnipiac University kommt zum Schluss, dass zwei Drittel der Grand-Old-Party-Wähler wollen, dass Trump im Jahr 2024 wieder für die Präsidentschaft kandidiert. Denken Sie, dass Trump noch einmal antreten sollte? Würden Sie persönlich das gerne sehen? Wäre es gut für das Land?

Carlson: Ich weiss es nicht. Das liegt in weiter Ferne. Es dauert noch dreieinhalb Jahre bis zur nächsten Wahl. Ich habe nicht mit ihm darüber gesprochen. Ich weiss nicht, ob er kandidieren will. Die wichtigste Eigenschaft eines Präsidentschaftskandidaten ist sein Hunger. Man muss es wirklich wollen. Ich weiss nicht, ob er das will oder nicht.

Weltwoche: Ein republikanischer Präsidentschaftskandidat muss viele Qualitäten aufweisen. Man muss durch und durch kon-

«Obama ist getrieben von seinem Hass, seinen Ressentiments gegenüber Amerika und der Bevölkerung.»

servativ sein, wortgewandt. Man muss eine Verbindung zum Volk haben. Man muss populär sein. Sie, Tucker Carlson, haben alles, was es braucht. Würden Sie diese Herausforderung in Betracht ziehen und als Präsident kandidieren?

Carlson: Wenn Gott selbst mir sagen würde, dass ich es tun sollte, würde ich natürlich alles tun, auch mich auf der National Mall nackt ausziehen. Nein. Ich bin kein Politiker. Das sind nicht meine Fähigkeiten. Ich mache Fernsehsendungen. Ich mache das seit Jahrzehnten, und es macht mir Spass. Ich finde, man sollte bei dem bleiben, was man gut kann, und das kann ich gut. Früher hat man Schauspieler immer sagen hören: «Was ich wirklich machen will, ist Regie führen.» Nein, du bist ein Schauspieler, also solltest du vielleicht weiter schauspielern. Ich bin ein Talkshow-Moderator. Ich werde Talkshows machen.

Weltwoche: Für Ihre neuen Sendungen «Tucker Carlson Today» und «Tucker Carlson Originals» verlassen Sie Ihr Studio und sind auf Tuchfühlung mit den Menschen quer durch Amerika. Was ist derzeit das wichtigste Thema für die Wähler draussen im Land?

Carlson: Sie glauben nicht, dass die Regierung sie repräsentiert. Amerika ist eine Demokratie.

Das bedeutet, dass das Volk über der Regierung steht und dass die Volksvertreter ihm dienen und auf seine Belange eingehen sollen. Das tun sie überhaupt nicht. Wenn man sich die Umfragewerte anschaut, sieht man: Die Leute sorgen sich um die Inflation. Sie sind besorgt über die Wirtschaft. Sie denken, dass die Schulen schrecklich sind, die Kriminalität steigt und die Grenze offen ist. Und welches sind die Prioritäten unserer politischen Führer? Rassismus, Transgender-Rechte, Sklaverei, die vor mehr als 150 Jahren endete. Es gibt keine Verbindung zwischen dem, worüber sie uns sagen, dass es wichtig sei, und dem, was die meisten Menschen für wichtig halten. Das ist ein Problem.

Weltwoche: Nach sechs Monaten Biden-Präsidentschaft ist das Land von Krisen geschüttelt. Sie haben das Chaos an der Grenze erwähnt, die Gewalt in den US-Städten steigt. Wer hat wirklich das Sagen im Oval Office? Vizepräsidentin Kamala Harris?

Carlson: Ich kenne die Antwort nicht. Mein Gefühl sagt mir, dass Kamala Harris zu inkompetent ist, um für irgendetwas verantwortlich zu sein. Sie ist überhaupt nicht beeindruckend. Ich denke nicht, dass sie klug ist. Ich denke, Barack Obama und Susan Rice geben den Ton an. Ich denke, wir stehen in der dritten Amtszeit von Obama. Das ist die radikale Regierung, die Obama gerne gehabt hätte. Biden war immer links, aber nicht radikal. Diese Regierung ist radikal, und ich denke, es ist ziemlich klar, dass Biden die Zügel nicht in der Hand hält.

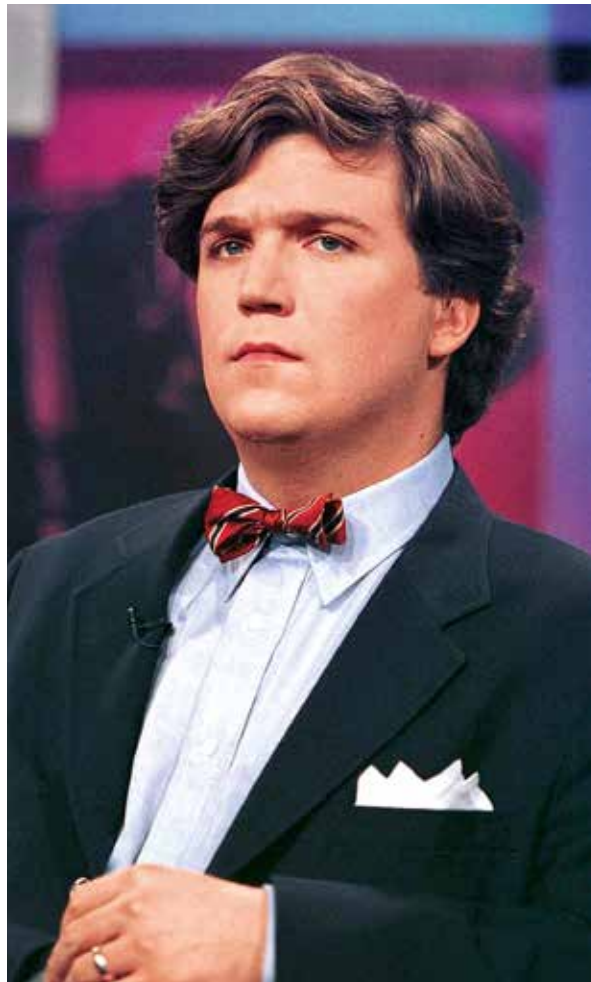
Weltwoche: Wen halten Sie gegenwärtig für die gefährlichste Person in der amerikanischen Politik oder Populärkultur?

Carlson: Barack Obama.

Weltwoche: Inwiefern hat er Einfluss?

Carlson: Er hat kulturellen Einfluss. Er hat einen riesigen Vertrag mit Netflix. Barack Obama hat noch nie etwas geschaffen. Aber er hat mehr Macht in der Demokratischen Partei als jede andere Figur, inklusive Joe Biden. Und er ist radikal. Er ist getrieben von seinem Hass, seinen Ressentiments gegenüber Amerika und der Bevölkerung. Er ist rassenbesessen. Er sieht alles durch die Linse der Rasse. Er ist ein Lügner, nicht aufrichtig betreffend seine Ansichten oder seine Ziele. Also ja, Barack Obama, mit Abstand ist er am gefährlichsten. Obama ist das Gegenteil von Trump. Trump klang furchterregend, war aber tatsächlich ein Gemässigter. Obama klingt sehr beruhigend und besänftigend, aber er ist ein absolut Radikaler.

Weltwoche: Die Demokraten sind besessen vom sogenannten Aufstand vom 6. Januar 2021. Tatsache ist, dass die einzige Person, die an die-



Musterschüler der Konservativen:
Tucker Carlson, 1998.

sem Tag getötet wurde, eine Air-Force-Veteranin namens Ashli Babbitt war. Sie starb durch die Hand eines Offiziers der Kapitol-Polizei, und dieser Offizier wurde von jeglichem kriminellen Fehlverhalten freigesprochen. Sein Name wurde nie bekanntgegeben. Glauben Sie, wir würden den Namen des Polizeioffiziers kennen, wenn das Opfer ein «Black Lives Matter»-Demonstrant gewesen wäre?

Carlson: Für mich spielt der politische Hintergrund oder die Identität der getöteten Person eigentlich fast keine Rolle. Fest steht,

«Die republikanischen Abgeordneten tun ihre Pflicht nicht. Ich finde das verachtenswert.»

dass der Polizeioffizier eine unbewaffnete Frau erschossen hat, die keine physische Bedrohung für ihn oder jemand anders darstellte. Aber sie weigern sich, uns zu sagen, wer er ist. Darf man einen eigenen Bürger anonym töten? Ist das jetzt erlaubt? Schande über die Republikaner und die Führung von Mitch McConnell, dass sie nichts dagegen unternommen haben – Leute mit solchem Einfluss. Sie hatten Angst, weil sie wussten, dass der Mob am 6. Januar

wütend auf sie, die Republikaner, war. Einer der Demonstranten wurde erschossen, und sie verbergen die Identität des Mannes, der das getan hat. Es ist ekelhaft. Sie können einfach Leute töten und weitermachen, als ob nichts geschehen sei? Wie unterscheidet sich das vom Geschehen auf dem Tiananmen-Platz?

Weltwoche: Sie erwähnen Mitch McConnell, den Minderheitsführer im Senat, der keine Führungsstärke zeigt, wie Sie sagen. Wer führt heute die Grand Old Party an? Ich sehe niemanden. Und Sie?

Carlson: Ich sehe auch niemanden. Ich denke, es gibt eine Menge mittel-mässiger, ängstlicher Leute, die zu viel Angst haben, für das Land und für ihre Wähler einzustehen und für das, was richtig ist. Es ist eine Tragödie. Es gibt niemanden, der die Hälfte des Landes verteidigt. Joe Biden hat erklärt, die Hälfte des Landes seien inländische Terroristen, und niemand stellt sich ihm entgegen.

Weltwoche: Der Gouverneur von Florida, Ron DeSantis, hat neulich Trump bei einer Umfrage am Western Conservative Summit in Denver geschlagen. Darauf wurde er von Trump in dessen Rede in Sarasota mit keinem Wort erwähnt. Besteht die Gefahr, dass man an den Rand gedrängt wird, wenn man dem König zu nahe kommt?

Haben die Republikaner Angst vor Trump?

Carlson: Ich weiss es nicht. Mein Gefühl sagt mir aber, wenn man in einer Machtposition ist, hat man die moralische Pflicht, das Richtige zu tun. Als Abgeordneter ist man einer von einer Million Menschen, die tatsächlich Macht haben. Dann ist es deine Pflicht, das Richtige zu tun, Punkt – egal, was Trump oder irgendjemand anders oder Nachrichtensender wie MSNBC darüber denken. Die republikanischen Abgeordneten tun ihre Pflicht nicht. Ich finde das verachtenswert.

Weltwoche: Denken Sie, dass der Tribalismus, den wir in Amerika erleben, umkehrbar ist? Oder wandelt sich Amerika politisch auf eine Art und Weise, die dauerhaft ist?

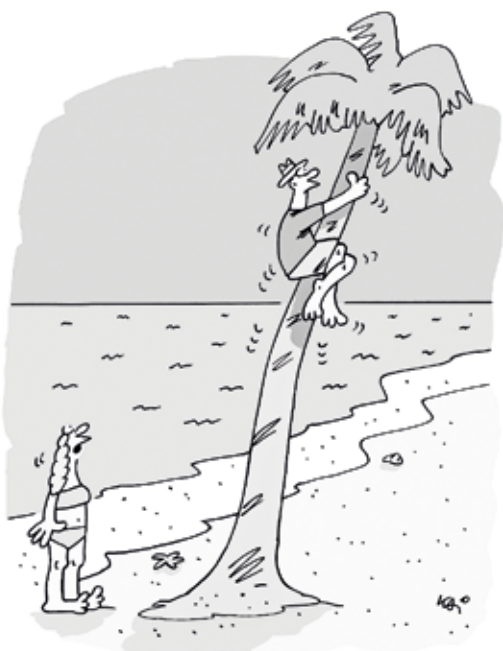
Carlson: Ich hoffe nicht. Ich denke, wenn man den Leuten immer wieder eintrichtert, dass sie durch ihre Rasse definiert werden, dass sie ihrer Rasse gegenüber loyaler sein sollten als gegenüber dem Land, und wenn sie dies dann glauben, dann kann man keine multirassische Demokratie haben. Die Menschen müssen sich zuallererst damit identifizieren, in erster Linie Bürger des Landes zu sein, nicht Mitglieder eines Stamms. Wenn man diese Überzeugung aufgibt, dann sind wir am Ende. Ich hoffe wirklich, dass wir noch nicht so weit sind.

Weltwoche: Wenige Tage vor der Wahl 2020 haben Sie intensiv zur Hunter-Biden-Laptop-Geschichte recherchiert und Dokumente mit starken Indizien für Vetternwirtschaft und Korruption vorgelegt. Die Massenmedien haben das Ganze ignoriert. Hunter Bidens Laptop scheint jedoch eine Fundgrube von Beweisen zu sein. Werden Sie dieses Thema wieder aufgreifen?

Carlson: Nun, ich habe gerade festgestellt, dass das alles russische Desinformation ist. (*Lacht*) Das, womit ich mich befassen möchte, sind die Geheimdienstchefs, die im Oktober 2020 einen Brief unterzeichnet und darin behauptet haben, dass dieser Laptop Teil einer russischen Desinformationskampagne war. Ich möchte sie gerne vor den Kongress zitiert

«Ich habe tiefes Mitgefühl für Hunter Biden. Ich kenne ihn persönlich gut. Ich habe ihn immer gemocht.»

haben, damit sie erklären, wie sie zu dieser Schlussfolgerung gekommen sind. Es war Hunter Bidens Laptop, auf dem die Informationen gespeichert waren. Das steht klar fest. Es war keine russische Desinformationskampagne. Die Tatsache, dass die Führer unserer sogenannten Geheimdienst-Community dies behauptet haben, ist Wahlmanipulation, nichts anderes. Wenn jemand, der früher Chef der CIA war, behauptet, er habe geheime Informationen, die besagten, dass sein Kandidat unschuldig sei, und er lügt: Das ist Wahlfälschung. Das ist ungeheuerlich. Sehen Sie, Joe Bidens ganze Familie lebt von seinen



„Dann hätten wir ja auch zu Hause bleiben können, wenn du auf unserer Reise bei jeder Kleinigkeit gleich auf die Palme gehst...“

politischen Verbindungen – sein Bruder, sein Sohn, andere –, und er wusste von Hunters Geschäftsverbindungen mit der Ukraine und China. Niemanden in den Medien scheint dies zu interessieren, aber es ist wahr.

Weltwoche: Hunter Biden hat eine tragische Biografie voller Suchtprobleme. Haben Sie Sympathie für ihn als Person?

Carlson: Ich habe tiefes Mitgefühl für ihn. Ich kenne ihn persönlich gut. Und ich habe ihn immer gemocht. Ich habe Sympathie für jeden, der sich in dieser Position befindet. Ich habe Mitgefühl für Menschen, die der Karriere ihres Vaters nicht gerecht werden können. Ich habe Mitgefühl für Menschen, die alkohol- und drogenabhängig sind. Ich trinke nicht mehr. Ich habe mit ihm darüber geredet. Ich hasse Hunter Biden überhaupt nicht. Ich hatte immer Mitleid mit ihm. Die Leute, die ich verachte, sind die Lügner, die verhindert haben, dass die Wähler die Wahrheit erfahren, nämlich, dass Joe Biden die amerikanische Aussenpolitik zugunsten seines Sohnes verändert hat. Das ist nicht erlaubt. Das darf man nicht tun. Es geht nicht um Hunters Drogensucht oder darum, wie viele Nutten er hat. Es geht um die Tatsache, dass Joe Biden als Vizepräsident die amerikanische Aussenpolitik verändert hat, damit sein Sohn Geld verdienen kann. Ich finde das ekelhaft.

Weltwoche: Sie haben erfolgreich mit dem Trinken aufgehört. Haben Sie einen speziellen Rat für Hunter Biden, wie er sein Leben in den Griff bekommen könnte?

Carlson: Es ist sehr schwer. Hunter trinkt jetzt, glaube ich, wieder. Ich habe das erst letzte Woche von jemandem gehört, der ihn kennt. Es ist traurig. Es gibt zwei Arten von nüchternen Menschen. Jene, die es wirklich geniessen, nüchtern zu sein, und jene, die verzweifelt versuchen, wieder betrunken zu werden. Ich bin sicher, Sie kennen solche Leute, die aufhören zu trinken; aber sie können sich nicht entspannen. Sie wollen einfach nur trinken. Er war schon immer so. Ich weiss nicht, was das Heilmittel dagegen ist. Eine Reha hilft solchen Leuten nicht. Normalerweise sterben sie daran. Sie sterben fast immer daran. Ich war zufälligerweise in der anderen Kategorie, ich hatte wohl Glück. Als ich mit dem Trinken aufgehört habe, fühlte ich mich sofort besser. Ich bin seit neunzehn Jahren dankbar, dass ich nicht trinke. Bei Hunter ist das nicht so. Er ist das, was wir einen «höllischen Fall» eines Patienten nennen. Er ist nie zufrieden, und deshalb ist er betrunken. Das ist einfach verdammt traurig.

Das Interview im englischen Original nachzulesen auf www.weltwoche.ch/International



INSIDE WASHINGTON

Kühne Pläne für Trump

Eingefleischte *Trumpers* rühren die Trommel, um ihrem Helden die Tür für das Comeback aller Comebacks zu öffnen. Ihr Plan sieht vor, dass der abgewählte US-Präsident nach den Zwischenwahlen 2022 Nancy Pelosi ersetzt. Als «Speaker of the House» wäre er nach Präsident Joe Biden und Vizepräsidentin Kamala Harris die drittmächtigste Person im Land. Technisch gesehen, klingt das Szenario plausibel. Gemäss US-Verfassung muss der Vorsitzende des Repräsentantenhauses kein gewähltes Mitglied des Repräsentantenhauses sein. Und nach vier Jahren, in denen er von seinen demokratischen Peinigern gnadenlos gejagt und zweimal angeklagt wurde, wäre es in der Tat eine süsse Rache, wenn Trump im Kapitol den Holzhammer schwingen würde. Der Kongressabgeordnete Matt Gaetz aus Florida ist so angetan von der Idee, dass er bereits Spendenappelle für eine Kriegskasse verschickt hat.

Derweil zeigt sich das direkte Umfeld Trumps wenig begeistert. Der ehemalige Gebieter des Weissen Hauses habe «null Lust», Sprecher des Repräsentantenhauses zu werden, so der ehemalige Sprecher und Trump-Insider Jason Miller. In einem Interview schien Trump mit der ihm zugeordneten Rolle zu liebäugeln. «Es ist nicht etwas, was ich in Betracht gezogen hätte. Aber» – und hier kommt der klassische Trump-Cliffhanger – «es gibt eine Menge Gerede darüber.»

Selbst wenn die Republikaner bei den Zwischenwahlen das Repräsentantenhaus von den Demokraten zurückeroberten sollten, brauchte Trump immer noch eine absolute Mehrheit, um sich zum Sprecher zu krönen. In Anbetracht der Tatsache, dass zehn Republikaner vor einem guten Jahr für seine Amtsenthebung gestimmt haben, setzt man sein Geld wohl besser auf Trump als Königsmacher von «Mar-a-Lago».

Amy Holmes

Fussball ist Patriotismus von Kastraten

Warum ich mich als überzeugte Engländerin herzhafte über den Sieg der Italiener gefreut habe.

Julie Burchill

Am Sonntagnachmittag postete ich ein Foto der italienischen Fahne und die Parole «Forza, Italia!» auf meiner Facebook-Seite und verliess das Haus. Als ich am Montagmorgen aufwachte, dachte ich, die Queen sei gestorben, so bedrückt war die Stimmung in unserem erhabenen Land.

Der Final zwischen England und Italien, von mehr Briten an den Fernsehern verfolgt als irgendein Ereignis seit der Übertragung der Trauerfeier für Prinzessin Diana, endete mit einer ähnlichen Demonstration eines kollektiven emotionalen Zusammenbruchs. Nur dass es diesmal nicht um eine angebetete Frau ging, die sich für gemeinnützige Projekte eingesetzt hatte und in der Blüte ihres Lebens gestorben war – sondern um einen Haufen junger Männer mit einem durchschnittlichen Monatslohn von einer Million Pfund, die das wahnsinnige Privileg haben, für ihren Lieblingssport auch noch bezahlt zu werden, und denen es nicht gelang, den Ball von ihrem frechen Nachbarn zurückzuerobern.

Posttraumatische Belastungsstörung

Die BBC, unsere nationale Sendeanstalt, wie es so schön heisst, die wir uns als besonnene, unaufgeregte Stimme im Wirrwarr der Weltereignisse vorstellen sollen, tat so, als ginge es, wie damals in Dünkirchen, um das Schicksal der Nation: «Katastrophe», «am Boden zerstört», «verzweifelt», «Sie werden kämpfen, um über diese schmerzhafteste Niederlage hinwegzukommen». Es hätte mich nicht gewundert, wenn der Mannschaftsarzt bekanntgegeben hätte, dass bei den elf Ärmsten (samt Ersatzleuten) eine posttraumatische Belastungsstörung diagnostiziert worden sei.

Der einzige Lichtblick waren die Interviews mit *nostri italiani*, die die Partie in den Londoner Cafés verfolgt hatten und verständlicherweise *totalmente fuori casetta* waren. Und auch wenn meine Italien-Begeisterung mit einem zwinkernden Auge daherkam, so habe ich mich doch aufrichtig für die Italiener gefreut. Die Coronapandemie hat ihr Land heimgesucht, und sie sind nach wie vor im Griff der üblen EU. Was für eine Ermutigung muss dieser Sieg sein!

Natürlich bin ich überzeugte Engländerin. Aber die Selbstgerechtigkeit, mit der das linksliberale Establishment uns gestattete, ein paar Wochen patriotische Gefühle zu haben, um uns dann wieder als Nestbeschmutzer zu beschimpfen, wenn man auch nur andeutet, dass der Sieg der Briten über die Nazis eine gute Sache war – das

Das Gerede von «Vielfalt» und der «neuen Regenbogennation» wirkte danach reichlich sinnentleert.

reizt meine rebellische Natur. Die englische Mannschaft zu unterstützen und alles andere an dieser grandiosen kleinen Nation schlechtzumachen, ist Patriotismus von Kastraten.

Kaum hatten unsere Spieler die Sache versemelt, richtete der heilige Gareth Southgate das Augenmerk auf die Fans. Tags zuvor waren sie noch das Salz der Erde gewesen (vergessen wir mal, dass ein englischer Schurke in der vorangegangenen Woche den dänischen Goalie mit einem Laserpointer geblendet hatte, um auf diese Weise seine Loyalität gegenüber unseren tollen Jungs zu demonstrieren), und nun waren sie hässliche Neandertaler, denen man nicht hätte erlauben dürfen, 22 Spielern dabei zuzusehen, wie sie einen Ball durch die Gegend kicken.



„Ich glaube, dieses Spiel wird sich niemals durchsetzen.“

Das ganze Gerede von «Vielfalt» und der «neuen Regenbogennation» wirkte am Morgen danach reichlich sinnentleert – als Sportler und Entertainer wurden Schwarze schon immer geschätzt (oh, diese Körperlichkeit!), aber solange sie in der Geschäftswelt oder in der Politik nicht repräsentiert sind, hat das keine Bedeutung für die durchschnittlichen Chancen schwarzer Briten. Ja, die Sichtbarkeit schwarzer Sportler mag uns zu der Annahme verleiten, dass Rassismus kein so grosses Problem sei. Und wie vorhersehbar die Reaktion der unfähigen Londoner Polizei, die mit grossem Tamtam erklärte, dass man Internet-Trolle verfolgen werde – während Vergewaltigung immer seltener bestraft wird und immer mehr schwarze Jugendliche mit Messern aufeinander losgehen. Wann werden die Leute endlich begreifen, dass Rassisten nicht als gefährliche Verbrecher behandelt werden sollten, sondern als die sozial Minderbemittelten, die sie sind? Was ist aus Eleanor Roosevelts Ausspruch «Ohne dein Einverständnis kann niemand dir das Gefühl geben, minderwertig zu sein» geworden?

Beugen wir das Knie

Wie hohl klingt das ganze Gerede von der Fussballbegeisterung als einem «Leuchtturm, der die Menschen zusammenbringt» in unserem wütenden und zerrissenen Land, das nach diesen Wochen noch gespaltener ist denn je. Aber was soll's, wir können ja schon von der WM in Katar im nächsten Jahr träumen – Katar, wo Homosexualität strafbar ist, Frauen unter fünfundzwanzig die Einwilligung ihres männlichen Vormunds benötigen, wenn sie einen Vertrag unterschreiben oder eine Auslandsreise antreten wollen oder ähnlich extravagante Dinge vorhaben, und wo verarmte Kinder aus Pakistan und Bangladesch, manche erst sechs Jahre alt, als «Kameljockeys» angeboten werden. Beugen wir das Knie in Stadien, deren Bau nepalesische Sklaven mit dem Leben bezahlt haben. Fussball, das schöne Spiel, ist bis auf die Knochen verrottet.

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork

Orchestrierte Impfwängerei

Covid-Pass und Dauerpropaganda sollen die Impfbereitschaft steigern.
Doch der Druck von oben mobilisiert auch Widerstand von unten.

Alex Baur

Lena Meier (Name geändert) freute sich riesig über die Karten zur Zirkuspremiere von Knie am 29. Juli in Rapperswil, welche sie zu ihrem 25. Geburtstag geschenkt bekam. Doch die Freude verging ihr schnell: Zutritt nur mit Covid-Zertifikat!

Lena Meier hat sich nicht impfen lassen. Abgesehen davon, dass sie als fitte junge Frau das Virus nicht zu fürchten braucht, war sie bereits an Sars-Cov2 erkrankt, also immun. Das konnte sie mit einem Antikörpertest nachweisen. Als Genesene hätte sie theoretisch Anspruch auf das Zertifikat. Doch weil sie damals keinen PCR-Test gemacht hatte, kann Lena Meier den Zeitraum der Erkrankung nicht rechtsgenügend belegen. Die EU-Normen, welche die Schweiz übernommen hat, verlangen aber diesen Nachweis.

Normalität? Welche Normalität?

Lena Meier hat ihre Knie-Karten verschenkt: «Mich für einen Zirkusbesuch auf Corona testen lassen», meint sie, «*njet*, dieses Affentheater ist mir zu blöd.» Und eine Impfung will sie sich nun erst recht nicht mehr aufzwingen lassen.

Laut der auf allen Kanälen propagierten berserischen Sprachregelung soll das Covid-Zertifikat Normalität in unser Leben zurückbringen. «Während bei Geimpften die Corona-Sorgen nach und nach verfliegen, müssen sich die anderen an wöchentliche Tests gewöhnen», verkündete SRF-Bundeshausredaktor André Ruch Ende Mai, «Impfkritiker sollten sich also warm anziehen (...) Es gilt noch die eine oder andere Ungleichheit auszuhalten.»

Von *Tages-Anzeiger* bis *NZZ am Sonntag* wollen die Kommentatoren nichts von «Impfwang» wissen. «Das Gerede der Impfgegner von einer Diskriminierung ist Unsinn», belehrte Letztere ihre Leserschaft. Privilegien für Kooperationswillige seien nichts Neues. Es wäre sogar denkbar, «die Pflicht zum Covid-Zertifikat auf weitere Gebiete des gesellschaftlichen Lebens auszuweiten».

Die Beschneidung der Grundrechte wird als Normalität, die Freiheit als Belohnung für Wohl-

verhalten gepriesen. Die Ticketkontrolleure des Zirkus Knie, Türsteher, Wirte und Arbeitgeber mutieren zu Hilfspolizisten und Vollstreckern eines per Dekret verordneten Corona-Regimes. Noch vor zwei Jahren hätte man jeden verspottet, der dieses orwellsche Szenarium prognostizierte.

Dabei gibt es keine Rechtfertigung mehr für irgendwelche Massnahmen. Wer heute in der



«Impfkritiker sollten sich warm anziehen»:
SRF-Bundeshausredaktor Ruch.

Schweiz Impfschutz haben will, bekommt ihn. Bei einzelnen Impfzentren wurde die Kapazität mangels Nachfrage bereits reduziert. Es zahlt sich nun aus, dass die Schweiz ausschliesslich

Die neuartige Impfung ist ein Grosseperiment am Menschen. Wir haben keine Langzeiterfahrung.

auf mRNA-Impfstoffe gesetzt hat. Damit ist Sars-Cov2 zwar noch nicht verschwunden. Zu hundert Prozent sicher ist nur der Tod. Doch bei einem Impfschutz von über 95 Prozent gegen schwere Verläufe ist das Coronavirus selbst für

Risikogruppen definitiv weniger gefährlich als jede normale Grippe.

Die neuartige Impfung ist ein Grosseperiment am Menschen. Wir haben keine Langzeiterfahrung. Ob es uns gefällt oder nicht, wir sind damit zu einer Risikoabwägung gezwungen, die jeder für sich selber fällen muss. Für ältere Menschen ist das Coronavirus wahrscheinlich gefährlicher als die Impfung, vor allem wenn sie an Immunschwäche, Diabetes, Übergewicht oder Bluthochdruck leiden. Für gesunde Junge und vor allem für Kinder tendiert das Risiko eines schweren Corona-Verlaufs gegen null. Sie sind auch weniger ansteckend.

Der Impfdruck ergibt medizinisch keinen Sinn. Für die zügige Immunisierung der Bevölkerung spielt es keine Rolle, ob sie durch Impfung oder Ansteckung erfolgt. Hohe Fallzahlen geben keinen Anlass zur Sorge, im Gegenteil, so lange die Zahl der Hospitalisierungen und der Todesfälle nicht ansteigt. Die Erfahrungen aus Israel lassen hoffen, dass der Impfschutz hält, was er verspricht.

187 433 Unterschriften in drei Wochen

Während der Staat im Verbund mit den eingebetteten Medien in gewohnter Einfalt zum grossen Impftrara anstimmt, regt sich passiver Widerstand in der Bevölkerung. Der Unmut lässt sich in Zahlen fassen. In rekordverdächtigen drei Wochen hat ein loser Verbund von Massnahmenkritikern im Umfeld der Verfassungsfreunde 187 433 Unterschriften gegen das neue Covid-Gesetz gesammelt.

Anders als bei der ersten Abstimmung über das Covid-Gesetz, welches (immerhin!) 40 Prozent des Stimmvolkes und sechs Stände ablehnten, geht es nun nicht mehr um (weitgehend unbestrittene) Hilfspakete. Im Zentrum der neuen Vorlage steht diesmal neben dem ausgebauten Contact-Tracing der faktische Impfwang. Am 28. November wird abgestimmt. Vielleicht sollte sich auch der Bundesrat schon mal, um beim SRF-Jargon zu bleiben, warm anziehen.

Hass im Regenbogen

Journalistin Michèle Binswanger wurde auf Twitter geköpft. Mir empfahl man, auf Bahngleisen Blümchen zu pflücken. Szenen aus dem Alltag einer nichtlinken Autorin.

Anabel Schunke

Die Journalistin Michèle Binswanger wurde geköpft. Zum Glück nur auf einem Bild. Die Zeitschrift *Megafon* der Berner Reitschule reagierte via Twitter mit diesem Meme auf eine Aussage der *Tages-Anzeiger*-Autorin in einem Interview mit Journalist Stefan Aust. Binswanger behauptete gegenüber Aust, dass der Vorwurf, rechts zu sein, «ein gesellschaftliches Todesurteil» sein könne. Die Urheber verwiesen auf den angeblich satirischen Charakter des Bildes, löschten es jedoch, nachdem es zu heftiger Kritik gekommen war. Auch Netzaktivistin Jolanda Spiess-Hegglin, die sonst gegen «Hassrede, Diskriminierung und Rassismus» im Netz kämpft, drückte auf «Gefällt mir».

Die Erfahrung, dass Linke durchaus moralisch flexibel sind, wenn es um die Frage geht, ob man gerade für oder gegen Hass kämpft, macht jeder, der sich im Netz schon einmal der Ketzerei in Form von Kritik an der linken Ideologie schuldig gemacht hat.

So kann es einem durchaus passieren, dass einem eine Psychologin mit Regenbogen im Twitter-Namen empfiehlt, auf Bahngleisen Blümchen pflücken zu gehen, wie es bei mir der Fall war. Oder man begegnet selbsternannten männlichen Feministen, die stets die Ersten sind, wenn es darum geht, konservative und liberale Autorinnen auf ihr Äusseres zu reduzieren und sexuell herabzuwürdigen. Als besonders reflektiert erweisen sich auch immer wieder selbsternannte Antirassisten wie Brandon Taylor, der in seinem Buch «Real Life» behauptet, dass es «einen Ort im Herzen eines jeden weisen Menschen» gibt, «an dem Rassismus wächst und gedeiht».

Solidarität nur für Gleichdenkende

Der Grund, warum der Kampf gegen «Hassrede, Diskriminierung und Rassismus» für diese Leute bei Personen wie Michèle Binswanger und mir endet, ist einfach erklärt: Weil für sie «Hassrede, Diskriminierung und Rassismus» gegenüber «Rechten» oder vielmehr gegenüber denen, die man im linken Kosmos dafür hält, nicht existieren. Solidarität

gibt es nur für Menschen, die entweder genauso ticken wie man selbst oder als Teil einer diskriminierten Minderheit begriffen werden. Dass Konservative und Liberale in vielen westlichen Ländern mittlerweile selbst eine diskriminierte Minderheit darstellen, will man im linken Spektrum leider nicht gelten lassen.

Als Liberaler oder Konservativer sind Sie heutzutage ein Rechter. Und damit auto-



Es gibt keinen guten oder schlechten Hass: Aktivistin Kuhnke.

matisch ein Rechtsextremist, Rassist und Nazi. Und wenn Sie, wie Michèle Binswanger, auch nur die linke Cancel-Culture kritisieren, aber ansonsten eigentlich gar nicht so «rechts» sind, macht das keinen Unterschied.

«In der Liebe und im Kampf gegen rechts ist alles erlaubt», lautet das Motto der selbsternannten Guten. Deshalb stört sich keiner daran, wenn Ihnen als rechtem Ketzler «Hassrede, Diskriminierung und Rassismus» widerfahren. Zumal es Rassismus gegen Weisse, wie man mir erklärte, ohnehin nicht gebe.

Und so kommt es, dass die Mehrheit der Bevölkerung zwar sehr gut über «Hassattacken» auf linke Politiker wie die Berliner Staatssekretärin Sawsan Chebli oder den SPD-Gesundheitsexperten Karl Lauterbach informiert ist. Nur weiss die Öffentlichkeit praktisch nichts darüber, wie der AfD-Bundestagsabgeordnete Martin Hebner und dessen Familie vor seinem Tod durch einen Hirntumor von der linksextremen Antifa terrorisiert wurden. Er wusste sich nicht anders zu helfen als mit einem Facebook-Appell – während er im Sterben lag.

Und Aktivistin Jasmina Kuhnke, alias «Quattromilf», die im Prinzip nichts anderes tut, als Menschen auf Twitter als «rassistische Arschlöcher» zu bezeichnen, bekam von ARD-Journalist Georg Restle einen Beitrag über «Hass im Netz» gewidmet. Danach flossen eifrig Spenden für die notleidende Linke.

Cancel-Karawane

Dass ich, wie viele andere konservative und liberale Autoren, täglich massiv bedroht werde, lasse ich als Randnotiz stehen. Auch dass ich mich seit den heftigen Attacken, die aus meiner Solidarität mit Israel resultierten, nicht mehr in meine Wohnung traue und wie ein Nomade umhersitze, sei nur nebenbei erwähnt. Denn die Täter, die mir Angst und Schrecken einjagen, sind allesamt Muslime und Linke, und ich bin «die Rechte», weshalb mir – anders als bei «Quattromilf» Kuhnke – wohl kein Umzug bezahlt werden wird.

Das Problem: Die *woke* Cancel-Karawane zieht immer weiter. Und sie wird nicht bei «rechten» oder «umstrittenen» Publizisten wie mir haltmachen und sich zufriedengeben. Die Revolution frisst ihre eigenen Kinder, Michèle Binswanger ist so ein Beispiel.

Spätestens jetzt sollte man realisieren, dass man nicht jeder Cancelei durch den Zusatz, dass es gegen «rechts» geht, Legitimation verleihen kann. Es gibt keinen guten oder schlechten Hass. Es gibt nur Totalitarismus oder Demokratie. Wer Letzteres beibehalten will, sollte keine Unterschiede machen.

Bankrotterklärung am Leutschenbach

Mit Heinz Günthardt muss der beste Tennisexperte SRF verlassen.
Damit gibt das staatliche Medium viel Kompetenz aus der Hand.

Thomas Renggli

Im Februar 2017 verabschiedete sich das Ski-Kommentatoren-Duo Matthias Hüppi und Bernhard Russi vom Schweizer Fernsehpublikum. Hüppi, weil er als Präsident des FC St. Gallen seine alte Leidenschaft für den Fussball nochmals ausleben wollte, Russi, weil er mit dem Abgang seines kongenialen Partners auch für sich selbst einen Schlusstrich zog.

Es war ein Verlust an Fachkompetenz, der nie kompensiert wurde. Und es war der Anfang eines wahren Exodus. Steffi Buchli folgte dem Ruf des Spartensenders My Sports, Jann Billeter geht denselben Weg. Vor kurzem hat der langjährige Tennis- und Eishockey-Reporter Stefan Bürer seinen Abgang zum Eishockeyklub Rapperswil-Jona Lakers angekündigt. Und als Erste der alten Garde waren Dani Wyler und Bernard Thurnheer der Altersguillotinen zum Opfer gefallen. Beide hätten gerne weiterkommentiert, doch für beide hatte man bei SRF keine Verwendung mehr – was vor allem bei «Beni national» ein Affront war, der bis heute kaum nachzuvollziehen ist. Ressortübergreifend verabschiedeten sich auch Roman Kilchsperger (er hätte immer gerne Fussballsendungen moderiert) und Nik Hartmann zu Privatsendern. Hinter den Kulissen wechselten mit Peter Staub und Tobias Ellenberger zwei erfahrene Journalisten in die Produktionsabteilung des Bezahlsenders Blue (vormals Teleclub).

Frischer Wind, freche Töne

SRF-Sportchef Roland Mägerle macht gute Miene zum bösen Spiel und weist auf den Spar-Druck hin. Das mag stimmen. Denn dieser ist auch dafür verantwortlich, dass SRF auf dem Sportrechtemarkt je länger, je mehr den Kürzeren zieht. Mit Blue (bzw. Swisscom) und My Sports (UPC Sunrise) mischen zwei Konkurrenten mit, die über einen prallgefüllten Geldtopf verfügen – und bei denen Fernseh-sport als wichtiges Marketinginstrument eingesetzt



Freigestellt:
Heinz Günthardt.

wird. Anders als die SRG, die sich mit Staatsgeldern der journalistischen Verwaltermentalität verschrieben hat, lässt die private Konkurrenz frischen Wind und freche Töne zu. Dies gelingt zwar nicht immer gleich gut, doch unter dem Strich sind Unterhaltungswert und Überraschungsmomente deutlich präsenter.

Live-Sport wird auch bei SRF als kostbares Gut angesehen. In Zeiten des Replay-TV und der

Streamingdienste ist es praktisch das einzige Produkt, bei dem das herkömmliche Fernsehen noch punkten kann. Doch fehlt der Zugang zu den populärsten Sportarten, kann die sportliche Dauerberieselung vom Gassenhauer zum Ladenhüter werden. Wer – abgesehen von einem kleinen Kreis der Insider – lässt sich schon von Orientierungslauf, Unihockey oder Frauenfussball vor das TV-Gerät locken?

Solo-Mission der Jungreporter

Qualität vor Quantität wäre wohl das beste Rezept, um die Beliebigkeit zu überwinden. SRF könnte sich – ähnlich wie die öffentlich-rechtlichen Sender in Deutschland – mit Hintergrundrecherchen und Experteneinschätzungen abheben. Das finanzielle und personelle Potenzial dazu wäre vorhanden. Offensichtlich ist dies unter Mägerle kein Thema. Die Absetzung der Sendung «Sport aktuell» (und die Einführung des Mini-Formats «Sportflash») war ein Beweis dafür. Und auch die Freistellung von Heinz Günthardt passt in dieses Bild. Denn anstatt auf das Wissen und das Netzwerk des früheren Weltklassespielers zu setzen, schickt Mägerle künftig die Jungreporter Manuel Köng und Stephan Liniger in Solo-Mission auf die Tennisplätze. Spätestens wenn es darum geht, ein mehrstündiges Fünfsatzspiel alleine zu kommentieren, werden einem die beiden leidtun. Doch glücklicherweise hat die Moderne ein Instrument hervorgebracht, das sämtliche Sparmassnahmen der SRG überstehen wird: die Fernbedienung.

Antiamerikaner gegen den F-35

Feldzug gegen den F-35: Kein Tag, ohne dass Stimmung gegen das amerikanische Kampfflugzeug gemacht wird. Für die Linke ist der Kauf des Jets ein Geschenk des Himmels. Endlich können sie wieder dem guten alten Antiamerikanismus frönen. Die fast schon pathologische Ablehnung der kapitalistischen Führungsmacht gehört seit Jahrzehnten zum Repertoire linker Politik.

Ob Achtundsechziger, Friedensbewegter in den siebziger und achtziger Jahren, Irakkrieg-Gegner in den nuller Jahren oder Trump-Verächter: Jede Generation von Sozialdemokraten und Grünen findet einen Grund, die USA zu verdammen.

Die F-35-Befürworter sollten sich nicht beirren lassen: Das ist alles nur ein billiger Vorwand. Die Linken wollen weder einen Kampfjet noch eine Armee. Man erinnere sich an die Gripen-Abstimmung von 2014: Dieser Flieger kam aus dem neutralen Schweden, war weniger potent als der F-35. Auch dieses Flugzeug lehnten die Rot-Grünen ab. *Marcel Odermatt*

Orientierungslose Genderisten

Gemäss Umfrage sagen 4 Prozent der Generation Z (nach 1997 Geborene), sie seien weder weiblich noch männlich. Unter den Millennials (1981–1996) sind es 2 Prozent, bei der Generation X (1965–1980) und den Babyboomern (1946–1964) je 1 Prozent.

Hat ein Befreiungsschub das Coming-out der im «falschen Körper» Gefangenen in-ner dreier Jahrzehnte vervierfacht? Oder war es der an Universitäten und von Promis beförderte Diskurs der *gender identity*, wonach das Geschlecht ein soziales Konstrukt sei?

Das *woke*-Konzept des *gender creative parenting* fordert von Eltern, ihre Kinder geschlechtsneutral zu erziehen: Diese sollen als Teenager ihre Gender-Identität selbst bestimmen. Dem steht der LGBTQ-Slogan «Born This Way» gegenüber: Danach wird der Mensch schon als schwul oder lesbisch, als trans-, bi- oder intersexuell, vielleicht sogar als hetero geboren und kann seine sexuelle Orientierung gerade nicht wählen.

Das Paradox scheint niemanden zu stören: Unsere geschlechtliche Hardware bestimmen wir angeblich selbst, die Software ist uns indes unabänderlich eingeschrieben.

Matthias Rüb

Milliardäre im All

Richard Branson, Jeff Bezos und Elon Musk wollen den Weltraum erobern. Die Medien machen sich darüber lustig. Zu Unrecht.

Rainer Zitelmann

Der Unternehmer Richard Branson (Vermögen: 5,9 Milliarden Dollar) schreibt in seinem Buch «Geht nicht gibt's nicht»: «Die Lektion, die ich bei all dem gelernt habe, ist, dass kein Ziel ausserhalb der eigenen Reichweite liegt, und selbst das Unmögliche kann möglich werden für Menschen mit Visionen und dem Glauben an sich selbst.» Er hat sich viele Träume erfüllt, doch ein Traum, den er von dem Moment an träumte, als er 1969 die erste Mondlandung im Fernsehen gesehen hatte, war es, selbst in den Weltraum zu fliegen. Übrigens war das damals auch mein Traum – ich gab im Alter von zehn Jahren eine Zeitung heraus, die *Galaktische Zeitung* hiess und über die Weltraumfahrt informierte. Mein Berufsziel war Astronaut.

Bis Branson sich seinen Traum erfüllen konnte, hat es mehr als ein halbes Jahrhundert gedauert. Eine Woche vor seinem 71. Geburtstag ist er an Bord des Raumflugzeugs «VSS Unity» seines Unternehmens Virgin Galactic in den Weltraum geflogen, hat von dort aus die Erde von oben gesehen und für einige Minuten Schwerelosigkeit erlebt.

Unvergleichlich günstiger

So fing es an: Vor Jahrzehnten, als Branson im Urlaub war und sein Flug storniert wurde, charterte er für 2000 Dollar ein Flugzeug und teilte den Betrag durch die Anzahl der Passagiere. Auf eine Tafel schrieb er: «Virgin Airways. Einfacher Flug nach Puerto Rico 39 Dollar.» Das funktionierte so gut, dass es ihn auf die Idee einer eigenen Fluggesellschaft brachte. Als ihm 1984 ein junger amerikanischer Anwalt einen Brief schrieb und ihm die Gründung einer transatlantischen Fluggesellschaft vorschlug, war er begeistert. Nachdem er am Wochenende mit dem Anwalt gesprochen hatte, konnte er es kaum erwarten, am Montag früh gleich bei dem Flugzeughersteller Boeing in den USA anzurufen und zu fragen, wie viel denn ein Jumbojet kosten würde. Seine Mitarbeiter schüttelten den Kopf über die Verrücktheit ihres Chefs.

Auch Jeff Bezos, mit einem Vermögen von 177 Milliarden Dollar der reichste Mann der Welt, und Elon Musk, mit 151 Milliarden Dollar der zweitreichste, träumen davon, den Weltraum zu erobern. Sie wollen auf unseren Nachbarplaneten Mars, um ihn zu besiedeln. Alles Spinnerei? Immerhin hat Musk inzwischen gezeigt, dass private Raumfahrt unvergleichlich günstiger ist als staatliche Raumfahrt.



Träumer der Zukunft: Branson, Bezos, Musk.

Seine Rakete «Falcon 9» kann wiederverwendet werden, was sie sowohl wirtschaftlich als auch ökologisch sehr viel vorteilhafter macht, als es die bisherigen Raketen sind. Erstmals gelang Musks Firma Space X die Wiederverwendung im März 2017. Inzwischen verwendet Space X die Raketenstufen stets mehrfach, und sogar Teile der Nutzlastverkleidung werden nach dem Start aufgefangen und wiederverwendet. Beide Massnahmen sorgen dafür, dass die Kosten für einen Raketenstart deutlich tiefer sind als bisher.

Einige Medien machen sich lustig über Branson, Musk und Bezos. Für sie ist es ein Spleen von Milliardären, die zu viel Geld haben und

nicht wissen, was sie damit machen sollen. Weltraumflüge für Privatpersonen sind für Kritiker ein unsinniger Luxus.

Wir werden die Erde verlassen müssen

Doch in der Geschichte waren alle Neuerungen ein Luxus, den sich nur wenige Menschen leisten konnten: Fensterscheiben ebenso wie ein Dusch-WC. Ich erinnere mich noch an den ersten Airbag

in einem Auto, denn das ist noch gar nicht so lange her – genauer gesagt: vierzig Jahre. Das erste deutsche Auto mit einem Airbag gab es 1981 mit der S-Klasse von Mercedes-Benz. Die ersten Autos, die ersten Flüge, die ersten Radios und die ersten Fernseher: alles Luxusgüter, deren Sinnhaftigkeit von den meisten Zeitgenossen ohne Fantasie und wirtschaftlichen Verstand bezweifelt wurde.

Reiche finanzieren den Fortschritt. Nicht nur als Unternehmer, sondern auch als Konsumenten. Denn wegen der hohen Entwicklungskosten können sich anfangs nur Reiche Produkte leisten, die später Massenware werden.

Superreiche wie Bezos oder Musk haben Träume, über die heute viele lachen. Aber irgendwann werden wir unseren Planeten verlassen müssen – vielleicht, weil einmal ein riesiger Meteorit auf die Erde zurast, so wie wir es aus Science-Fiction-Filmen kennen. Stephen Hawking, der geniale Wissenschaftler,

warnte immer wieder vor einem solchen Szenario.

Die staatliche Raumfahrt ist so teuer und ineffizient, dass sie das nicht leisten können. Das haben die letzten Jahrzehnte bewiesen. An die Stelle der Staatsraumfahrt tritt die kapitalistische Raumfahrt. Und ihre Effizienz und Wirtschaftlichkeit sind um so vieles grösser – wie jene des privaten Telefonierens heute im Vergleich zum Staatstelefonieren, das ich noch in meiner Jugend kannte.

Rainer Zitelmann ist Historiker und Soziologe. Sein Bestseller «Setze dir grössere Ziele» liegt in elf Sprachen vor.

Hirten, vom Zeitgeist gebeugt

Fleissig mischten katholische Bischöfe im Abstimmungskampf um die Konzerninitiative mit. Bei der Debatte um die «Ehe für alle» bleiben sie stumm.

Marcel Odermatt

An vielen Glockentürmen warb 2020 ein oranges Banner für ein Ja zur Konzernverantwortungsinitiative. Schliesslich müsse, so der St. Galler Bischof Markus Büchel in einem flammenden Appell, «der Schutz der Menschenrechte und der Schöpfung weltweit gelten». Trotz des beispiellosen Einsatzes mit vorformulierten Predigten – passender Bibelverse inklusive – verbuchten die Kleriker am 29. November eine Niederlage. Ausgerechnet katholisch geprägte Kantone sorgten dafür, dass die Vorlage am Ständemehr scheiterte.

Die Kirchen kassierten für ihren aufwendigen Abstimmungskampf viel Kritik. Vielen erschien es nicht opportun, dass sich christliche Instanzen derart in eine einseitige politische Kampagne von linker Seite einspannen liessen. Der Werbefeldzug würde mit dem Geld finanziert, das von den Kirchensteuern aller Mitglieder stamme. Tatsächlich darf man sich die Frage stellen, ob eine Zustimmung zum Anliegen aus christlicher Optik dermassen alternativlos war, wie es klerikale Kreise darstellen.

Eindeutige Position

Am 26. September stehen insbesondere die katholischen Gläubigen vor einer anderen Ausgangslage. Dann wird das Stimmvolk über die «Ehe für alle» entscheiden. Der Vatikan hat dazu eine eindeutige Position, die auch allen gesellschaftlichen Umwälzungen zum Trotz unverändert geblieben ist.

Papst Franziskus unterscheidet zwischen kirchlicher Moral und staatlichem Recht. Der Pontifex maximus spricht sich deshalb zwar für eine rechtliche Möglichkeit von Schwulen und Lesben aus, deren Partnerschaft zivilrechtlich anerkennen zu lassen – eine Möglichkeit der eingetragenen Partnerschaft, wie sie die Schweiz seit vierzehn Jahren kennt. Homosexuelle Paare sollen sich rechtlich absichern können. Eine Ehe sind diese Verbindungen aus katholischer Sicht gemäss Franziskus jedoch nicht. Wie alle seine Vorgänger lehnt er deshalb die «Ehe für alle» ab.

Trotz dieser Absage geht die Schweizer Bischofskonferenz in diesem Abstimmungs-

kampf einen anderen Weg. Ihr Präsident, Felix Gmür, Bischof von Basel sagt: «Bei der Vorlage handelt es sich um ein staatliches und nicht um ein kirchliches Vorhaben.» Die «Ehe für alle» entspreche nicht dem katholischen Eheverständnis, habe aber keine direkten Auswirkungen. Und weiter: «Die Bischöfe haben ihre ethische Kritik zu Fortpflanzungsmedizin und Kinderrechten bei der Vernehmlassung eingebracht und aktiv kommuniziert. Weil die «Ehe für alle» eine staatliche Institu-

Es fällt leichter, Firmen an den Pranger zu stellen, als Gläubigen den Katechismus zu erklären.

tion ist, überlassen die Bischöfe den Entscheid den Stimmbürgerinnen und Stimmbürgern.»

Mit anderen Worten: Die katholische Kirche hält sich vornehm aus dem Getümmel heraus. Eine Organisation, die seit vielen Jahren über die Frage nach einem gleichberechtigten Zugang von Frauen zu allen kirchlichen Ämtern debattiert, überlässt die Entscheidung zur «Ehe für alle» grosszügig ihren Schäfchen.

Die Würdenträger beugen sich dem Zeitgeist. Offenbar fällt es ihnen leichter, Unternehmen an die Kandare zu nehmen und an den Pranger zu stellen wie bei der Konzernverantwortungsinitiative, als den katholischen Katechismus den Gläubigen zu erklären. Dabei hätten sie durchaus grossen Einfluss. Obwohl

jährlich rund 30 000 Personen der römisch-katholischen Kirche der Rücken kehren, gehören immer noch fast 2,5 Millionen Schweizer dieser Religionsgemeinschaft an.

Eine Ausnahme gibt es

Bei diesem Versteckspiel wundert es auch nicht, dass im Referendumskomitee gegen die «Ehe für alle» keine Würdenträger der katholischen Kirche mittun. Eine Ausnahme gibt es: Marian Eleganti, emeritierter Weihbischof von Chur. Auf die Frage, ob man als katholischer Mensch der «Ehe für alle» zustimmen könne, antwortet er: «Das kann man ganz und gar nicht.» Gleiches solle man gleichbehandeln und Ungleiches ungleich. «Sonst wird es ungerecht. Homosexuelle Verbindungen sind in diesem Sinn aus katholischer Sicht keine Ehe.»

Wenn man von Ehe spreche, rede man immer auch von Kindern. «Sie haben das Recht auf ihren leiblichen Vater und auf ihre leibliche Mutter, um bei ihnen aufzuwachsen und die eigene Identität zu entfalten. Sie wollen sie kennen und sind nicht wie eine Ware, die man bestellen und sich anschaffen kann», sagt Eleganti. Zwei Männer machten keine Mutter und zwei Frauen keinen Vater. Das leuchte jedem Kind ein. Dieses wolle einen Vater und eine Mutter – die eigenen Eltern.

Der emeritierte Weihbischof macht auch keinen Hehl daraus, dass er von seinen Priesterkollegen enttäuscht ist: «Die Lehre der römisch-katholischen Kirche ist klar und seit langem breit dokumentiert und wird auch immer wieder von den Päpsten und Konzilen verkündet. Sie steht auch im «Katechismus der Katholischen Kirche».»

Wenn Einzelne in diesem Zusammenhang schwiegen, die besser reden würden, so habe das vielfache Gründe: dass sie selbst den Glauben der Kirche nicht mehr hochhalten würden oder einfach feig seien. «Wenn wie in unserem Fall die sogenannte Lebenswirklichkeit diktieren soll, was gesellschaftlich wünschenswert ist, dann wären auch Diebstahl und Rasen bald ein Recht, auf das eine Minderheit pochen könnte», so Marian Eleganti.



Spiess-Hegglin's Hetz-Courage

Jolanda Spiess-Hegglin verkauft sich als mutige Vorkämpferin der Frauen. Dafür bekommt sie sogar Geld vom Bund. Erstaunlich. Ihr Verein Netz-Courage beleidigt notorisch Andersdenkende.

Marcel Odermatt

Plötzlich ging alles husch, husch: Jolanda Spiess-Hegglin bat in einem langen Blog-Eintrag auch im Namen ihres Vereins Netz-Courage um Verzeihung für den Like eines Bildes der Gruppe Megafon der Berner Reitschule. Dieses zeigte die bekannte *Tages-Anzeiger*-Journalistin Michèle Binswanger im Stil der Französischen Revolution mit abgeschlagenem Kopf vor einer aufgebrachten Menge. Sie wolle sich «ausdrücklich für den gesetzten Like» entschuldigen, erklärte die Netzaktivistin. Das Bild verletze die Gefühle der dargestellten Person und jene der Betrachter, machte sie einen auf einsichtig.

Hitler-Schnauz

Ganz freiwillig kam der Frau, die sich seit Jahren als oberste Kämpferin gegen Trolle im Netz inszeniert, dieses Sorry wohl nicht über die Lippen. Das Eidgenössische Büro für die Gleichstellung von Frau und Mann (EBG) hatte von Netz-Courage eine Stellungnahme zur Aktion seiner Geschäftsführerin eingefordert. Dabei geht es um viel Geld. Das zum Departement des Innern von Alain Berset (SP) gehörende EBG zahlt dem Verein für die nächsten zwei Jahre rund 200 000 Franken.

Damit will die Organisation – im Präsidium sitzen Tamara Funicello (Nationalrätin, SP Bern) und Greta Gysin (Nationalrätin, Grüne Tessin) – «aktiv gegen Hassrede, Diskriminierung und Rassismus im Internet» vorgehen. In ihrer Antwort gibt sich auch Gysin vordergründig reumütig: «Das Bild entspricht nicht unserer Vorstellung von gewaltfreier Kommunikation.» Man werde vermehrt darauf achten, dass die Kommunikation von Netz-Courage nicht mit der Privatperson Spiess-Hegglin verwechselt werden könne.

Alles bestens also? Nein, das Problem geht tiefer. Es ist keineswegs so, dass sich die frühere Videojournalistin Spiess-Hegglin einfach mal vertippt hätte. Die Empfängerin von Steuergeldern, die sich zur Mutter Teresa im Kampf gegen frauenbezogene Hassattacken emporschwingt, ist jederzeit bereit, den Zweihänder hervorzunehmen, wenn sie auf jemanden losgehen kann, der ihr nicht ins Weltbild passt.



«Mit dem Filzer ausgeschlipft»: Spiess-Hegglin.

Zu einem ihrer liebsten Angriffsziele gehört die *Weltwoche*. «Entschuldige, dass ich das so deutlich sagen muss: Die *Weltwoche* ist ein hetzerisches Faschoblatt», schrieb sie einmal auf Facebook. Auf Twitter nominierte sie Reporter Alex Baur für den fiktiven Preis «Arschloch des Monats». Ein Bild des Chefredaktors, Verlegers und Zürcher Nationalrats Roger Köppel (SVP) versah sie mit einem Hitler-Schnurrbart und stellte es ins Netz. Später kommentiert sie: «Schnurrbart wo? Da bin ich bloss mit dem Filzer ausgeschlipft» – dazu ein unschuldig dreinblickendes Emoji.

«Dummes Blondchen»

Überhaupt kennt die ehemalige grüne Zuger Kantonsrätin, die heute Mitglied der Piratenpartei ist, keine Gnade, wenn es um Männer geht, die politisch rechts zu verorten sind. Mit dem Aargauer Nationalrat Andreas Glarner (SVP) liefert sie sich eine Dauerfehde. SVP-Vertreter betitelt sie schon mal pauschal als «alte weisse Säcke».

Auch Politikerinnen der Volkspartei geht sie hart an. In einem Kommentar auf der Seite von Netz-Courage wurde die Aargauer SVP-

Grossrätin Nicole Müller-Boder als «dummes Blondchen» bezeichnet. Müller-Boder war in der Folge üblen Beschimpfungen ausgesetzt. «Schliesslich bedrohte man sogar meine Kinder», erzählte sie dem *Zofinger Tagblatt*.

Gegenüber dem *Migros-Magazin* beschrieb Spiess-Hegglin den typischen «Täter», gegen den sie antritt, wie folgt: «Plakativ gesagt, ist der Beschimpfer im Netz der alte weisse Rentner, SVP-Wähler oder -Mandatsträger, wohnt im Aargau, Thurgau oder im Zürcher Oberland – in den SVP-Hochburgen.»

Diese Beispiele zeigen, dass Spiess-Hegglin und ihre Mitstreiter sich um die eigenen Standards überhaupt nicht kümmern und sie total einseitig unterwegs sind. Angesichts der Absicht von Netz-Courage, eine Null-Toleranz-Politik gegenüber von *hate speech* zu verfolgen, kann die Organisation sich eine Aktion wie diejenige mit dem bearbeiteten Bild der Hinrichtungsszene unter keinen Umständen leisten, sonst ist die Glaubwürdigkeit weg.

Sehr trashig

Ein weiteres Problem ist ein intellektuelles. Vor einiger Zeit lancierte Netz-Courage ein neues Angebot. Frauen, die ungefragt ein Penisfoto erhalten haben, können im Internet standardisiert Anzeige erstatten. Dagegen ist nichts einzuwenden. Doch bei der Umsetzung zeigte sich das Niveau, mit dem diese Aktivisten operieren. Sie betitelten das Ganze als «Netzpigcock», illustriert mit einem männlichen Geschlechtsteil. «Pigcock» setzt sich aus dem englischen Wort für Schwein und einem vulgären Ausdruck für einen Penis zusammen. Wer solche Bezeichnungen für ein ernstes Thema wählt, beweist, dass er selber über wenig Klasse und Stil verfügt und, um im Englischen zu bleiben, sehr trashig unterwegs ist.

Ärgerlich ist das Ganze für die Steuerzahler. Sie unterhalten eine linke Gruppe, die nach aussen vorgibt, gegen Täter vorzugehen, die Opfer von Hetze und Beleidigungen werden. Dabei teilen Mitglieder dieser Gruppe jederzeit selber nach Gusto aus und beschimpfen Personen aufs grösste. So freute sich Spiess-Hegglin

schon öffentlich über die Ermordung eines Anwalts, der unter anderem die *Weltwoche* vertrat («Spiess-Hegglin's Karma», Nr. 16/19).

Eine kleine Hoffnung gibt es: Das Gleichstellungsbüro hat Netzcourage auf dem Radar, was angesichts der Entgleisungen eigentlich eine Selbstverständlichkeit sein müsste. Bereits Anfang Juli führte es mit den Verantwortlichen von Netzcourage ein Gespräch und forderte eine «professionelle Kommunikation».

Was das bringen wird, ist fraglich. Es gehört zum Geschäftsmodell dieser Aktivistinnen, sich immer eine Tür offenzulassen. In ihrer Entschuldigung schreibt Spiess-Hegglin: «Ich werde künftig besser aufpassen, aber ein Mensch bleibe ich.»

Gleichzeitig sieht sie sich als Opfer: «Es laufen auf politischer Ebene von rechter Seite offene Angriffe auf das Engagement von #Netzcourage. Nationalrat Glarner hat angekündigt, alles dagegen zu tun, dass #Netzcourage öffentliche Unterstützung bekommt.» Und nun werde ein unbedachter «Gefällt mir»-Knopf von ihr zum Anlass genommen, einen Angriff auf dieses Engagement zu fahren.

Weiterkutschieren wie bisher

Auch Netzcourage-Präsidentin Gysin lässt sich alle Optionen offen: Beim Like des Köpfungs-Tweets kann nicht von «Hassrede seitens unserer Geschäftsführerin gesprochen werden». Und: «Wir werden unseren Mitarbeitenden keinen Maulkorb verpassen und ihnen auch nicht verbieten, sich öffentlichen Anfeindungen und digitaler Gewalt zu wehren», so die Grünen-Politikerin im Mail an das Gleichstellungsbüro.

Mit anderen Worten: Spiess-Hegglin kann weiterkutschieren wie bisher. Als Privatperson darf sie das durchaus, als Geschäftsführerin einer staatlich finanzierten Institution sieht das anders aus. Hier müssten strenge Massstäbe gelten. Nur wer sein Anliegen glaubwürdig vertritt, darf sich Hoffnungen auf öffentliche Gelder machen. Diese Glaubwürdigkeit hat Spiess-Hegglin längst verloren.



Freiheits falsche Freunde

SVP-Nationalrat Gregor Rutz macht aus der IG Freiheit einen Klub zur Förderung seiner Bundesratsambitionen. Ohne mich!

Alex Baur

Vorweg: Ich bin befangen. Seit ihrer Gründung spende ich regelmässig für die IG Freiheit. Die Verleihung des «Rostigen Paragraphen» in der alten Zürcher Börse für die stupideste bürokratische Schikane gehört zu den wenigen Events, an denen ich (wenn möglich) immer teilnehme. Und ich finde es grossartig, dass die IG Freiheit von einer breiten politischen Basis getragen wird. Der Kampf gegen Überreglementierung und Bevormundung kennt keine Parteilinie.

Risse quer durch die Parteien

Man kann es allerdings auch übertreiben. Ausgerechnet im Corona-Jahr, in dem die obrigkeitliche Willkür und der administrative Irrsinn Urstände feierten, kam der Schmähpriester so zahm daher wie nie zuvor. Er landete bei der Zürcher Stadtregierung. Mit ihrem 72 Seiten dicken Reglement über den Auslauf der Hunde hat sie die Watsche zweifellos verdient. Trotzdem war die Wahl billig und vor allem absehbar. Wer sich mit den Hündelern anlegt, hat den Proteststurm immer auf sicher.

Mit dem Basler Gesundheitsdirektor Lukas Engelberger (Die Mitte) stand zwar auch ein Hardliner des Corona-Regimes zur Auswahl. Nominiert wurde Engelberger, weil er sei-

Was soll ein Schmähpriester, der bloss etwas kitzeln, aber nicht wirklich anecken will?

nen Untertanen sogar das fastnächtliche Vorsingen von Schnitzelbänken via Fernsehen verbieten wollte. Aber eben, es blieb beim Wollen. Engelberger erkannte rechtzeitig, dass er sich der Lächerlichkeit preisgab, und machte einen Rückzieher. So nahm er sich elegant aus dem Rennen um den Amtsschimmel des Jahres. Zweifellos gab es eine Reihe von tat-



Obszönes Lob:
Nationalrat Rutz.

sächlich umgesetzten Corona-Massnahmen, die den Schmähpriester verdient hätten. Doch Nationalrat Gregor Rutz (SVP, ZH), seit 2013 Präsident und Spiritus Rector der IG Freiheit, hielt das heisse Thema so flach wie nur möglich. Als alter Polit-Hase weiss er natürlich, dass Corona polarisiert. Die Risse und Fronten verlaufen quer durch die Parteien. Und wenn einer vielleicht eines Tages noch Bundesrat werden möchte oder wenigstens Ständerat, kann er sich daran nur die Finger verbrennen. Die Konkordanz verlangt ihren Tribut. Nur: Was soll ein Schmähpriester, der bloss etwas kitzeln, aber nicht wirklich anecken will?

Die Podiumsrunde brachte die Beliebigkeit auf den Punkt. Im Chor priesen die Nationalräte Aline Trede (GP), Martin Bäümle (GLP) und Fabio Regazzi (Die Mitte) die grosse Freiheit. Wenn man bedenkt, dass sie alle die bundesrätlichen Massnahmen mehr oder weniger kritiklos abgenickt hatten – Bäümle hatte im März noch einen harten «Wellenbrecher-Lockdown» statt einer Öffnung gefordert –, konnte man nur staunen über ihren Gesinnungswandel.

Gelegenheit für obszönes Lob
Leider störte auch der sonst schillernde Gastro-Unternehmer Michel Péclard die Wohlfühlrunde nicht. Vielmehr nutzte er die Gelegenheit für ein schon fast obszönes Lob der Zürcher Beamtenschaft, was insofern nachvollziehbar ist, als Péclard auch in Zukunft von deren Wohlwollen abhängig sein wird.

Gelegenheit für obszönes Lob

Mag sein, dass unsere Politiker nach einem aufreibenden Jahr (war es das wirklich?) nach Konkordanz und Frieden dürsten. Doch zum Kuschneln braucht es keine IG Freiheit und erst recht keinen «Rostigen Paragraphen». Und wenn Gregor Rutz seine Aussichten auf einen Sitz im Bundesrat verbessern will, sei ihm das gegönnt. Doch für Wahlkampfspenden bin ich der falsche Adressat.

Singapurs neuer Covid-Realismus

Corona soll im Stadtstaat wie eine harmlose Grippe betrachtet werden.

Gesundheitsexperte Teo Yik Ying nennt die Voraussetzungen für das Gelingen seines Plans.

Pierre Heumann

Singapur verfolgte bis vor kurzem eine der weltweit einschneidendsten «Zero Covid»-Strategien mit dem Ziel, das Coronavirus vollständig auszurotten. Zu den Massnahmen gehörten unter anderem Zwangsisolation von Infizierten, eine lückenlose Kontaktnachverfolgung und strenge Einreisebeschränkungen.

Damit soll jetzt Schluss sein. Die Regierung denkt um und spricht von einer neuen Normalität. Das Virus werde zwar nicht verschwinden und in Zukunft weiter mutieren. Aber der Alltag solle davon nicht länger beeinträchtigt werden, sagt Teo Yik Ying, Gesundheitsexperte an der National University of Singapore (NUS). Er hat mit seiner Forschung den Strategiewechsel der Regierung entscheidend beeinflusst. Sobald die Immunität der Bevölkerung genügend hoch sei, machten die Einschränkungen keinen Sinn mehr, sagt er. Dann sei Covid-19 nicht gefährlicher als eine hundsgemeine Grippe.

Weltwoche: Teo Yik Ying, Ihre Roadmap liefert die Grundlage für Singapurs neue Covid-19-Strategie, die den bisherigen Umgang mit der Epidemie revolutioniert. Was sieht der Plan vor?

Teo Yik Ying: Er geht davon aus, dass Covid-19 aus Singapur nicht verschwinden wird. Covid ist in diesem Sinn mit der Grippe oder dem Denguefieber vergleichbar. Es wird also weiterhin Menschen geben, die mit Covid-19 infiziert sind.

Weltwoche: Die Regierung spricht von einer «neuen Normalität». Wird Singapur wieder an ein Leben anknüpfen können, wie man es vor dem Ausbruch der Corona-Krise kannte?

Yik Ying: Sobald ein genügend grosser Teil der Bevölkerung geimpft ist und die Vakzinen auch gegenüber neuen Varianten einen effizienten Schutz bieten, werden alle Aktivitäten erlaubt sein, die vor Corona gestattet waren.

Weltwoche: Bis August sollen zwei Drittel der Bevölkerung Singapurs vollständig geimpft sein. Ist diese Quote hoch genug, um Ihre Roadmap umzusetzen?

Yik Ying: Ein offizielles Ziel wurde zwar nie genannt. Aber realistischerweise müssen mindestens 70 Prozent der Bevölkerung durchgeimpft sein, bevor wir an Lockerungen denken können. Das haben wir bald erreicht. Wir können aber alternativ auch auf die Impfquote

«Sobald Singapur Covid-19 als endemische Krankheit taxiert, werden wir auf Massentests verzichten.»

bei den Risikogruppen abstellen und sagen: Wenn diese weitgehend immunisiert sind, kann man mit den Lockerungen beginnen ...

Weltwoche:... und alle Restriktionen aufheben?

Yik Ying: Das wird phasenweise geschehen und von der Höhe der Impfquote abhängig sein. Das Tragen von Masken in öffentlichen Räumen mit vielen Menschen bleibt aber weiterhin sinnvoll, ebenso der Aufruf zum regelmässigen Händewaschen. Beides schützt ja auch vor allen möglichen Atemwegserkrankungen, einschliesslich der



Grippe. Sobald Singapur Covid-19 als endemische Krankheit taxiert, werden wir indessen auf Massentests verzichten. In Kliniken werden wir dann nur noch Patienten mit Lungenerkrankungen überwachen oder Menschen, die mit Corona-Kranken in Kontakt waren.

Weltwoche:Und wenn die Zahl der Neuinfizierten dennoch rasant ansteigt?

Yik Ying: Der Einfluss aufs Gesundheitssystem wird dann gering ausfallen, weil der Impfstoff in der Regel einen genügend hohen Schutz bietet.

Weltwoche:Gilt die neue Normalität auch für Singapur als Drehscheibe des Luftverkehrs, der jetzt stark eingeschränkt ist?

Yik Ying: Wir werden wieder wie vor der Epidemie der führende Reise- und Handels-Hub im asiatisch-pazifischen Raum sein. Ich gehe aber davon aus, dass Reiseversicherungen das Infektionsrisiko bei den Prämien einkalkulieren werden. Sind die Fallzahlen hoch oder steigend, wird die Reiseversicherung sehr viel mehr kosten.

Weltwoche:Nun droht aber die Delta-Variante Ihren Optimismus über den Haufen zu werfen.

Yik Ying: Ganz und gar nicht. Daten aus Grossbritannien stimmen mich zuversichtlich. Impfstoffe von Pfizer und Moderna sind gegenüber der Delta-Variante zwar etwas weniger effizient, aber der Schutz ist immer noch ausreichend gut. Das ist doch sehr ermutigend, weil es zeigt, dass die effizienten Impfstoffe auch gegen hochansteckende Varianten schützen.

Weltwoche:Was könnte die Schweiz von Singapur lernen?

Yik Ying: Die beiden Länder unterscheiden sich zwar in vielem. Aber es gibt Prinzipien, die für die meisten Länder relevant sind. Dazu gehört unter anderem die Notwendigkeit, Covid-19 als endemische Krankheit zu behandeln, sobald genügend Menschen geimpft sind.

Teo Yik Ying ist Dekan der Saw Swee Hock School of Public Health an der National University of Singapore.

Der Fall Balz Bruder

Der Suizid des Chefredaktors der *Solothurner Zeitung* macht betroffen.
Der Journalist stand auch beruflich unter Druck.

Christoph Mörgeli

Unerwartet verstorben», so umschrieben die Medien die aussergewöhnliche Todesursache von Balz Bruder. Die Polizei fand den Chefredaktor von *Solothurner Zeitung*, *Oltner Tagblatt* und *Grenchner Tagblatt* in einer Blutlache vor. Bruder sei immer am Ball geblieben, hielt sein langjähriger Kollege und Freund Urs Helbling in einem Nachruf fest, und habe darum am Schluss seiner Artikel gewissermassen als Markenzeichen gerne die Wendung geschrieben: «Affaire à suivre». Nun sei er im Alter von 53 Jahren aus dem Leben geschieden: «Er glaubte, nicht mehr die Kraft zu haben für «affaire à suivre».»

Der Suizid hat in den Kantonen Aargau und Solothurn, wo Balz Bruder hauptsächlich gewirkt hat, grosse Betroffenheit ausgelöst. Ältere Zeitgenossen erinnern sich ans tragische Ende von Samuel Siegrist im Jahr 1987: Der talentierte liberalkonservative Chefredaktor des *Aargauer Tagblatts* hat sich damals in einem Anfall von Schwermut erschossen. Tatsächlich nahm Balz Bruders berufliches Umfeld den kritischen, unabhängigen Journalisten in den vergangenen Wochen auffallend antriebslos und bedrückt wahr. Dabei war er eigentlich keineswegs introvertiert, sondern ging offen auf die Menschen zu und verschanzte sich nicht in der Schreibstube. Selbst nähere Freunde des geselligen Genussmenschen nahmen die depressiven Züge, die Bruder gelegentlich plagten, kaum wahr.

Vorladung zur «informellen Aussprache»

Der gebürtige Küttiger, der zuletzt in Aarau lebte, absolvierte den Grossteil seiner Berufstätigkeit bei der heutigen CH Media AG. Dazwischen wirkte er acht Jahre in einer öffentlichen Verwaltung, als Kommunikationsleiter der grünen Aargauer Regierungsrätin Susanne Hochuli. Die Innensicht in politische Abläufe machte ihm Freude, ohne dass er sich parteipolitisch festlegte. Als Bruder im Herbst 2018 die Leitung der *Solothurner Blätter* übernahm, tat er dies mit dem Anspruch, angesichts des Zeitungsmonopols nicht Teil des Filzes zu werden, sondern Unstimmigkeiten auszuleuchten und Ungerechtigkeiten anzuprangern. Er sah seine Rolle



Affaire à suivre: Chefredaktor Bruder.

als Chefredaktor nicht gleichbedeutend mit der eines Regierungssprechers. Bruders Passion galt den Enthüllungstexten, und in seinen prägnanten Kolumnen und Kommentaren scheute er sich nicht, deutlich Position zu beziehen.

Die *Solothurner Regierung* und deren Verwaltung fanden daran wenig Gefallen. Im Frühling dieses Jahres hat der *Solothurner Regierungsrat* den Verleger Peter Wanner vom Unternehmen CH Media – zu dem die *Solothurner Zeitung* gehört – schriftlich zu einer «informellen Aussprache» vorgeladen. Den Grund des «aktuellen Anlasses» nannte Staatsschreiber Andreas Eng dem «lieben Peter» sehr unverblümt: «Der Regierungsrat bekundet seit einiger Zeit und in zunehmendem Mass Mühe mit der Berichterstattung von Balz Bruder.» Dieser missachte in seiner Arbeit immer wieder «journalistische Grundregeln».

Dann fuhr der *Solothurner Regierungsrat* fort: «Medien als kritische Beobachter von Politik und Gesellschaft sind für das Funktionieren unserer Demokratie unabdingbar. [...] Die Berichterstattung von Balz Bruder hingegen ist zuweilen inakzeptabel, hier besteht Klärungsbedarf.» Dem *Solothurner Regierungsrat* missfiel namentlich Bruders Artikel, in dem er über Gerüchte betreffend die bevorzugte Covid-Impfung von Angestellten im Steueramt schrieb, diese aber als falsch bezeichnete. Über das kantonale Gesundheits-, Polizei- und Strafverfolgungswesen hat Chefredaktor Bruder wiederholt kritisch berichtet und sich deswegen den

Zorn der dafür zuständigen SP-Regierungsrätin Susanne Schaffner zugezogen.

Kritik im «Fall Nathalie»

Die CH Media betonen, dass es zu dem Treffen zwischen Verleger Peter Wanner und der *Solothurner Regierung* nie gekommen sei. Aus Sicht des Verlags diagnostizierte dessen publizistischer Leiter Pascal Hollenstein bei Balz Bruder jedenfalls eine gewisse Streitlust, was wie eine nachträgliche Rüge klingt. Besonders heftig stiessen die unterschiedlichen Ansichten beim «Fall Nathalie» aufeinander, der im *Solothurnischen* noch immer für Aufregung sorgt. Es geht um einen angeblichen Kindesmissbrauch durch den Vater, man raunte sogar über satanisch-rituelle Pädophilie, wobei der Wahrheitsgehalt der Aussagen des Mädchens und seiner Mutter umstritten blieb. Bruder berichtete kritisch über die Effizienz und Vorgehensweise der Staatsanwaltschaft, was bei der Regierung schlecht ankam.

Engagierte Kreise im «Fall Nathalie» verbreiten mittlerweile die Verschwörungstheorie, Bruder sei möglicherweise ermordet worden: «Balz Bruder hat für die Wahrheit gefochten. Die Wahrheit, die bestimmte Kreise vertuschen wollen. Im Zenit seines Lebens starb er unter mysteriösen Umständen.» Die «Suizid-These» sei «völlig unglauwbüdig», der Tod von Balz Bruder ein «Auftragsmord» gewesen und der Kanton Solothurn überhaupt «eine Pädosatanisten-Hölle, regiert von Päderasten». Solch groteske, zweifellos strafbare Behauptungen werden gegenwärtig sogar in der Schweizerischen Mediendatenbank (SMD) verbreitet.

Fest steht indessen, dass Balz Bruders Artikel nach der Intervention der *Solothurner Regierung* merklich harmloser wurden. In zwei Kolumnen am Tag seines Todes befasste er sich mit dem Feierabendbier in den Zügen am Jurasüdfuss und mit seiner Vorliebe für gepflegte englische Gärten. Der Fall des Chefredaktors Balz Bruder und der Intervention der *Solothurner Kantonsregierung* wirft auf jeden Fall die Frage auf, wohin der heute beschrittene Weg einer vom Staat finanzierten und damit vom Staat gegängelten Medienlandschaft führen kann.

Rettet die Debatte!

Die Meinungsäußerungsfreiheit ist gefährdet.
Sie zu verteidigen, ist die wichtigste Aufgabe unserer Zeit.

Milosz Matuschek

Sehen Sie nicht auch gerne ein spannendes und faires Fußballspiel? Zugegeben, eine eher rhetorische Frage, und zwar egal, ob Sie fussballbegeisterter Nationalelf-Trainer im Wartestand oder nur Gelegenheitsfan sind, wie soeben zu Zeiten der EM. Wie ein faires Spiel auszusehen hat, erkennt in Grundzügen auch der Laie. Wenn also den Spielern der einen Mannschaft die Schnürsenkel zusammengebunden und die Knöchel gebrochen wären, wäre das Spiel sicher eine unansehnliche Farce.

Und wie ist es um die Fairness im öffentlichen Debattenraum bestellt? So ganz grundsätzlich?

Barometer des Mobbings

Vor gut einem Jahr wurde in den USA «Harper's Brief» von überwiegend linksliberalen Intellektuellen in den USA rund um Margaret Atwood und Noam Chomsky lanciert, der unter anderem vor zunehmendem Populismus und der Verengung des Meinungsspektrums warnte. Im September 2020 folgte der von dem Schriftsteller und Youtuber Gunnar Kaiser und mir veröffentlichte «Appell für freie Debattenräume» (www.idw-europe.org), den neben 200 Erstunterzeichnern über 21.000 Menschen aus der Mitte der Gesellschaft signiert haben und in dem wir eine Rückbesinnung auf den ungestörten Prozess des Meinungsaustauschs anmahnten.

Die vielen Fälle von Diskursabbrüchen und öffentlichkeitswirksamen Ausschlüssen hat der Publizist Kolja Zydattiss kürzlich in dem lesenswerten Buch «Cancel Culture. Demokratie in Gefahr» (Solibro-Verlag) zusammengefasst. Auf der Website Cancelculture.de ist zudem eine sich laufend erweiternde Datenbank mit Cancel-Fällen entstanden, eine Art Barometer des gesellschaftlichen Mobbings.

Was ist seit den Appellen passiert? Im Grunde strukturell nahezu überhaupt nichts. Die Cancel-Culture hat nunmehr die Covid-Debatte befallen, der Kulturbetrieb ist seit Monaten fast gänzlich zum Erliegen gekommen. Statt um ausgeladene Kabarettisten, gestörte Seminare oder abgesagte Veranstaltungen geht es heute um Schauspieler, die unter Druck gesetzt wer-

den, weil sie in Aktionen wie #allesdichtmachen mit künstlerisch-satirischen Mitteln Kritik am Regierungskurs üben, oder wie Eva Herzig ihr Engagement in einem TV-Krimi verlieren, weil sie sich nicht impfen lassen wollen.

Und natürlich geht es konkret um die vielen zensurierten Youtube-Kanäle und massenhaft gelöschten Videos mit kritischen Inhalten zu den vielen Ungereimtheiten in Sachen Corona und allgemein um einen eingehetzten Diskurs, der die Bezeichnung Diskurs schon gar nicht mehr verdient, es ist eher ein Schattenboxen. Es wirkt,

Die Angst vor einer eigenen Meinung ist Teil des Mainstreams.

als sei die bisherige Kuratierung des Meinungs- und Debattenspektrums durch viele, öffentlich-rechtliche wie privatwirtschaftliche Medien in Sachen Klima, Migration und Gender nun einfach auf das Corona-Thema übertragen worden.

Die Bundesrepublik hat sich in den letzten Jahren fleissig in Korrektheit geübt, jetzt ist der Ernstfall da. Laut einer aktuellen Studie von Allensbach waren die Deutschen noch nie so vorsichtig wie jetzt, ihre Meinung zu äussern. Die Angst vor einer eigenen Meinung ist Teil des Mainstreams. Was sagt uns das?

Zivilreligiöser Gottesdienst

Man kann viel über Meinungsfreiheit reden – oder man hat sie. Selten stimmte diese Aussage mehr als jetzt. Wir erleben seit geraumer Zeit ein absurdes Spektakel. «Ist die Meinungsfreiheit in Gefahr?»

Über diese und ähnliche Fragen wird in Talkshows gerne hin und wieder gönnerhaft debattiert, als würde man einem zivilreligiösen Gottesdienst zur Feier der Demokratie beiwohnen. Doch es ist ein Götzendienst. Denn die einschlägigen Kritiker lässt man hierbei nahezu immer aussen vor. Wenn es um Rassismus und Diversity geht, dürfen Betroffene in Talkshows selbstverständlich von ihren Erfahrungen berichten.



Wer bestimmt die Deutungshoheit?

Wenn es um die Verengung des Meinungsspektrums durch Löschung von Kanälen oder Videos auf Youtube wegen Kritik an Corona-Massnahmen geht, hat die Diversity schnell ein Ende. Aber Hauptsache, SPD-Gesundheitspolitiker Karl Lauterbach «warnt» mal wieder und Virologin Melanie Brinkmann giesst noch etwas Angstöl ins Feuer.

Das Problem grassiert in Zeiten von Corona nicht nur bei uns, sondern überall in ähnlicher Ausprägung. Die amerikanischen Biologen Bret Weinstein und Heather Heying, beide auch Mitglieder des «Intellectual Dark Web», einer losen Gruppierung von politisch nicht einheitlich vertretbaren, im besten Sinne «freien Intellektuel-



len», geben ein besonders eindrückliches Beispiel für den Zustand des Debattenraums in der westlichen Welt ab. Beide wurden erst 2017 unter fadenscheinigen Gründen aus dem Universitätsbetrieb geekelt und sehen jetzt ihre beliebten Youtube-Kanäle und Podcasts zensiert sowie von der Schliessung bedroht.

Fragwürdige Faktenchecker

Erst rückte den beiden ein Mob aus identitätspolitisch verirrten, «woken» Studenten auf den Leib, während sich die Universitätsleitung wegduckte; jetzt sind es die Plattformen der sozialen Medien, welche ihnen ihre Tätigkeit erschweren. Das «Vergehen» von Wein-

stein und Heying: Sie hatten in ihren Podcasts unter anderem die Covid-Impfungen thematisiert sowie alternative schulmedizinische (!) Behandlungsmethoden von Covid (zum Beispiel mit Ivermectin) diskutiert. All dies in aufgeregtem Ton und nicht einmal besonders kontrovers.

Doch den Faktencheckern der grossen Tech-Plattformen war es schon zu viel. Jene wissen es bekanntlich stets besser als zwei Naturwissenschaftler, worüber in Zeiten von Corona gesprochen werden darf. Woran liegt es, dass Weinstein und Heying ins Visier gerieten?

Daran, dass die Inhalte nicht direkt von der WHO absegnet sind, die sich seit Beginn

der Pandemie als Amtskirche in Sachen Corona aufspielt und im Übrigen auch selbst Onlinekurse für Journalisten unterstützt, damit auch ja nichts mehr anbrennt? Daran, dass Weinstein und Heying schon frühzeitig über die Hypothese gesprochen hatten, dass das Virus aus einem Labor in Wuhan entwichen sein könnte? Oder schlicht, weil das Medienangebot der beiden inzwischen Hunderttausende Aufrufe hat?

Einschläge kommen näher

Besonders pikant ist der Fall von Robert Malone, dem Erfinder der mRNA-Technologie, die in einigen Covid-Impfstoffen nun erstmals zum Einsatz kommt. Malone bezeichnet die sich durch die mRNA-Impfung im Körper ausbildenden Spike-Proteine in einer Sen-

Diskurse kippen wie Tümpel und werden zu modrig-stinkenden Pfützen.

zung von Weinstein als gewebeschädigend («zytotoxisch»), was von den Faktencheckern vor kurzem als «falsch» gekennzeichnet wurde. Weiss das Ei jetzt schon mehr als das Huhn? Und wo soll das enden?

Nicht auszudenken, wo wir heute stünden, wenn Einstein vor hundert Jahren gewagt hätte, seine Relativitätstheorie auf Facebook oder Youtube zu veröffentlichen. Wenn bald jeder Debatte der Sauerstoff entzogen wird, kollabiert die fortschrittstreibende Funktion des Gedankenaustauschs. Diskurse kippen wie Tümpel und werden zu modrig-stinkenden Pfützen.

Auch in Deutschland kommen die Einschläge näher und näher. Die Youtube-Kanäle von freien Journalisten wie Boris Reitschuster (knapp 250 000 Follower) sind auch in Deutschland immer wieder von der Schliessung bedroht. Der Youtuber und Philosoph Gunnar Kaiser (fast 200 000 Follower) kann kaum mehr ein Massnahmen-kritisches Interview hochladen, ohne den nächsten «strike» zu kassieren. Inzwischen versucht er, die Schliessung des Kanals dadurch zu verhindern, dass er die Videos für die Zensoren «entschärft». Soll so die Zukunft der freien Information aussehen?

Worin genau ein Verstoß besteht, erfährt man ja ohnehin nicht. Man kann heute als Youtuber ein existenzbedrohendes, faktisches Berufsverbot auferlegt bekommen, das sich hinter einem wolkigen Verweis auf Nutzungsbedingungen verbirgt. Die Journalistin Milena Preradovic kann ihre Interviews fast nur noch auf Bitchute, LBRY oder Odysee veröffentlichen – die unzensierbaren Schwestern von Youtube und Vimeo. Ein Ken Jebsen, der inzwischen als Prüf-Fall beim Berliner Verfassungsschutz geführt wird und das reichweitenstarke, crowdfinanzierte Medienportal «KenFM» betreibt,

hat auf Youtube quasi virtuelles Hausverbot, unabhängig vom konkreten Inhalt.

So viel zum Thema Schutz vor Fehlinformationen. Und all das geschieht natürlich in Zeiten einer immer lautstark betonten Diversity, Buntheit und Offenheit. Die Idee der Demokratie versinkt zunehmend in einem Morast von Heuchelei und Feigheit.

Man muss kein Freund oder Fan der genannten Protagonisten sein, um das Kernproblem zu verstehen: Eine Demokratie hört irgendwann auf, eine zu sein, wenn die Deutungshoheit darüber, was Wissenschaft, Journalismus oder eine faire Debatte sind, von einer Obrigkeit und ihren Helfern bestimmt wird, egal, in welchen Mantel diese Obrigkeit auch immer schlüpft. Wenn der Rest der Medien diese Fälle auch noch beschweigt, entsteht zudem ein gesamtgesellschaftliches Problem mit langer Zündschnur: Das Zensierte sieht man nicht, weshalb es den wenigsten akut fehlt.

In der Verhaltensökonomie kennt man dieses Phänomen der Sichtfeldverengung als «WYSIATI»-Effekt («What you see is all there is»). Doch was man nicht sieht, spürt man irgendwann: In den Debatten macht sich erst Fadheit breit, und später entsteht eine Fallhöhe zwischen veröffentlichter Meinung und der Realität, die für die etablierten Medien selbst ein massives Klumpenrisiko darstellt.

Lebensversicherung der Etablierten

Korrekte *gatekeepers* produzieren gerade Märtyrer der Meinungsfreiheit. Die neuen Ausgestossenen verschmelzen dadurch zunehmend zu einer «kritischen Masse», einer heterogenen Fraktion von Meinungsakteuren, die dem Mainstream Konkurrenz machen und gegenüber diesem Marktanteile gewinnen. Aus Sicht des Mainstreams ist es ein sicheres Verlustgeschäft: Dieser kämpft um seine Deutungshoheit und franst immer mehr aus. Die Fraktion der Parias kann trotz aller Zensur und Diffamierungsbemühungen nur gewinnen, vorausgesetzt, sie ist in der Lage durchzuhalten.

Dann allerdings ist es eine Wette mit zwei Gewinnmöglichkeiten, einer kleinen und einer grossen: Füllt man die Lücken des gegenwärtigen Meinungsspektrums, arbeitet man wie in einem verlassenen Bergwerk mit Monopolstellung und schürft nach Information mit Seltenheitswert, für welche immer ein Bedarf besteht. Fallen dann zudem noch die vom Mainstream bewirtschafteten Narrative in sich zusammen, kommt es zum Dominoeffekt: Die Fraktion der Kritiker wird dann irgendwann selbst tonangebend, sie baut im Stil der schöpferischen Zerstörung ihr Reich auf den Ruinen des Alten, es kommt zu einer Staffelübergabe und irgendwann zur Herausbildung eines neuen Mainstreams.

Die in den arrivierten Medien eigentlich zu kultivierende Binnenpluralität, also die Einbindung der Kritiker in den normalen Marktplatz der Ideen, ist also gar kein Gnadenakt des Mainstreams gegenüber den «Schwurbler», sondern eine Lebensversicherung der Etablierten, die den wahrscheinlichen Kollaps hinauszögern oder sogar verhindern kann. Es wäre

In allen Diktaturen gibt es Freiheiten – aber kaum jemanden, der das Risiko eingeht, sie wahrzunehmen.

nicht das erste Mal in der Geschichte, dass sich die Vorzeichen völlig umdrehen. Begriffe wie «Schwurbler», «Verschwörungstheoretiker» oder «Covidiot» könnten eines Tages als Auszeichnung gelten und Journalistenpreise von heute als Urkunden von Konformismus und Duckmäusertum.

Idi Amin und die Meinungsfreiheit

Meinungsfreiheit ist mehr als das, was im Grundgesetz theoretisch verbürgt ist. Zu einer freiheitlichen Gesellschaft gehört auch eine Kultur der freien Rede. Diese Kultur zeichnet aus, dass sie dazu einlädt, Rechte auch wirklich wahrzunehmen.

In allen Diktaturen gibt es in der Theorie auf dem Papier auch Freiheiten, aber kaum jemanden, der das Risiko eingeht, sie wahrzunehmen. Der ugandische Despot Idi Amin wird mit dem Satz zitiert, er könne die Freiheit der Meinung garantieren – aber nicht die Freiheit nach der Meinungsäusserung. Was

soll das für eine Freiheit sein, bei deren Wahrnehmung Konsequenzen drohen? Das ist ein Widerspruch in sich. Und was soll das überhaupt für eine Gesellschaftsordnung sein, die sich die Vorstellung von Freiheit eines afrikanischen Despoten zu eigen macht?

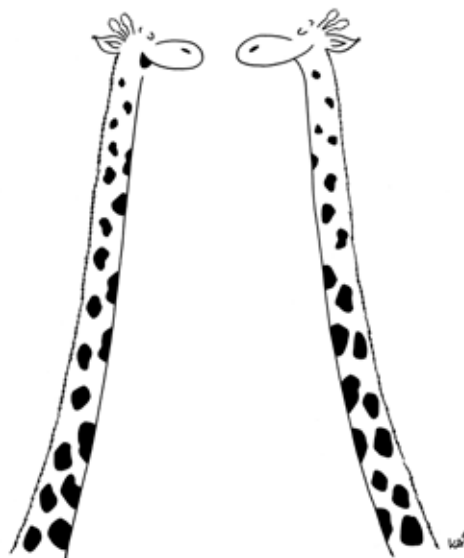
Man kann sicher noch viele akademisch angehauchte Diskussionsformate im Fernsehen zur Lage der Meinungsfreiheit veranstalten und sich dabei korrekt die Einstecktücher glattstreichen, während man gepflegt über Geschmacksfragen diskutiert – oder man könnte das Problem endlich mal ernst nehmen und lösen. Strukturell ist der Debattenraum inzwischen dysfunktional geworden. Entweder wird erwachsen über Sachfragen diskutiert – und zwar unter Einbezug selbst der kontroversesten Ansicht –, oder man kann sich das Schattenboxen und das Glasperlenspiel schlicht schenken.

Deutschland hat ursprünglich viel von den USA in Sachen Meinungsfreiheit gelernt: Die Idee, dass man Meinungsverschiedenheiten durch mehr als durch weniger Austausch von Meinungen löst («more speech approach»), oder der «Marktplatz der Ideen» gehören auch hierzulande zur gerichtlich gefestigten Freiheitsmatrix. Derzeit wird dieses Erbe miserabel verwaltet und mit Füßen getreten. Es ist der Zeitpunkt gekommen, an dem sich eine Gesellschaft ehrlich Rechenschaft darüber ablegen sollte, ob sie ihre Kernprinzipien überhaupt verstanden hat.

Rede und Gegenrede

Der gesellschaftliche Zusammenhalt ist in Gefahr, wenn Debatten nicht Katalysatoren für Konflikte sind, sondern trennende Schneisen zwischen Menschen ziehen. Zeigen wir, dass wir die Prinzipien im Kern vielleicht doch verstanden haben: nicht mit einem neuen Appell, einer Petition oder einem weiteren scharfen Text aus irgendeinem Schützengraben. Versammeln wir vielmehr Vertreter von etablierten Medien, von alternativen Medien, von Ausgestossenen und nicht zuletzt von Seiten des Publikums an einem neutralen Ort und klären die Konflikte so, wie man es am besten tut: durch Rede und Gegenrede in einem formalisierten, objektiven Verfahren.

„Herzlichen Glückwunsch zur Geburtswoche...“



Milosz Matuschek ist Jurist und Publizist. Er war langjähriger NZZ-Kolumnist und ist Autor mehrerer Bücher. Er schreibt unter anderem Kolumnen für das Satiremagazin *Nebelspalter* und führt seine eigene Publikation «Freischwebende Intelligenz» (miloszmatuschek.substack.com). Zusammen mit dem Philosophen Gunnar Kaiser initiierte er 2020 einen «Appell für freie Debattenräume» (www.idw-europe.org), den über 21 000 Menschen unterzeichnet haben.

BRIEF AUS CANNES

Christian Jungen



Was für den Basler die Fasnacht, ist für mich das Festival von Cannes: die schönsten Tage im Jahr. Denn Cannes ist der einzige Ort auf der Welt, wo Filme schauen eine Frage von Leben und Tod zu sein scheint. Je näher die Cinephilen am Morgen zum Festspielpalast kommen, desto schneller gehen sie, um ja nicht anzubrennen. Dieses Jahr feiere ich ein kleines Jubiläum: Es ist mein zwanzigster Festivalbesuch. In all den Jahren habe ich nie gefehlt. Nur einmal, nach der Geburt meiner Tochter, bin ich für zwei Tage nach Hause geflogen.

Es sind für mich sehr emotionale, weil lange herbeigesehnte Tage. Schliesslich ist das meine erste Dienstreise seit siebzehn Monaten. Ich wurde Anfang 2020 Direktor des Zurich Film Festival (ZFF) und hatte bereits Reisen nach Los Angeles, New York und London gebucht, um mich bei den wichtigsten Filmfirmen der Welt vorstellen zu gehen. Kurz vor Abflug kam Corona. Statt bei den Studios in Hollywood die Runde zu machen, absolvierte ich Hunderte von Zoom-Meetings.

Nun endlich konnte ich in Cannes Schwergewichte der Branche wie Vincent Maraval, den einflussreichen Patron des World Sales Wild Bunch, oder Roeg Sutherland, den Boss der Talent Agency CAA, persönlich treffen. Vincent und Roeg sassen an einer langen Tafel im Restaurant «A la Potinière» und machten Trink- und Würfelspiele. Die ausgelassene Stimmung hatte etwas von jener Naivität, wie man sie von den Cannes-Bildern aus den Gründerjahren kennt, als Stars und Starlets nach dem Krieg die wiedergewonnene Freiheit genossen und der Lebensfreude an der Côte d'Azur freien Lauf liessen. Cannes ist be-

rühmt für seinen roten Teppich, und für Normalsterbliche ist es beinahe unmöglich, für die Eröffnung eine Karte zu bekommen. Da es dieses Jahr viel weniger Akkreditierte hat, ergatterte ich erstmals eine – und konnte mit Elke Mayer, die bei uns Marketing, Sponsoring und Event leitet, die Montée des Marches bestreiten. Die in den deutschsprachigen Feuilletons tonangebenden Kritiker rümpfen wegen des Glamours gerne das Näschen. Für mich sind das Snobs – *sine nobilitate*. Denn Kino kommt ja vom Jahrmarkt, und ein wenig Rambazamba gehört einfach dazu. Zudem hat das Ritual, das die Franzosen mit Klasse zelebrieren, durchaus einen höheren Sinn. Der

Catherine Deneuve schenkte mir ein Lächeln und meinte: «C'est une très bonne idée.»

Gang die Treppe hoch in den Festspielpalast kommt dem Einzug in den Olymp des Autorenkinos gleich. Mir hat es richtig Spass gemacht, im Smoking ins Kino zu gehen.

Hühnerhaut bescherte mir der erste Film, den ich auf der gigantischen Leinwand des Auditorium Lumière sah, in dem 2300 Leute Platz haben. Es handelte sich um «De son vivant» von Emmanuelle Bercot, ein lebensbejahendes Drama über den Tod, in dem Catherine Deneuve als Mutter von ihrem krebskranken Sohn Abschied nehmen muss. Alle heulten, es stellte sich ein starkes Gemeinschaftsgefühl ein, wie es eben nur das Kino bieten kann.

Wie oft musste ich mir in letzter Zeit anhören, das Kino sei tot, die Zukunft gehöre allein dem Streaming. Bullshit! Der Mensch ist ein soziales Wesen, die Leute sehnen sich wieder nach

Gemeinschaftserlebnissen. Das sieht man ja, wenn man nach Israel, Kalifornien oder Asien blickt, wo die Pandemie unter Kontrolle ist: Die Leute strömen zurück in Kinos, Restaurants, Theater, Stadien. Oder wie es Norbert Körzdörfer kürzlich in einer brillanten Kolumne auf den Punkt brachte: «Früher ist das neue Morgen. Das Kino lebt.»

Am sechsten Tag der Schock: Mir fiel das Handy aus der Tasche, Display kaputt. Rien ne va plus. Ohne Covid-Zertifikat und Ticket-App ist man in Cannes schlimmer dran als ohne Geldbeutel. Kein Reinkommen ins Palais des Festivals. Die Zwangspause, die ich hatte, bis mein Handy repariert war, nutzte ich im Hotel, um die Gästeliste für die Eröffnung des 17. Zurich Film Festival zu finalisieren. Ich habe gegenüber den ersten Entwürfen noch Fussballer hinzugefügt: Yann Sommer (der wollte früher schon immer ans ZFF kommen), Xherdan Shaqiri – und natürlich Vladimir Petkovic, unseren Cary Grant. Die Opening Night findet am 23. September zum ersten Mal im neueröffneten Kongresshaus statt, das 1500 Plätze fasst und mit dem Blick auf den Zürichsee und die Berge eine Szenerie wie in Cannes bietet.

Nach der Premiere von «De son vivant» traf ich übrigens im Hotel-Lift Catherine Deneuve. Ich stellte mich kurz vor und sagte ihr, wir würden sie und ihren Film gerne ans ZFF einladen. Sie schenkte mir ein Lächeln und meinte: «C'est une très bonne idée.»

Christian Jungen, 48, ist Direktor des Zurich Film Festival. Er war 25 Jahre lang Filmkritiker und hat über das Festival von Cannes promoviert. Er ist Autor der Bücher «Hollywood in Cannes» und «Moritz de Hadeln: Mister Filmfestival».

Steuergerechtigkeit für Frauen

Das Schweizer Steuersystem benachteiligt Zweitverdienende. Was tun? Die Lösungen liegen bereit.

Carolina Müller-Möhl

Willkommen im Morgen! Möchten Sie gemeinsam mit mir einen Blick in die Zukunft der Schweiz werfen und dazu im Tagebuch einer jungen Frau namens Christina* blättern?

Wir schreiben das Jahr 2026. Nach einem langen, ausgefüllten Tag blättert Christina zurück auf die ersten Seiten ihres Tagebuchs. Tagebuch führt sie seit 2008, seit der Geburt ihres ersten Kindes. Kurz nach jenem freudigen Ereignis, achtzehn Jahre ist es nun her, gab Christina ihre Berufskarriere als Juristin auf.

Aus gutem Grund übrigens, wie der Tagebucheintrag von damals dokumentiert: «Gestern haben Daniel und ich wieder einmal die ganze Nacht durchdiskutiert. Und dann sprach ich noch mit Mami, die mir versicherte, dass sie ein gutes Leben als Hausfrau geführt hätte. Auch Monika [Christinas ehemalige Berufskollegin], die schon vor Jahren aus unserer Kanzlei ausgetreten war, erzählte mir von ihrem erfüllten Familienleben. Am Ende ist die Vereinbarkeit von Beruf und Familie für uns Frauen und Mütter ja wohl nur mit zahlreichen Opfern möglich!

Eigentlich bin ich nicht bereit, diese Opfer zu bringen. Kommt dazu, dass wir als Familie – sollte ich die Opfer trotzdem leisten – am Ende noch weniger Geld in unserer Kasse haben, als wenn ich zu Hause bliebe! Jüngst habe ich nämlich in der Zeitung einiges zur steuerlichen Heiratsstrafe gelesen. Die hatten sich dort mit Recht darüber empört. Eine Ungerechtigkeit – und besonders schlau ist das ja auch nicht. Schliesslich hat meine lange Ausbildung den Staat und die Steuerzahlenden einiges gekostet! Es kann doch nicht sein, dass sich nach unserer wunderschönen Hochzeit und der Geburt unserer Tochter das Arbeiten für mich als Zweitverdienende nicht mehr lohnen kann! Die gesalzene Steuerrechnung nach der ersten ge-

meinsamen Steuerveranlagung als Ehepaar war ein Liebestöter der Extraklasse! Morgen werde ich Daniel sagen, dass ich mich zwar schweren Herzens, aber mit guten Gründen aus meinem geliebten Beruf zurückziehe.»

Daniel und Christina sind heute – wie die Hälfte aller geschlossenen Ehen in der Schweiz – geschieden. Daniel ist mittlerweile Partner in jener Kanzlei, in der er Christina vor zwanzig Jahren kennengelernt hatte. Seitdem Tochter Claudia ihre Berufslaufbahn begonnen hat und aus der gemeinsamen Wohnung ausgezogen ist, arbeitet Christina auch wieder. Es ist ein Teilzeitjob in einem Dienstleistungsbüro, und sie ist mit Aufgaben betraut, bei denen sie leider nur selten ihre guten juristischen Kenntnisse einsetzen kann.



Kind und/oder Karriere:
Carolina Müller-Möhl.

reitet mir zwar Freude, wieder ausser Haus zu arbeiten, denn es tut mir gut, und die Kollegen sind nett. Aber mit dieser 40-Prozent-Teilzeitarbeit verdiene ich nicht genug, um mir eine Wohnung leisten zu können, wie wir sie als Familie einmal hatten. Auch die Arbeitsinhalte erfüllen mich nicht wirklich. Eine eigene gute Altersvorsorge kann ich mir mit diesem Lohn ebenfalls nicht aufbauen. Der Koordinationsabzug der zweiten Säule frisst mir ja beinahe alles weg! Ich würde gerne das Programm «Women back to Business» der Universität St. Gallen absolvieren.

Eine gute Freundin hat jenes Programm mit viel Schweiß durchlaufen und ist heute glücklich, wieder Vollzeit in ihrem angestammten Beruf zu arbeiten. Das freut mich sehr für sie. Auch freue ich mich auf unser Fest im Freundeskreis, bei dem wir auf die Einführung der Individualbesteuerung anstossen. Endlich! Meine Güte, hätte es diese zu meiner Zeiten gegeben! Dann

hätte ich meine Juristinnenlaufbahn niemals ganz aufgegeben!

Claudia wird zum Glück nie vor diese Entscheidung gestellt werden. Sie liebt ihren Beruf als Versicherungskauffrau. Sollte sie mal heiraten und Kinder bekommen, wird die Steuerprogression nicht mehr unverhältnismässig viel von ihrem Zweitverdienerinnen-Einkommen wegfressen. Mir als Mami hat Claudia letztlich gratuliert, weil ich Unterschriften für die Individualbesteuerung sammelte. Ist ja wirklich eine gerechte Sache für die ganze Schweiz. Auch der Fachkräftemangel würde damit endlich entschärft. Zudem könnten wir Frauen nun kontinuierlich entlang unserer Erwerbszeit und in wesentlicherem Umfang als bisher zur Finanzierung unserer Alterswerke beitragen.»

Risiko der Altersarmut

Liebe *Weltwoche*-Leser/-innen: Diese Geschichte ist nur fiktiv? Die Personen ja, die Fakten leider nicht! Nicht nur wird Christinas teures Uni-Studium entlang ihrer Berufsbiografie nicht optimal genutzt (u. a. volkswirtschaftlich); Christina riskiert vor allem, im Alter finanziell nicht genügend abgesichert zu sein. Gemäss namhafter Studien steigt das Risiko der Altersarmut weiter an. Laut Berechnungen seien besonders die Dreissig- bis Vierzigjährigen bedroht, also einkommensstarke Altersgruppen, die sich in der Familienphase befinden. Auch das Bundesamt für Statistik liefert Zahlen: Die «Armutquote» (gemäss Lebensstandard in der Schweiz) für Personen ab 65 liege heute bei 13,6 Prozent und damit deutlich höher als bei den Menschen im Erwerbsalter (5,8 Prozent). Tendenz steigend. Habe heute jemand keine zweite und dritte Säule aufgebaut, bestehe ein Armutsrisiko. Dies betrifft vor allem Teilzeitarbeitende, unter denen sich wiederum vor allem Frauen und Mütter befinden. Gründe? Niedrigere Löhne. Tiefe Teilzeitpensen. Familienpause. Höhere Lebenserwartung ...

*Christina und alle weiteren Figuren in diesem Text sind fiktiv. Jede Ähnlichkeit mit lebenden oder toten Personen ist rein zufällig.

Carolina Müller-Möhl ist Unternehmerin, Investorin und Philanthropin.

Je später, umso blauer das Licht

George Orwells Neusprech wird wahr, umgesetzt von den Gutmeinenden.



Vor ein paar Tagen hat das ZDF bekanntgegeben, dass es seine Nachrichtensendungen in einer neuen Form präsentieren werde. Mit dem Relaunch wolle man «gebündelte Informationskompetenz, optimierte Virtualität und modernisierte Studioausstattung» miteinander verbinden.

Wer die Sprache kennt, mit der die öffentlich-rechtlichen, gebührenfinanzierten Anstalten über sich selbst berichten, weiss, was Adjektive wie «gebündelt», «optimiert» und «modernisiert» bedeuten, vor allem, wenn sie als Cluster auftreten: alles und nichts. Man nennt das Verfahren der Verschleierung durch Blasenbildung «Framing». Statt «Wir steuern auf eine Krise zu» sagt man «Wir stehen vor einer grossen Herausforderung», das hört sich gleich viel besser an.

Bettina Schausten, stellvertretende ZDF-Chefredaktorin und Leiterin der ZDF-Hauptredaktion «Aktuelles», kündigt die Inbetriebnahme eines neuen Studios an, aus dem heraus man «kompakter und konzentrierter» berichten werde. Für ihren Vorgesetzten, Chefredaktor Peter Frey, gilt das offenbar nicht. Er darf wie bisher weiter mäandern: «Mit dem Relaunch stärken wir die Erklär-Kompetenz unserer Nachrichtensendungen und rücken unsere Moderatorinnen und Moderatoren klarer in den Fokus. Unser neues Studio dient dazu, die *anchors* und ihre Interaktion mit Studiogästen und zugeschalteten Interviewpartnern zu stützen.»

Die Moderatoren und Moderatorinnen, kündigt Frey an, würden an «einem Nachrichtentisch aus Nussbaumholz in geschwungener L-Form» stehen, «Gespräche mit Gästen und Expert*innen im Studio können über Eck»

geführt stattfinden. Weiteres wichtiges Detail des Relaunchs: «Blau soll die bestimmende Sendungsfarbe bleiben, je später die Sendung, desto dunkler der Farbton.»

Das also ist des Pudels Kern, wenn nicht bereits das Ei des Kolumbus, mit dem man entfremdete Zuschauer zurückholen will: ein Nachrichtentisch aus edlem Nussbaumholz in geschwungener L-Form und eine der Tageszeit angepasste blaue Studiobeleuchtung.

Wie lange haben die Relaunch-Experten des ZDF an diesem Konzept gearbeitet? Wie viele externe Berater mussten beigezogen werden?

«Sehr geehrte Damen und Herren» würde «weiter zugelassen», besser wäre aber «Sehr geehrte Anwesende».

Ginge es vielleicht noch kompakter und noch konzentrierter, wenn man die Nachrichten live aus der ZDF-Kantine senden würde?

Oder aus dem Amtssitz der grünen Bonner Oberbürgermeisterin Katja Dörner? Die hat eben einen «Leitfaden» für eine «geschlechtergerechte Sprache» auf den Weg gebracht, eine Handreichung für Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen der Stadtverwaltung, die der Tatsache Rechnung tragen soll, dass die Stadt Bonn sich für «eine gerechte, respektvolle und diskriminierungsfreie Sprache einsetzt» – in «der internen und externen Kommunikation».

Irgendwie ist man bis jetzt ohne einen solchen «Leitfaden» ausgekommen. Soweit bekannt, hat es weder Protestaktionen vor dem Rathaus gegeben, noch wurden wichtige Kreuzungen be-

setzt, weil sich Kunden oder Bedienstete der Stadtverwaltung ungerecht, respektlos und diskriminierend angesprochen fühlten. Aber das mag eine Frage der Sensibilität sein, die erst hergestellt werden muss, bevor in der internen wie externen Kommunikation die «geschlechtergerechte Sprache» zur Norm wird.

Weil sich «manche Menschen dem weiblichen oder männlichen Geschlecht zuordnen, manche nicht», erklärt die Bonner Oberbürgermeisterin, dürfe «die Sprache der Stadtverwaltung nicht Teile der Bevölkerung ausschliessen». Vielmehr müsse die Stadt «eine Orientierung geben für eine Sprache, die alle Menschen einbezieht». Die Anrede «Sehr geehrte Damen und Herren» würde zwar «weiter zugelassen», besser wäre es aber, «Sehr geehrte Anwesende» oder «Sehr geehrtes Publikum» zu sagen. Zu den «Formulierungen, die nicht mehr verwendet werden sollen», gehören «Rednerliste», «Fahrzeughalter», «Vollmachtgeber» und «Zugang für Rollstuhlfahrer». Als Ersatz werden empfohlen: «Rede-liste», «fahrzeughaltende» beziehungsweise «vollmachtgebende Person» und «rollstuhlgerechter Zugang».

Das ist der Neusprech, den George Orwell in seinem Roman «1984» vorhergesehen hat. Eine Dystopie wird wahr, nur dass sie dieses Mal nicht von einem totalitären Regime in die Tat umgesetzt wird, sondern von Freunden der Inklusion und Integration. Also von den Guten oder, wie man inzwischen sagen muss, den Gutmeinenden, Wesen, die nicht als Mann oder Frau, sondern als «Person» angesprochen werden möchten. Alles andere wäre ungerecht, respektlos und diskriminierend.

Frechheit

Nr. 27 – «Frauen sind Freiwillig»
Interview mit Albert A. Stahel

Eine Persönlichkeit, Herr Prof. Dr. Albert Stahel, spricht in diesem Artikel Klartext. Man müsste den Nationalrat und den Ständerat verpflichten, diesen Artikel zu lesen. Vielleicht würden dem einen Herrn oder der anderen Dame die Augen aufgehen. Was bei uns so sorglos gemacht wird – nämlich junge Afghanen mit ihrem ganz besonderen Frauenbild ins Land zu holen –, das müssen unsere Nachkommen in späteren Jahren mühsam korrigieren. Dass die Deutschen junge Afghanen, die sie nicht zurückschicken können, an uns überweisen, ist wohl eine absolute Frechheit.
Roman Bont, Oberglatt

Zu viele Flieger

Zur Kampfjet-Beschaffung des Bundesrats

Ich bin für eine starke Armee! Nicht überzeugt bin ich, dass 36 neue Kampfjets dazu unbedingt nötig sind. Ich meine, dass eine kleinere Anzahl (weniger als fünfzehn Jets) für luftpolizeiliche Aufgaben ausreicht. Eine moderne Bedrohung wird wohl digital sein: der Cyberkrieg! Hier kann die elementar-essenzielle Infrastruktur der Schweiz zerstört und damit das Land ausser Funktion gesetzt werden. Daher sehe ich den Schwerpunkt der Investitionen eher im digitalen Bereich. Gegen feindliche Flugzeuge gibt es den Boden-Luftschutz (Raketen), allenfalls eindringende Truppen sind mit Guerilla-Taktiken zu bekämpfen.
Peter Janczer, Zürich

Dass der Bundesrat das Rahmenabkommen wegen einiger Differenzen mit der EU ab-

gelehnt hat, unterstütze ich voll und ganz, da dieses Abkommen auch unsere Souveränität tangiert hätte. Dass dieser Entscheid bei der EU für Missstimmung gesorgt hat, ist nach jahrelangen Verhandlungen verständlich. Nun hätte der Bundesrat die einmalige Gelegenheit gehabt, die Wogen wieder etwas zu glätten und für gute Stimmung in der EU zu sorgen, indem er bei der Kampfjet-Beschaffung einem europäischen Typ den Zuschlag gegeben hätte. Auch wenn anscheinend der F-35 günstiger ist als die europäischen Jets, so ist eine gute Kooperation mit unseren Nachbarn den Mehrpreis wert. Zweimal praktisch innert Monatsfrist die EU zu brüskieren, ist unverständlich und isoliert uns als Binnenland total.
Ronald Wild, Zollikon

In der ersten Liga

Nr. 26 – «Netto null mit Kernenergie»
Simon Aegerter und Alex Baur über die Energiewende

Die Schweiz könnte auch drei neue Atomkraftwerke der neuesten Generation bauen. Erstens wäre dann ein Stromabkommen überflüssig. Der Aussteigerweltmeister Deutschland wird in Kürze zu wenig Strom haben und für seine paar Sonnen-Kollektörli und Wind-Rotörli auch keine Speicherkapazitäten. Wir könnten dann beides anbieten. Zweitens würden wir bei der CO₂-Reduktion in der ersten Liga mitspielen, wir wären ein Welt-Topvorbild. Drittens könnten wir ein Kompetenzzentrum von Weltbedeutung aufbauen. Viertens hätten wir unsere Endlagerprobleme beim Atommüll gelöst. Fünftens hätten wir freie Fahrt für unsere Elektromobile – mit welcher Technologie auch immer. Sechstens könnten wir nachhaltige Entwicklungshilfe anbieten: Die Schweiz erstellt und betreibt AKW in Entwicklungsländern, damit diese beliebig

viel CO₂-freie Energie zur Verfügung haben. Ohne AKW kommen diese Länder sowieso nie aus ihrer Armut. Rot-Grün will leider nicht ein CO₂-Problem abbauen, sondern unsere Gesellschaftsstrukturen umbauen.

Heinrich Willi, Uhwiesen

«Glückswoche»?

Nr. 27 – «Falsche Lady Di»
Julie Burchill über Meghan Markle

Eines muss man Meghan Markle lassen: Mediale Aufmerksamkeit ist ihr überall und jederzeit gewiss, sie schafft es sogar in die *Weltwoche*. Letztere könnte sich angesichts solcher Beiträge eine Namensanpassung überlegen und sich, in Anlehnung an ein anderes Heftli, zukünftig «Glückswoche» nennen. Aber, aber ...!

Käthy Heiniger, Sissach

Zauberhaft

Nr. 26 – «Flug in die luziden Landschaften»
«Sehnsuchtsorte» von Michael Bahnerth

Die «Sehnsuchtsorte», die der Autor so sensibel und berührend formuliert, sind wunderbar. Der «Flug in die luziden Landschaften» ist zauberhaft und führt ganz sanft in die leider laute Normalität zurück. Ein herzliches Dankeschön aus dem warmen Süden.

Edith Bader Koller, Lugano

Leserbriefe: Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird. Darüber hinaus muss er sich auf einen in der Weltwoche erschienenen Artikel beziehen. Die Redaktion behält sich vor, Kürzungen vorzunehmen. Über nicht publizierte Leserbriefe kann keine Korrespondenz geführt werden.
E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch.



Gian Franco Kasper (1944–2021)
Richard Donner (1930–2021)



Mann der klaren Worte: Sportfunktionär Kasper.

Wer bei Gian Franco Kasper im Büro am FIS-Hauptsitz in Oberhofen eingelassen wurde, durfte nicht an einer Rauchallergie leiden. Schon beim Öffnen der Türe schlugen einem die Dunstschwaden entgegen. Im Gespräch lichtete sich der Nebel aber schnell. Denn Kasper war ein Mann der klaren Worte und immer zu einer präzisen und provokativen Stellungnahme bereit. So sprach er im *Tages-Anzeiger* vor zwei Jahren vom «sogenannten Klimawandel»: «Es gibt keinen Beweis dafür. Wir haben Schnee, zum Teil sehr viel.» Zu den Waldrodungen beim Bau von Skipisten sagte er: «Werden in Norwegen 10 000 Bäume gefällt, sagt jeder danke. Bei uns ist schon das Fällen eines einzelnen Baums eine Katastrophe.» Auch zu Olympischen Spielen in diktatorisch geführten Staaten hatte er eine dezidierte Meinung: «In Diktaturen ist es für uns einfacher. Vom Geschäftlichen her sage ich: Ich will nur noch in Diktaturen gehen. Denn ich mag mich nicht mit Umweltschützern herumstreiten.»

Kasper war der Sohn des legendären St. Moritzer Kurdirektors Peter Kasper. Er studierte an der Universität in Zürich Psychologie, Philosophie und Journalismus. Auf den Spuren seines Vaters zog es ihn zum Tourismus. «Er war quasi ein Erbverwalter», sagt ein langjähriger Weggefährte über ihn. Dazu passt, dass Kasper 1998 von seinem Ziehvater Marc Hodler das Präsidentenamt des internationalen Skiverbands FIS übernahm. Seine erste Stelle bei der FIS hatte er 1975 angetreten. Zwischen 2000 und 2018 sass er im Internationalen Olympischen Komitee. An-

gesprochen auf seine Verdienste, sagte er: «Ich habe vielleicht mehr verwaltet als sonst etwas, aber eines ist sicher: Ich habe diesen Sauhaufen zusammengehalten.» Damit meinte er die FIS.

Kasper drängte sich nicht in den Vordergrund. Über kritische Medienberichte konnte er sich masslos aufregen, nachtragend aber war er in keiner Weise. Denn er argumentierte aus der Position des Starken – und im Wissen, dass das Leben grössere Schicksalsschläge als sportliche Niederlagen bereithält. Seine Frau erkrankte vor über dreissig Jahren an Multipler Sklerose und ist seit langem pflegebedürftig.

Neben René Fasel, dem langjährigen Präsidenten des internationalen Eishockeyverbandes IIHF, war Kasper der einflussreichste Schweizer Funktionär im Wintersport. Sein Sinn für politische Entwicklungen und das Gespür für die richtigen Kontakte waren legendär. Machtgehab und Selbstüberhöhung waren ihm fremd. In gewissem Sinne blieb er immer der geerdete Engadiner, der wusste, dass das Wetter schnell umschlagen kann – politisch. Auch deshalb musste er sein Präsidentenamt nie gegen einen anderen Kandidaten verteidigen. Und trotzdem verpasste er die gütliche Nachfolgeregelung. Als vor einigen Wochen der neue FIS-Präsident gewählt wurde, hatte sich Kasper mehr oder weniger offen gegen seinen Landsmann Urs Lehmann ausgesprochen. Die Wahl selbst erlebte er im Spital. Atemprobleme hatten ihm schwer zugesetzt. Vergangene Woche verabschiedete sich Gian Franco Kasper in die Ewigkeit. *Thomas Renggli*

Am azurblauen Himmel über Cannes flogen zwei Flugzeuge und malten mit rotem Rauch «Superman» ans Firmament. Unten vor dem Festival-Palais stöhnten einige Besucher: «Auch das noch.» Zwei Jahre später, 1978, war es dann so weit: Der erste und grösste aller Superhelden erblickte das Licht der Kinoleinwände und läutete das ein, was zu einem nicht enden wollenden Boom werden sollte. Der erste Superman, Christopher Reeve, zahm wie ein Versicherungsvertreter, war noch ein Kumpel, dem die Freundschaft über alles ging. Als Lois Lane mal im freien Fall von ihm gerettet wird, fragt sie ihn, wer er sei, und bekommt zur Antwort: «Ein Freund.» Es war die Trieb- und Treibkraft des in der Bronx geborenen und in New York aufgewachsenen Richard Donner.

Seine Filme sind davon geprägt. Er malochte zunächst als Werbefilm- und TV-Serien-Regisseur («The Twilight Zone», «Kojak», «The Fugitive»), ehe er mit dem Psycho-Schocker «The Omen» (1976) seinen ersten Kassenschlager landete und dafür den British Fantasy Award erhielt. Beim Blockbuster «Superman», mit Marlon Brando, Gene Hackman, Maria Schell, Larry Hagman, drehte er, höchst souverän, gleich Teile des Sequels mit.

Seine beste Leistung war die Buddy-Movie-Serie «Lethal Weapon» (1987–1998) mit Danny Glover und Mel Gibson. In den vier «Lethal Weapon»-Filmen gelang ihm eine glänzende Balance zwischen Komödie und Reisser über die Freundschaft zwischen einem Afroamerikaner und einem Vietnam-Geschädigten. Donner sah mit kindlicher Freude («The Goonies», 1985; «Maverick», 1994) im Kino eine «Spielzeugschachtel», in der er gerne wühlte, ohne sein humanes Anliegen, die Freundschaft, dabei aus dem Fokus zu verlieren. *Wolfram Knorr*



Humanes Anliegen: Regisseur Donner.

Zuwanderung lässt Träume platzen

Die Personenfreizügigkeit macht Wohneigentum teurer und treibt Mieten in die Höhe.



Der Traum vom Einfamilienhaus oder von der eigenen Wohnung ist in der Schweiz für viele kaum mehr realisierbar. Wohneigentum ist für die finanziell mittelmässig gelagerten Haushalte unerschwinglich geworden, die Schweiz bleibt ein Volk von Mietern. Mit dieser Botschaft hat das Bundesamt für Wohnungswesen kürzlich im Land eine gedrückte Stimmung verbreitet. Der Wohnungsmarkt in der Schweiz sei weiterhin durch Ungleichgewichte geprägt, heisst es. Mietwohnungen würden wieder knapper. Das Wohneigentum sei stärker gefragt als zuvor und werde teurer. Von besorgniserregender Verknappung ist die Rede.

Das Bundesamt für Wohnungswesen ist immer unter Druck, seine Existenz zu rechtfertigen, da die Beschaffung und Bewirtschaftung von Wohnraum in der Schweiz eigentlich keine öffentliche Aufgabe ist. Bauen und Nutzen von Häusern regeln sich hauptsächlich am Markt über Angebot und Nachfrage. Deshalb kommt es dem Bundesamt gelegen, wenn es darauf hinweisen kann, die Wohnungsmärkte fänden doch nicht zu einem Gleichgewicht – das müsste eigentlich staatliches Nachhelfen, Unterstützung und Wissen aus dem Amt, als reizvoll erscheinen lassen.

Aber das Amt hat sich wohl den falschen Finger verbunden. Die Hinweise auf die hohe Nachfrage und auf Preissteigerungen bei Wohnraum emotional aufzuladen, ist sicher wirkungsvoll – aber in einer anderen Richtung. Die Daten stammen aus dem «Monitor Personenfreizügigkeit und Wohnungsmarkt». Unwillkürlich dringt damit die Botschaft

durch, dass vor allem die Zuwanderung die Nachfrage nach Boden und Wohnraum so stark anheizte, dass die Preise in die Höhe schossen.

Bei den genaueren Ausführungen steht denn auch, dass das Wachstum der schweizerischen Haushalte 2020 so niedrig war wie letztmals 2012, dass hingegen die ausländischen Haushalte weiter zugenommen haben wie in den Vorjahren. Eine Gewichtsverschiebung. So wird der leise Alarmruf des Bundesamts zu einer Botschaft, die nicht auf der offiziellen, politisch korrekten Linie der Bundesverwaltung liegt: Personenfreizügigkeit hat negative Auswirkungen, Zuwanderung erhöht die Bodenpreise und damit die Wohnkosten.

Klar, die Steigerungen der Bodenpreise sind Immobilieneigentümern willkommen, ihr Vermögen gewinnt wie in einem Aufwindkanal an Wert. Aber wenn sie selber auch auf diesem Boden leben, bezahlen sie die höheren Bewertungen ebenfalls, nämlich in Form von Opportunitätskosten: Auf der Immobilie, die sie bewohnen, entgeht ihnen der Mietertrag; je höher der Bodenpreis, umso mehr. Und sonst merken sie es auch am Eigenmietwert.

Was Kunden wollen

Warum ist der Widerstand gegen Gentechnik in der Landwirtschaft eigentlich so viel grösser als in Pharma und Medizin? Die sogenannte rote, auf das menschliche Blut gemünzte Gentechnologie in der Pharmazie und Biologie hat den Durchbruch schon vor langem geschafft, als erste Medikamente und Therapien auftauchten, die mit neuartigen Methoden Leben retteten oder zumindest verlängern halfen.

Die grüne Gentechnologie dagegen, die mit Pflanzen und Landwirtschaft zusammenhängt, gilt immer noch als wenig salonfähig, ja als furchterregend. In der Schweiz soll das Gentech-Moratorium für landwirtschaftliche Anwendungen verlängert werden.

Ist die Nahrungsmittelproduktion so viel weniger wichtig als medizinische Therapien, Essen weniger als Gesundheit? Hunger bekämpfen hilft doch auch Leben retten.

Es gibt einen wichtigen ökonomischen Unterschied: den Kundenkontakt. In der roten Gentechnik kommen neue Behandlungen und Medikamente meistens direkt der Gesundheit der Patienten zugute. Sie wollen das. In der Landwirtschaft sind es zunächst vor allem die Bauern, die von neuen Methoden profitieren: durch höhere Erträge, niedrigere Kosten, geringere Risiken. In der Medizin wären das die Ärzte. Erst in neuerer Zeit wird die Qualität der Nahrungsmittel, der Produkte, zum Thema, etwa gesunde Inhaltsstoffe bei Früchten oder Öl. Die Kunden wollen das.

China-Hilfe

Es ist für viele immer noch erstaunlich, wie rasch sich die Konjunktur nach dem Corona-Einbruch wieder gefangen hat, wie zackig es in der Wachstumskurve wieder nach oben ging. Wie hat man das so schnell wieder hingekriegt? Manchmal vergisst man ein wenig, wer dabei massiv geholfen hat. Spricht man mit Unternehmern, sagen sie: China. Das Land hat enorm aufgedreht, den Aussenhandel auf Hochtouren gebracht, die Weltwirtschaft vorangezogen. Es ist für Europa wie Hilfe von aussen.

LITERATUR UND KUNST

Herausgegeben von Daniel Weber

Warum
Dwayne Johnson
der bestbezahlte
Schauspieler der Welt
ist.
Marc Neumann, Seite 58



Das Wilde, das Gezähmte, das Unerfüllte.

Martin Disler, Ohne Titel, 1981 – Die meisten haben sich arrangiert mit sich selber, ihrem Leben und sind froh, so schmerzfrei wie möglich über die Zeit zu kommen. Alles Wesentliche ist ein Bisschen; Glück, Liebe, Geld, Sehnsucht, Leidenschaft, Sterben, das eigene Ich. Sie leben, so könnte man sagen in den Worten unserer Zeit, in einer Bubble, in einer lebenslänglichen Plazenta, losgelöst fast vom grossen Theater des Überlebens draussen, als Zuschauer des eigenen kleinen, wässerigen Schauspiels.

Die wenigstens nur steigen hinab in die Dunkelheit, in der Hoffnung auf ein Licht, das die dunklen Flecken und die Geheimnisse

ihres und allen Seins bescheint und die Bühne einer universellen Wirklichkeit des menschlichen Daseins in seiner vertrackt komplizierten Einfachheit sicht- und fühlbar werden lässt.

Martin Disler (1949–1996) wuchs auf in einem kleinen, blühenden und hübschen Dorf im Baselbiet und in der engen Struktur eines Internats in Stans. Vielleicht kam daher seine Leidenschaft für all das Grenzenlose, das sein treuester Begleiter wurde, diese Reise zu den innersten Bildern seiner selbst, zu den existenziellen Wurzelknollen, die über der Erde ein Dasein ausschlagen lassen. Disler reiste so tief in seine Erde wie irgend möglich, stets berauscht durch

irgendetwas; meist Drogen oder Liebe. Er fühlte sich in seiner selbstverzehrenden Radikalität, sich selbst zu opfern jeden Tag, um sich selbst jeden Tag irgendwo zu finden oder ganz zu verlieren – die Kraft und die Schwäche, das Wilde und das Gezähmte, das Unerfüllte vor allem –, als der letzte wahre Künstler, und womöglich war er das auch. Kein junger Künstler in unseren Tagen scheint mehr bereit, sich selbst als Preis seiner Kunst zu bezahlen.

Disler starb früh, wie viele, die nackt bleiben an ihren Seelen und erfahren, dass es mehr zu suchen als zu finden gibt, selbstverständlich an einem Hirnschlag, woran sonst. *Michael Bahnerth*

«Unaufhaltsam stürzend»

Heinrich von Kleist war «auf Erden nicht zu helfen», wie er in seinem Abschiedsbrief schrieb. Sein Werk folgt einer Ästhetik der Intensität, die niemand steuern kann.

Hans Ulrich Gumbrecht

Heinrich von Kleist: Sämtliche Erzählungen. Anekdoten. Gedichte. Schriften. Hrsg. Klaus Müller-Salget. Deutscher Klassiker-Verlag (Taschenbuch). 1299 S., Fr. 28.90

Am 22. November 1810, fast auf den Tag ein Jahr vor seinem Freitod, veröffentlichte Heinrich von Kleist in den von ihm herausgegebenen *Berliner Abendblättern* anonym einen kurzen Text über das Boxen in London. Um «zwei berühmte Englische Baxer» (so buchstabierte man das Fremdwort damals oft in Anlehnung an die britische Aussprache) aus Portsmouth und Plymouth ging es, die sich «zur Entscheidung der Frage, wem von ihnen der Sieger ruhm gebühre, im Garten einer Kneipe zu einem öffentlichen Wettkampf» trafen.

Der Mann aus Portsmouth gewann – doch keiner der beiden Kontrahenten überlebte. Den Plymouther habe sein Gegner «dergestalt mit der Faust der geballten Rechten auf den Leib getroffen», dass er, «indem er die Augen verkehrte, umfiel» und «tot weggetragen ward», während der Portsmouther tags darauf «am Blutsturz gestorben» sei.

Kein Ziel mehr

Aufgrund der heutigen Alltagsmoral unterstellen die jüngsten Kommentare, dass Kleist mit seiner «Anekdote» die Gewalttätigkeit jenes Ereignisses und vor allem das «laute Aufjauchzen» der Zuschauer im Moment des entscheidenden Schlags kritisieren wollte. Für eine solche Deutung allerdings gibt der trockene, mit jedem Satz vorwärtsdrängende Bericht keinerlei Vorgabe. Er folgt einfach den zeitgenössischen Fakten und Stimmungen. Boxen hatte sich seit dem späten 18. Jahrhundert in der englischen Hauptstadt als erster moderner Berufssport etabliert, und die Kämpfe wurden ohne festgelegte Rundenzahl bis zur Verteidigungsunfähigkeit eines der beiden Athleten fortgeführt, was oft gleichbedeutend mit dem Tod war.

In einer Reihe weiterer Texte für die *Abendblätter* ist Kleist anhand historischer Beispiele

immer wieder auf Zweikämpfe eingegangen, und es gibt Anlass zu der Vermutung, dass ihn an diesem Ritual der Aspekt eines von Intentionen nicht kontrollierbaren Prozesses faszinierte, ein Prozess des «Schicksals», könnte man sagen (keiner der beiden «Baxer», die voller Respekt miteinander umgingen, wollte das Leben des anderen – und schon gar nicht sein eigenes Leben – zerstören); und vor allem ein Prozess der Intensitätsdynamik, wie er ausgehend von Offenheit («Wem gebührt der Sieger ruhm?» im Crescendo zu einem Ende führt, das die anvisierte Entscheidung mit der schwarzen Endgültigkeit eines doppelten Todes überschiesst.

Als ältester Sohn aus einem Geschlecht des preussischen Uradels hatte Heinrich von Kleist ohne Widerstand die für ihn vorgesehene militärische Laufbahn aufgenommen. Erst 1799, mit 22 Jahren, gab er – gegen den Widerstand der Familie natürlich – diese Karriere auf, um in seiner Vaterstadt Frankfurt an der Oder ein breit angelegtes Studium mit dem Ziel der Qualifikation für ein Verwaltungsamt aufzunehmen. Ausschlaggebend für Kleists Leben wurde bald die – wahrscheinlich durch das Studium der kritischen Schriften von Immanuel Kant ausgelöste – Einsicht, dass Wissen nicht notwendig zu Wahrheit und zur definitiven Gewissheit über Richtungen des eigenen Handelns führt: «Wir

können nicht entscheiden, ob das, was wir Wahrheit nennen, wahrhaftig Wahrheit ist», schreibt er 1801 an seine Verlobte Wilhelmine. «Mein einziges, mein höchstes Ziel ist gesunken, ich habe nun keines mehr.»

Enttäuscht von der Wissenschaft, sucht Kleist Orientierung für die Form seines Lebens im politischen Aktionszentrum der damaligen Welt. Er reist nach Paris, nur um den Eindruck bestätigt zu finden, dass selbst die grossen Werke des Geistes fatale Wendungen in den Prozessen der Geschichte nicht aufhalten können: «Hat ein einziges seinen Zweck erreicht? Haben sie das Rad aufhalten können, das unaufhaltsam stürzend seinem Abgrund entgegenrollt?» Für einige Monate lebt er in der Schweiz, in Thun, träumt in den Bildern seiner Rousseau-Lektüre von einer Existenz als Bauer und verliert Wilhelmine, die keine Bäuerin werden möchte. Nun schon verzweifelt, will Kleist in der französischen Armee gegen England kämpfen, «um den Tod in der Schlacht zu sterben», kehrt dann aber nach Königsberg im östlichsten Preussen zurück, wo er zum letzten Mal einen Beruf beim Staat anstrebt.

Exzess von Leidenschaft

Während des Sommers 1806 endlich fasst Heinrich von Kleist den Entschluss, allein von literarischen, vor allem «dramatischen Arbeiten» zu leben. Die Theaterstücke und Novellen, welche er über die ihm verbleibenden fünf Jahre schreiben wird, konvergieren bei aller Vielfalt der prägnant beschriebenen Schauplätze und Protagonisten im Herausarbeiten von Intensitätsbögen, die niemand aufhalten oder gar steuern kann.

Als Held der Komödie vom «Zerbrochenen Krug», die Goethe – wohl nur halb überzeugt und ohne positive Resonanz – 1808 am Weimarer Hoftheater uraufführte, misslingt es dem Dorfrichter Adam trotz seiner institutionellen Privilegien und einer Ausgangssituation ohne Verdachtsmomente, einen der beiden Angeklagten für sein eigenes nächtliches Eindringen ins Gemach der Jungfer Eve zu verurteilen. Im Gegenteil, je



„Und, Bello? Warst du schön mit Frauchen Gassi und hast freini freini gemacht?“



Dem Abgrund entgegen: Heinrich von Kleist, gemalt von Anton Graff (um 1808).

entschlossener Adam die Evidenzen zu manipulieren versucht (indem er etwa die Spuren seines Klumpfusses im Schnee als Spuren von des Teufels Bockfuss identifiziert), desto deutlicher lenkt er unter wachsender Panik die Blicke auf sich selbst.

Dem Rosshändler Michael Kohlhaas in Kleists berühmter Novelle gelingt zwar die Rache am Junker Wenzel von Tronka, der zwei

In Kleists Sicht bringen nicht Bewusstseins-Entscheidungen Effekte des Schönen hervor.

seiner Pferde beschlagnahmt und durch Feldarbeit wertlos gemacht hat, doch die Leidenschaft, mit der er den Rechtsanspruch verfolgt, lässt ihn blind werden für das Verhältnis zwischen der Erfüllung seiner Intention und den damit verbundenen Folgen. Kohlhaas verliert seine Frau; er überzieht Mitteldeutschland mit einem Rachefeldzug und steckt mehrere Städte in Brand; als er endlich dank der Hilfe des

Kurfürsten von Brandenburg die Verpflichtung des Junkers auf Schadenersatz erreicht, wird er selbst wegen Landfriedensbruch zum Tode verurteilt.

Noch im letzten Akt des Lebens von Kohlhaas vollzieht sich ein Gestus im Exzess von Leidenschaft. Auf einen Zettel geschrieben, besitzt er eine Zigeuner-Prophezeiung über die Zukunft des Kurfürsten von Sachsen, der zu seiner Enthauptung gekommen ist, um sich nach der Exekution jenes Dokuments zu bemächtigen; doch Kohlhaas schluckt demonstrativ den Zettel, bevor er in Frieden mit sich selbst aufs Schafott steigt, während der Kurfürst von Sachsen «bei diesem Anblick ohnmächtig in Krämpfen niedersank».

Intensitätsprozesse als von ungewisser Offenheit ausgehende Dynamiken, die sich subjektive Intentionen und Pläne unterwerfen, gaben freilich nicht nur Themen und Erzählstrukturen für die meisten von Kleists literarischen Werken vor. Sie standen auch als explizit ästhetisches Programm hinter diesen Texten, weil Kleist in mehreren Reflexionen die Bereitschaft pries, sich von

unpersönlichen Bewegungen mitnehmen, leiten und formen zu lassen.

In dem zwischen 1807 und 1808 geschriebenen und nie fortgeführten (oder auch nur publizierten) ersten Teil seines Essays «Über die allmähliche Verfertigung der Gedanken beim Reden» arbeitet er die Beobachtung aus, dass «Leute, die sich, weil sie sich der Sprache nicht mächtig fühlen, sonst in der Regel zurückgezogen halten, plötzlich, mit einer zuckenden Bewegung aufflammen, die Sprache an sich reißen und etwas Unverständliches zur Welt bringen. Ja, sie scheinen, wenn sie nun die Aufmerksamkeit aller auf sich gezogen haben, durch ein verlegenes Gebärdenspiel anzudeuten, dass sie selbst nicht mehr recht wissen, was sie haben sagen wollen. Es ist wahrscheinlich, dass diese Leute etwas recht Treffendes, und sehr deutlich, gedacht haben.»

«Unaussprechliche Heiterkeit»

Wie in Kleists Sicht gerade nicht Bewusstseins-Entscheidungen Effekte des Schönen oder des Erhabenen hervorbringen, wird noch deutlicher in dem berühmtem Essay «Über das Marionettentheater», wo er mehrfach betont, dass sich die ästhetische Überlegenheit des Puppenspielers («Maschinisten») gegenüber Menschen als Tänzern vor allem aus seiner Distanz gegenüber jeglichen Absichten und aus seinem Vertrauen auf elementar-unpersönliche Prozesse der Physik ergibt: «Da der Maschinist nun schlechthin, vermittelt des Drahtes oder Fadens, keinen andern Punkt in seiner Gewalt hat als den Schwerpunkt: so sind alle übrigen Glieder, was sie sein sollen, tot, reine Pendel, und folgen dem blossen Gesetz der Schwere; eine vortreffliche Eigenschaft, die man vergebens bei dem grössten Teil unserer Tänzer sucht.» Eben nach solchen Prozessen ohne Bewusstsein sehnen sich nicht wenige von uns angesichts einer Welt, die wir mittels Elektronik unserem eigenen Geist bis ins Detail angepasst haben.

Ab Frühjahr 1811 mussten die *Berliner Abendblätter*, Kleists Erfolg und einzige Einnahmequelle, aufgrund neuer Zensurbestimmungen ihr Erscheinen einstellen. Von diesem Schlag hat er sich nie mehr erholt. Am 21. November schied er gemeinsam mit Henriette Vogel, einer Frau und Mutter, die an Gebärmutterkrebs litt, nahe dem Berliner Wannsee aus dem Leben. Nur der Entschluss zu sterben, vereinte Henriette und Heinrich, doch am Tag ihres Todes hatten sie sich mit Litaneien von Liebeswörtern ohne Wirklichkeitsbezug in eine Hochstimmung geschrieben: «Mein Jettchen, mein Herzchen, mein Liebes, mein Täubchen, mein Leben, mein liebes süßes Leben, mein Lebenslicht, mein Alles [...]» Zum Abschied vom Leben wünschte Heinrich von Kleist seiner Schwester Ulrike einen Tod «nur halb an Freude und unaussprechlicher Heiterkeit dem meinigen gleich».

Rätselhafter Charismatiker

Eckhard Jesse

Katajun Amirpur: Khomeini. Der Revolutionär des Islam. Eine Biographie. C. H. Beck. 352 S., Fr. 41.90

«Die Welt schaute ungläubig zu, als der König aller Könige – wie Mohammad Reza Pahlavi sich selbst nannte – durch den Mullah aller Mullahs – wie Ayatollah Khomeini bald genannt werden wollte – vom Pfauenthron gestossen wurde.» So beginnt Katajun Amirpur, eine bekannte deutsch-iranische Islamwissenschaftlerin an der Universität Köln, ihre als erste umfassende Biografie in deutscher Sprache bezeichnete Studie. Aber präsentiert sie wirklich eine ausgewachsene Biografie?

Die Arbeit ist chronologisch angelegt, immer wieder durchbrochen von Kapiteln zur Rolle der Rechtsgelehrten im Islam. Durch diese – zugegeben – tiefeschürfenden religionsgeschichtlichen Perspektiven nimmt die Person von Ruhollah Chomeini wenig Gestalt an. Auch nach der Lektüre bleibt der Ajatollah ein grosses Rätsel. Für die Zeit von Chomeinis zwanzigstem bis sechzigstem Lebensjahr – er wirkte an der bekannten Lehrstätte in Qom – sind gerade einmal zwanzig Seiten vorgesehen, wobei auch hier Passagen, etwa zur islamischen Wissenschaftsgeschichte, die Person Chomeinis wenig erfassen – was wohl an der schwierigen Quellenlage liegt. Das muss nicht gegen die Autorin sprechen, die zwar viele Fakten referiert, aber nur zurückhaltend bewertet. Daher trifft der Buchtitel lediglich bedingt zu.

Gelobte Philosophie

Chomeini brach mit der quietistischen Tradition im schiitischen Islam. Er widersetzte sich der Weissen Revolution des Schahs, mit der dieser Anfang der 1960er Jahre unter anderem eine Landreform und das Frauenwahlrecht in die Wege leitete. Der Schah konnte sich behaupten und verbannte den inzwischen zum Hauptgegenspieler avancierten Chomeini, dessen Hass auf die USA und Israel zielte, in die Türkei. Bald übersiedelte dieser in den Irak, der ihn im Herbst 1978 auswies. Der Charismatische bereitete im französischen Exil seine triumphale Rückkehr nach Teheran vor und versammelte nach dem Motto «Der Feind meines Feindes ist mein Freund» viele Schah-Gegner um sich, darunter säkulare Intellektuelle.

In Teheran am 1. Februar 1979 gelandet und von den Massen als eine

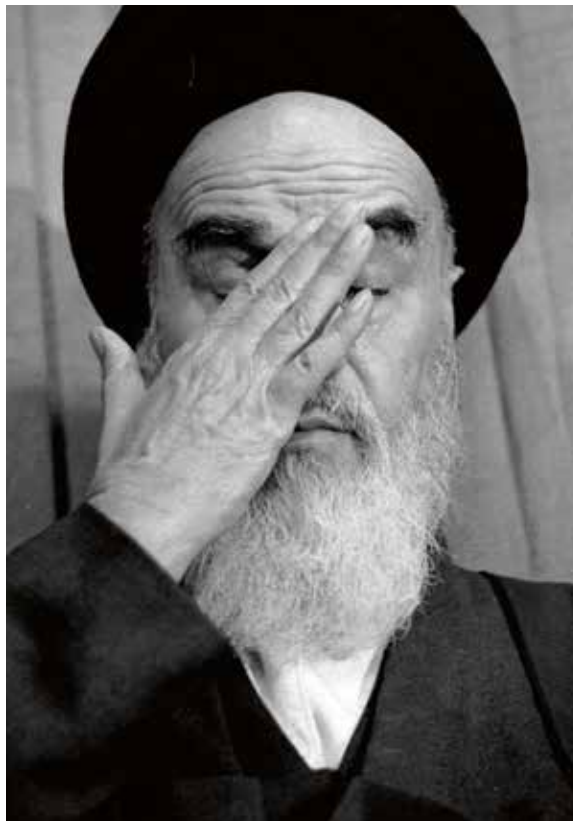
Art Heilsbringer begeistert empfangen, schuf Chomeini schnell vollendete Tatsachen. Zum Staatsoberhaupt avanciert, liess er im März in einem Referendum die Monarchie abschaffen und eine islamische Republik ausrufen. Und im Dezember wurde durch ein weiteres Referendum die islamisch ausgerichtete Verfassung verabschiedet. Massenhinrichtungen begleiteten den Systemwechsel. Diesen Aspekt stärker zu betonen, wäre angemessen gewesen.

Obwohl die Autorin bei der Frage schwankt, ob Chomeini von vornherein auf einen Gottesstaat setzte und selber eine führende politische

Das Frauenbild Chomeinis soll von mancherlei Wandlungen geprägt gewesen sein.

Rolle einnehmen wollte, dürfte es daran keinen Zweifel geben, denn Amirpur betont zuvor deutlich dessen Kampf gegen den politischen Quietismus beim Zerwürfnis mit dem Gross-Ajatollah Hossein Borudscherdi. Dem kompromisslosen Chomeini lag daran, die Trennung zwischen geistlicher und weltlicher Herrschaft aufzuheben. Noch am Ende seines Lebens folgte eine Fatwa gegen den britischen Schriftsteller Salman Rushdie wegen der «Satanischen Verse».

Nach Amirpur war der Asket Chomeini jedem Prunk abhold, bescheiden und, im Gegensatz zu manchen Nachfolgern, nicht korrupt. Das mag so sein, doch sagt dies über die von ihm errichtete Theokratie nichts aus. Gleiches gilt



Jedem Prunk abhold: Chomeini (1902–1989).

für Chomeinis gelobte Philosophie, Poesie und Mystik. Das Frauenbild des von Frauen erzogenen Chomeini, der monogam lebte, soll von mancherlei Wandlungen geprägt gewesen sein. Unabhängig davon, dass er Liebesgedichte verfasst und Aktivitäten oppositioneller Frauen im Schah-System gelobt hatte, stand für Chomeini die rechtliche Überlegenheit des männlichen Geschlechts ausser Frage. Wer ihn, der stets am Tragen des Kopftuches festhielt, als frauenfeindlich bezeichnet, übertreibt nicht.

Heute ringen Reformen und Konservative um die Ausgestaltung der Islamischen Republik. Was auffällt: Beide Strömungen verklären Chomeini und berufen sich auf ihn. Manche seiner Enkel kritisieren das System, ohne auf Distanz zum Grossvater zu gehen. Die heutigen Machthaber hätten dessen Erbe verraten. Was wahr ist: Die Hinterlassenschaft des Unnahbaren fällt desaströs aus.

Pflanzen sind die besseren Menschen

Wolfgang Koydl

Stefano Mancuso: Die Pflanzen und ihre Rechte. Eine Charta zur Erhaltung unserer Natur. Klett-Cotta. 160 S., Fr. 26.90

Die Redewendung «Den Wald vor lauter Bäumen nicht sehen» gibt es wortgleich auch im Italienischen, und eigentlich sollte sie als Motto allen Büchern von Stefano Mancuso («Die Botschaft der Pflanzen», «Die Intelligenz der Pflanzen», «Die unglaubliche Reise der Pflanzen») vorangestellt werden.

Denn der in Florenz lehrende Pflanzenforscher weist seit vielen Jahren auf eine Selbstverständlichkeit hin: Ohne Pflanzen gäbe es kein Leben auf diesem Planeten, die Erde wäre eine öde Felskugel wie Mars, Venus oder Merkur. Doch kaum ein Mensch nimmt diese offensichtliche Wahrheit wahr: Pflanzen sind einfach da, so selbstverständlich wie Wolken oder Wasser.

Seit dem Altertum rangiert die Pflanzenwelt in der von Menschen aufgestellten Hierarchie am Fuss der Pyramide, nur eine Stufe über den unbelebten Mineralien. Obwohl man seitdem den genialen Prozess der Photosynthese erkannt und verstanden hat, blieb das Bild der Pflanzen weitgehend unverändert: Grünzeug.

Mancuso ist schon immer als Fürsprecher der pflanzlichen Lebewesen, wie er sie pointiert nennt, aufgetreten, der «Essenz des Lebendigen», ohne die



Heimat allen Lebens.

kein anderer Organismus existieren könnte. Nun ist er einen Schritt weitergegangen und hat im Namen der «grössten Nation» auf Erden (allein an Bäumen gibt es 3000 Milliarden Stück) eine Grundrechts-Charta mit acht Artikeln verfasst – übrigens gegen den Rat seines Bruders, eines Richters.

Ein Gesetzes- oder gar ein Verfassungstext ist «Die Pflanzen und ihre Rechte» ohnehin nicht geworden, sondern ein Plädoyer für die Erde, die wir uns alle teilen und bewahren müssen. Und obwohl sie alles Recht dazu hätten, haben die Pflanzen keine Anklage gegen die Art *Homo sapiens* verfasst, sondern ein Angebot zur Kooperation – wie sie es selbst seit Jahrtausenden Tag für Tag praktizieren.

Auf den ersten Blick werden Selbstverständlichkeiten festgeschrieben: Die Erde als gemeinsame Heimat allen Lebens. Das Recht auf sauberes Wasser, sauberen Boden und saubere Luft. Die universellen Rechte aller gegenwärtigen und zukünftigen Lebewesen sowie das Recht, sich ohne Einschränkung zu bewegen.

Kritisch wird es beim zweiten Blick, etwa bei der Aussage: «Die Macht gehört allen Lebewesen.» Mancuso macht kurzen Prozess mit dem in der Bibel festgeschriebenen Überlegenheitsanspruch des Menschen («Macht euch die Erde untertan»). Unsere Gattung sei weder die zahlreichste auf dem Planeten (*Homo sapiens* macht 0,06 Prozent der Biomasse aus) noch die bessere (trotz Sixtinischer Kapelle und Relativitätstheorie).

Besser im Leben ist einzig, wer das Überleben der Art sichert, zitiert Mancuso Charles Darwin – und da schneiden nicht nur die meisten Tier-

arten, sondern vor allem die Pflanzen deutlich besser ab. Einige Schachtelhalme gibt es seit 250 Millionen Jahren, den Menschen seit 300 000. Noch deutlicher wird es bei der Frage nach der Zukunft des «besseren» Menschengeschlechts. Wen wird es in 100 000 Jahren noch geben – den Menschen oder den Schachtelhalm?

Unfassbare 130 Terawatt

Mit Gusto schießt Mancuso auch andere Mythen ab, so etwa das Darwin zugeschriebene «Gesetz des Stärkeren». Der Naturforscher habe dies nie so kategorisch formuliert, auch er habe gewusst, dass überlebt, wer sich am besten anpassen kann. Dazu ist oft auch gegenseitige Hilfe notwendig, wie sie nicht nur Tiere, sondern vor allem Pflanzen symbiotisch praktizieren.

Vor allem arbeitet Mancuso zwei Unterschiede zwischen dem Pflanzen- und dem Tierreich heraus, wie sie grundsätzlich nicht sein können: Pflanzen produzieren durch den Pro-

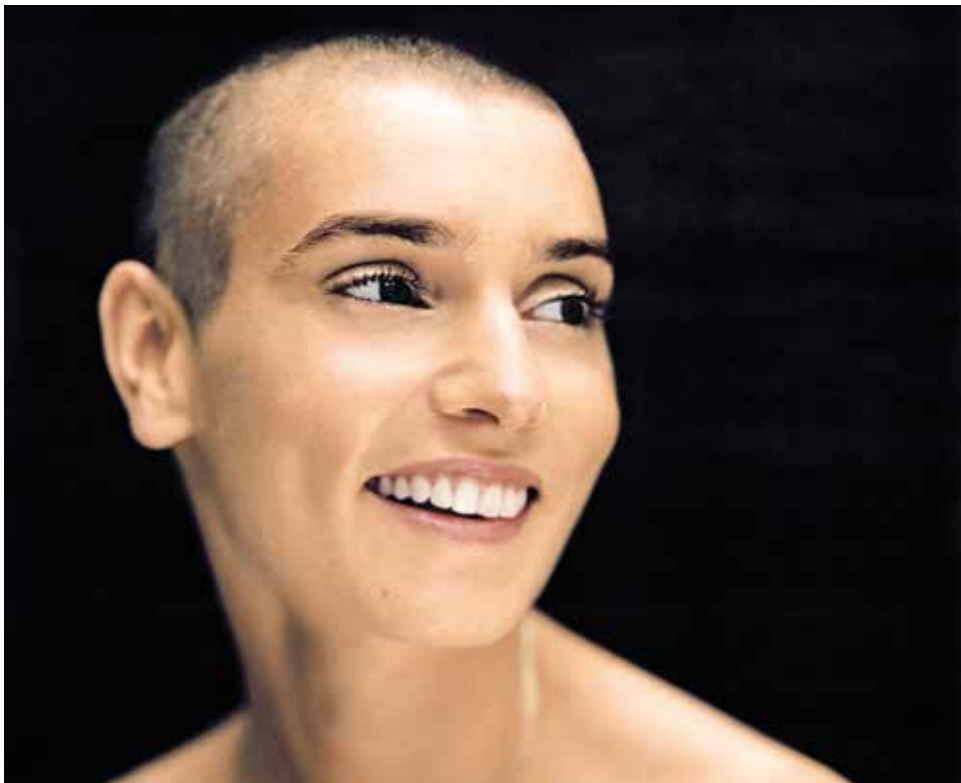
zess der Fotosynthese den Sauerstoff und den gesamten Energiebedarf der Erde – unfassbare 130 Terawatt im Jahr. Tiere, allen voran der Mensch, tragen nichts dazu bei. Sie konsumieren nur.

Noch folgenreicher ist eine vermeintliche Banalität: Pflanzen bleiben am Ort ihrer Geburt verwurzelt, Tiere – von Bakterien bis zum Menschen – bewegen sich. Die Konsequenzen sind immens: Pflanzen können sich Problemen wie Nahrungsmangel oder Fressfeinden nicht durch Ortswechsel entziehen. Deshalb haben sie keine speziellen Organe entwickelt, sondern sind modular aufgebaut. Auch wenn man einen grossen Teil einer Pflanze und ihres Wurzels zerstört, bleibt sie am Leben. Pflanzen sind nicht hierarchisch aufgebaut, sondern dezentral.

Hier wagt Mancuso einen kühnen logischen Sprung. Der Umstand, dass wir mit einem Gehirn als Lenkungsorgan ausgestattet sind, habe «jede Art von Organisation oder Struktur beeinflusst, die der Mensch jemals konzipiert» habe. Dieses «auf Zentralisierung und Führung aufgebaute Prinzip» habe Folgen für den ganzen Planeten.

In dieser Radikalität tönt dies ein wenig, als ob Pflanzen die besseren Menschen seien. Aber Mancuso ist kein grüner Eiferer, sondern klug und besonnen. Umso glaubwürdiger ist sein Aufruf zur Rettung unseres Planeten, des nach derzeitigem Kenntnisstand einzigen Lebensraums im Universum. Die Aufgabe ist so gross und wichtig, dass man als vermeintliche Krone der Schöpfung auf jene hören sollte, die schon länger hier wohnen.





Saftiger Klatsch: Sängerin O'Connor.

Hoffnungslos, aber nicht ernst *Mark van Huissingling*

Sinéad O'Connor: Erinnerungen.
Aus dem Englischen von Peter Peschke. Riva.
256 S., Fr. 31.90

Wer zwischen, sagen wir, 1955 und 1970 geboren wurde, erinnert sich an die beiden laubbahnbestimmenden Augenblicke von Sinéad O'Connor: an die Träne, die ihr gegen Ende des Videoclips zum Superhit «Nothing Compares 2U» übers Gesicht lief, sowie, zwei Jahre später, an das Zerreißen eines Porträts von Johannes Paul II., damals Papst der römisch-katholischen Kirche, in der amerikanischen TV-Sendung «Saturday Night Live».

Davon erzählt die irische Sängerin in ihren selbstgeschriebenen Erinnerungen, natürlich. Während des Videodrehs habe sie an ihre Mutter gedacht und dann geweint. Was überrascht, war die geistesranke Frau doch grausam und brutal zur jungen Sinéad sowie deren drei Geschwistern. Doch die reife Sinéad, oder Schuhaba Sadaqat, wie sie sich nennt, seit sie vor drei Jahren zum Islam übertrat, hat ihr vergeben. Unter anderem, weil sie selbst geisteskrank sei und also Verständnis aufbringe.

Noch erstaunlicher ist, auf den ersten Blick wenigstens, ihre Deutung des Papstbild-Zerstörungsakts, der, so die meisten Beobachter, ihre Popstar-Karriere beendet habe. Im Gegen-

teil, es sei ihre Erlösung gewesen, sagt sie. Sie habe nie Popstar sein wollen. Sondern eine Protestsängerin in der Art des von ihr verehrten Bob Dylan.

Zur Priesterin geweiht

Das Foto, das, nebenbei erwähnt, das einzige Bild im Schlafzimmer ihrer frühverstorbenen Mutter gewesen war, habe sie im Gedenken an sie zerrissen, andererseits als Zeichen ihrer Wut auf katholische Pfarrer, die Kinder missbraucht hatten, von der Kirche aber gedeckt worden waren. Zur Erinnerung: Das war 1992 und der Vorwurf für viele Gläubige unvorstellbar. Sinéad ist ebenfalls gläubig, sie nannte sich «Mother Bernadette Mary», war von einem Bischof zur Priesterin der orthodox-katholischen und apostolischen Kirche von Irland geweiht worden.

Was ihr Künstler-Geschäftsmodell betrifft: Vor wenigen Leuten aufzutreten, die ihre Lieder mögen und sie, die Musikerin, verstehen,

*Das grosse Geld brauche sie nicht,
bloss für ihre vier Kinder
müsse es reichen.*

genüge ihr. Das grosse Geld brauche sie nicht, bloss für ihre vier Kinder müsse es reichen. Ich glaube ihr. (Haftungsausschluss: Ich mag ihre Musik, vor allem die frühen Alben «The Lion and the Cobra» (1987) und «I Do Not Want What I Haven't Got» (1990) sowie ihre Reggae-Covers «Throw Down Your Arms» (2004)).

Falls der Eindruck entstand, die Erinnerungen seien schwere Kost – *relax*. O'Connors Memoiren lesen sich leicht und geben ihr kompliziertes Leben lüpfig wieder: unübersichtliche Familienverhältnisse, zahlreiche Halbgeschwister, vier Kinder mit drei Männern, dennoch meist alleinerziehend; Aufenthalte in «Klasmühlen», wie sie, aber nur sie, sagen darf; wechselnde Präferenzen, mal hetero-, mal homo-, mal gar nicht sexuell. Und saftigen Klatsch tischt sie ebenfalls auf – etwa von einer Nacht mit Prince respektive auf der Flucht vor diesem oder von einem LSD-Trip durch Manhattan mit Dee Dee Ramone.

Reif und ruhig

Das Ganze kommt in der Sprache und aus der Sicht der ungefähr siebzehnjährigen Sinéad daher, wie sie sagt. Weshalb? Weil sie von achtzehn bis 53 die meiste Zeit im Marihuana-Rausch zugebracht und vieles vergessen habe. Ihre Erinnerungen – oder, besser, Nichterinnerungen – werde sie erst als Buch rausbringen, sagte sie einmal, wenn sie *a nice, little old lady*, eine nette, kleine alte Dame sei. Sie ist jetzt 54, und 1 Meter 60 misst sie, seit sie siebzehn ist. Ob sie nett und eine Dame ist, ist schwerer zu beurteilen. Irgendwie kommt sie einem reif und ruhig vor. Was ihr gut steht, finde ich. Vor allem aber gönnte man es dem zornigen, traurigen Mädchen, falls sie Frieden gefunden hat.

Heilige Herumtreiber *Oliver vom Hove*

Gaito Gasdanow: Schwarze Schwäne.
Aus dem Russischen von Rosemarie Tietze.
Hanser. 272 S., Fr. 36.90

Auch mehr als hundert Jahre nach der russischen Revolution ist der Blick auf ihre verheerenden Folgen zuweilen noch immer geschichtswidrig verklärt. Zu den gern verdrängten Schreckensfolgen gehört das langanhaltende Leid, das die zahllosen vertriebenen Russen in der Fremde des Exils zu ertragen hatten. Einer von ihnen war der Schriftsteller Gaito Gasdanow, der den Grossteil seines Lebens in Paris als Diensthote zubringen musste. Sie alle zahlten den hohen Preis des Heimwehs, der Vereinsamung, des fremdbestimmten Lebens, den ein totalitäres System ihnen abverlangte.

Dunkel gestimmt sind denn auch die meisten Geschichten, die Gaito Gasdanow erzählt. Eine seiner Figuren, in der Erzählung «Hannah», stellt bitter fest, «dass ich eigentlich nie, ganz gleich, unter welchen Umständen, gelebt hatte, wie es einem gesunden und normalen Menschen entsprochen hätte – ich hatte nur gewartet, und

jeder Abschnitt meines Lebens war wieder nur ein Spannungsfeld des Wartens».

Der erst nach dem Tod in seiner überragenden literarischen Bedeutung entdeckte Exilrusse Gasdanow ist so etwas wie der Phönix der russischen Literatur aus der Asche des 20. Jahrhunderts geworden. Als Sohn ossetischer Eltern 1903 in St. Petersburg geboren, war er als Sechzehnjähriger in die Weisse Armee eingetreten und 1923 auf der Flucht vor den Bolschewisten über Umwege in Paris gestrandet.

Dort schlug er sich mit Gelegenheitsarbeiten durch, unter anderem als Lastenträger und Lokomotivenwäscher. Später entschied er sich fürs nächtliche Taxifahren, um tagsüber an der Sorbonne studieren zu können. Gasdanow chauffierte 24 Jahre lang Leute durch Paris, ehe er nach dem Krieg Mitarbeiter von Radio



Perlen der Erzählkunst:
Schriftsteller Gasdanow.

Liberty in München wurde; von 1966 bis zu seinem Tod 1971 leitete er das russische Programm.

Für seine Geschichten hat sich der Autor eine jähe, sprunghafte Erzählweise zugelegt, die der Bewegung von Gedanken und Assoziationen eng auf den Fersen ist. Der Bewusstseinsstrom seiner Prosa scheint seinen Taxifahrten zu folgen: reich an Umwegen und dennoch zielstrebig. Gasdanow folgt damit künstlerisch den narrativen Errungenschaften der Moderne, die vor allem den Gefühlszustand der in Hast und Zerstreung lebenden Grossstadtmenschen zu fassen versuchen.

Lauter gestrandete Exilrussen in Paris

Nächtliche Bekanntschaften, zufällige Begegnungen, seltsame Fügungen des Schicksals markieren den Ausgangspunkt der meisten im Band «Schwarze Schwäne» versammelten Erzählungen. Das Personal sind Heilige und Herumtreiber, Schwarzhändler und mittellose Klavierspieler, Huren, Zuhälter, verkrachte Lebenskünstler. Lauter gestrandete Exilrussen in Paris.

Da ist der Mönch Raskolinos, der wie ein wiederauferstandener Fürst Myschkin durch die Bars von Montmartre wandelt und ob seiner Aura des Unschuldigen von skrupellosen Geschäftemachern als Hellseher verkauft wird. Da ist ein mittelloser Ich-Erzähler, der in peinigend engen Schuhen quer durch Paris dem Sarg seiner verstorbenen Schwester folgen muss, und Gasdanow bringt es fertig, einen tieftraurigen Beerdigungstag mit einer Grammo-

Nächtliche Bekanntschaften, zufällige Begegnungen, seltsame Fügungen des Schicksals.

fon-Einlage von Hawaiigitarren enden zu lassen. In grotesker Fügung verstärkt dieser Musikeinsatz die elegische Verschränkung von Tod und schmerzhaftem Leben.

Unaufhaltsam erfasst den Erzähler der Assoziationssturm, wie etwa in «Der Eiserne Lord», wo der Anblick von Blumen in einer Pariser Markthalle den versprengten Emigranten gedanklich zurückführt in seine russische Jugend, mit einer Erinnerungskette scheinbar unzusammenhängender Erlebnisse, die im Erzählfluss wunderbar schlüssig werden.

Als «die nervösen Schrecken der Heimatlosigkeit» hat Thomas Mann das Lebensgefühl der Entwurzelten in der Fremde einst beschrieben. In Gasdanows «Die Befreiung» gelangt ein lange mittellos gebliebener Erfinder in Paris plötzlich zu Geld. Aber der unverhoffte Reichtum kommt zu spät. Zu viele Rückschläge, zu viele Enttäuschungen haben den Emigranten mürbe und illusionslos gemacht. «Nachdem er das Allerschlimmste erlebt hatte, dessen Eintreten alles zerstörte und auch das Beste, was er im Leben gekannt hatte, sinnlos und inhaltslos werden liess, begriff er nicht mit dem Verstand, sondern mit etwas anderem, unendlich Sensiblerem eine schlimme und unüberwindbare Wahrheit, die nicht in Worte zu fassen war und die all die unnützerweise existierende Welt in unaufhörliche und tödliche Traurigkeit versenkte.»

Auch dem Exilrusen Pawlow ist das Leben im Ausland zu schwer geworden. Mit der Präzision eines Uhrmachers setzt er seine Selbsttötung im Bois de Boulogne in Gang. Zuvor gibt er einem Bekannten noch seinen grössten Wunsch preis, der unerfüllt bleiben muss: Nach Australien wollte er. Dort gibt es jene schwarzen Schwäne, deren betörendem Liebesgesang er lauschen wollte.

Das Buch enthält neun von Rosemarie Tietze vorzüglich übersetzte und mit einem Nachwort versehene Geschichten. Die russische Gesamtausgabe vermag mehr als fünfzig aufzubieten. Man darf demnach auf weitere deutsch gefasste Perlen der Erzählkunst dieses herausragenden Aussenseiters der europäischen Literatur hoffen.



Die Bibel Der Wildbeuter

Und die Knaben wuchsen heran. Esau wurde ein Mann, der sich auf die Jagd verstand, ein Mann des freien Feldes. Jakob aber war ein gesitteter Mann, der bei den Zelten blieb (Genesis 25, 27). – Die Zwillingssöhne von Isaak und Rebekka waren verschieden. Der rötliche und behaarte Esau war ein Jäger und Sammler. Jakob hingegen war ein Hirte und Landwirt. Die Schilderung lässt sich als ein Kapitel der Menschheitsgeschichte deuten: Der Homo sapiens lebte über Jahrtausende als Wildbeuter, ehe er vor 11 500 Jahren mit der Landwirtschaft begann. Der Wandel erfolgte in verschiedenen Regionen parallel. Nach Weizen und Ziegen wurden Erbsen und Linsen domestiziert, und je nach Klima kamen weitere Nutzpflanzen und -tiere hinzu. Allerdings eigneten sich nicht alle herkömmlichen Nahrungsmittel zur Kultivierung, sodass der Speisezettel schrumpfte. Auch gingen die meisten Naturkenntnisse verloren. In den letzten zweitausend Jahren kamen keine nennenswerten neuen Lebensmittel hinzu, ausser dem Transfer von Gewächsen in andere Kontinente. Die Wildbeuter lebten also gesünder, so der Historiker Yuval Harari, und hatten nichts zu verteidigen. Der Sicherheitsbedarf entstand erst durch den Land- und Güterbesitz.

Esau kam hungrig nach Hause. Jakob hatte gerade gekocht und bot ihm das Linsengericht an – gegen das Recht des Erstgeborenen. Esau willigte ein und tauschte sein langfristiges Recht gegen eine kurzfristige Bedürfnisbefriedigung. So wurden die Wildbeuter allmählich von den Landwirten verdrängt. Die Landwirte und Siedler arbeiteten für eine sichere und schlechtere Ernährung immer mehr. Nach wie vor steigern wir die Sicherheit und das Arbeitspensum und verlieren an Freiheit und Lebensqualität. Doch in unserem Unterbewusstsein lebt Esau weiter, und manchmal sehnen wir uns nach seiner naturnahen Lebensform.

Peter Ruch

Sanfter Fels

Wie der Wrestler Dwayne «The Rock» Johnson zum bestbezahlten Schauspieler Hollywoods wurde.

Marc Neumann

Wir schreiben das Jahr 2032, das Präsidentschafts-Wahlkampfjahr ist in vollem Schwung. Und die besten Chancen auf den Einzug ins Weisse Haus hat nicht etwa die demokratische Anwärterin Alexandria Ocasio-Cortez, die bereits zum zweiten Mal antritt. Auch nicht der Kandidat der Republikaner, der Nationalkonservative Josh Hawley, der nach einer Amtsperiode als Vize von Ivanka Trump selber zum POTUS avancieren möchte. Nein, ganz vorne in den Umfragen liegt der unabhängige Kandidat Dwayne «The Rock» Johnson. Nach zwei Jahrzehnten ungebrochener Spitzenposition als bestverdienender Schauspieler und Filmproduzent aller Zeiten ist der ehemalige Wrestler mit samoanisch-hawaiianischen Wurzeln drauf und dran, der mächtigste Mann der Welt zu werden.

Zuerst die Übernahme sämtlicher Franchisen von «The Fast and the Furious» und «Jumanji», dann ein Joint Venture seiner Produktionsfirma mit Netflix machten ihn zum Multimilliardär, der zur Not seine Kampagne auch aus der eigenen Schatulle berappen könnte. Der Slogan «Dwayne 2032 – Hard As The Rock» kam denn auch von Johnson selber. Das US-Elektorat hat die Nase gestrichen voll von den Entbehrungen des kalten Kriegs mit China und von den Streitereien mit einer in das Grossrussische Reich integrierten EU, von der dysfunktionalen und korruptionsanfälligen Bürokratie der Vereinigten Staaten nicht zu reden. Dank seinen Wahlversprechen, harte Arbeit zu leisten und korrupte Politiker im Washingtoner Sumpf knallhart zur Rechenschaft zu ziehen, steht der so liebens- wie glaubwürdige sechzigjährige «The Rock» kurz vor dem Wahlsieg.

Partnerlook mit seiner Frau

Das Szenario ist natürlich Fantasterei, geboren in den Hundstagen, in denen wir auf das Premierendatum von Johnsons neuem Netflix-Film «Red Notice» warten, und gewachsen im heissen, aber friedlichen Sommer von 2021, da Joe Biden betont unspektakulär regiert und Donald Trump in der Versenkung schmort.

An den Haaren herbeigezogen scheint prima facie die Wahl von «The Rock» als Präsidentenmaterial. Ein alternder Wrestling-Star, dessen hünenhafter Körper ihm das Tor zu Hollywood öffnete, wo der Muskelmann es seither zu Hauptrollen in eher seichten Action- und Katastrophenfilmen gebracht hat – das kann doch nicht als Qualifikation für die Präsidentschaft herhalten.

Aber ganz so einfach von der Hand zu weisen ist das Liebäugeln Johnsons mit einer Politikkarriere nicht. Denn sein Werdegang legt nahe, dass der regelmässig totgesagte amerikanische Traum vielleicht doch nur etwas seltsam riecht. Johnson durchlief etliche Stadien auf dem Weg von *rags to riches*, vom mittel- und heimatlosen Sohn eines Ringers, der durch die USA bummelte, zum kriminellen Problem-Teenager, dann

Skeptiker mögen einwenden, ein Handicap für die Polit-Ambitionen sei sein Kuschelcharakter.

zum American-Football-Talent mit Kriminologieabschluss an der University of Miami, das schliesslich verletzungshalber auf eine erfolgreiche Wrestler-Karriere umsattelte.

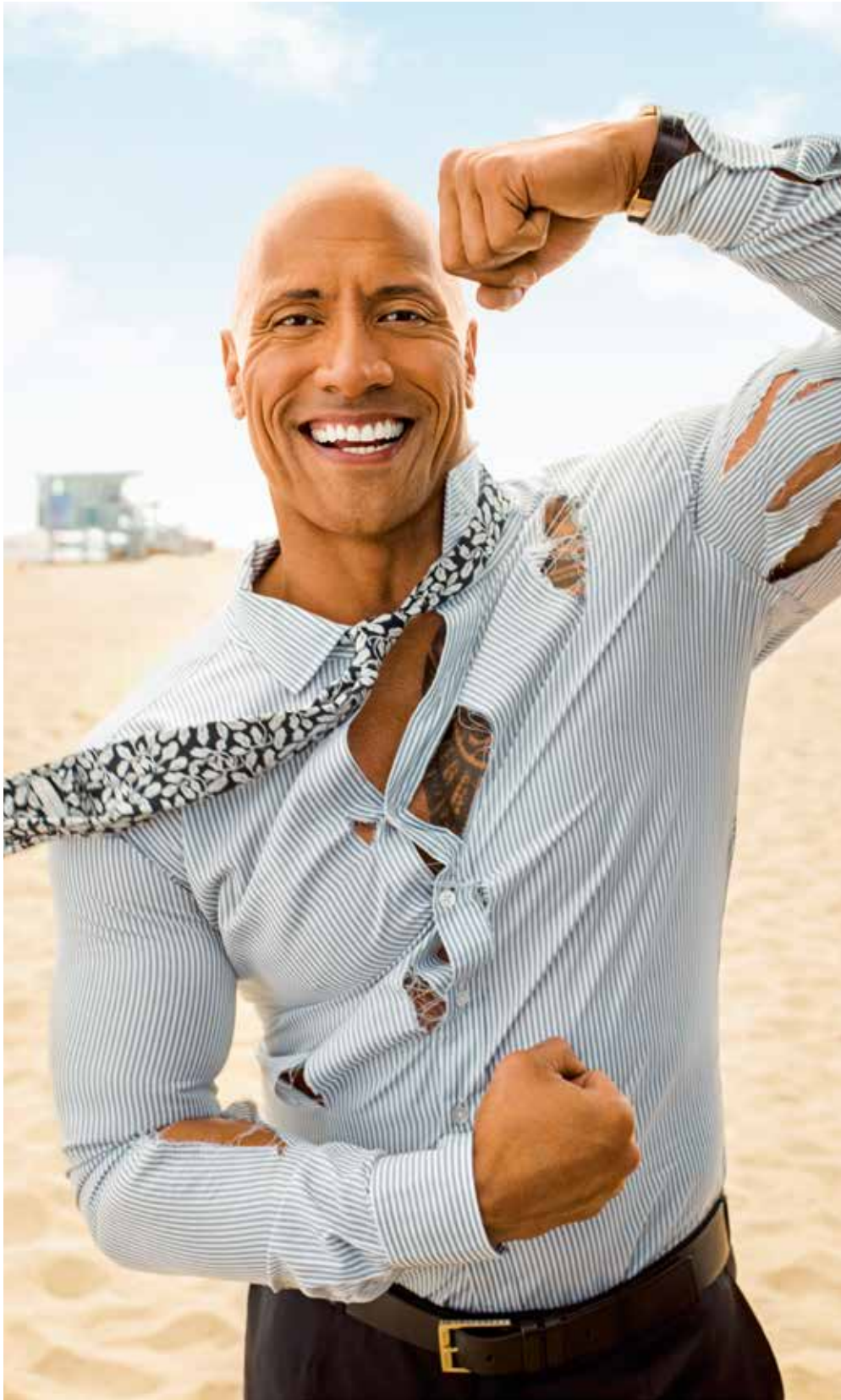
Seine erste Filmrolle als Skorpionkönig im Film «The Mummy Returns» brachte ihm bereits eine Millionengage ein. Mittlerweile kann er ein Salär von bis zu zwanzig Millionen Dollar pro Streifen verlangen. Vergangenes Jahr verdiente der bestbezahlte Schauspieler der Welt gemäss *Forbes* 87,5 Millionen Dollar. Heute wird Johnsons Gesamtvermögen auf 400 Millionen geschätzt. Und da Johnson mit seiner Produktionsfirma Seven Bucks Productions gut zwei Dutzend Filmprojekte sowie sechs TV-Serien in der Pipeline hat (nicht zu reden von hauseigenen Mode- und Tequilamarken), besteht weiterhin Luft nach oben. Der erfolgreiche Selfmademan und Unternehmer kommt bei amerikanischen Wählern immer gut an.

Skeptiker mögen einwenden, ein Handicap für Johnsons Polit-Ambitionen sei sein Ku-

schelcharakter: Auf Instagram freut sich der Saubermann brav im Partnerlook mit seiner zweiten Frau, Lauren Hashian, über den ersten Ausgang nach der Covid-Impfung. Wütend wird der Softie nur, wenn er wegen Schlamperie auf dem Filmset den Flieger zu seiner Tochter verpasst. Sein Vokabular der Flüche hört bei *candy-ass* (Bonbon-Arsch) auf. Lieber unterhält Johnson eigene Fischzuchtteiche, in deren Beschaulichkeit er gleich auch selber angelt. Wer macht so etwas? Jemand, der den mentalen, inneren Ausgleich braucht – aus persönlichen Nöten, die Johnson des Öfteren freimütig einräumt. So erzählt er offen über seine schwierige Jugend, die Depression nach der Scheidung oder über seine Gynäkomastie, die chirurgische Entfernung der männlichen Fettbrüste, die auch das härteste Hantelheben nicht abtrainierte. Weshalb Johnson auch regelmässig auf den Titelseiten von Klatschpostillen wie dem *People*-Magazin erscheint.

Belächeln sollte man ihn deshalb keineswegs. Denn nicht nur sind Parallelen zum letzten Promi-Präsidenten Trump offenkundig, dahinter stehen auch eine hohe soziale Sensibilität und Kalkül. Seit seinen Wrestling-Tagen und genauso als Schauspieler ist Johnson der Maxime verpflichtet, sein Publikum glücklich zu machen: «Never send an audience home unhappy», wie es ein Porträt im Magazin *Rolling Stone* auf den Punkt brachte. Hierbei verfährt er kompromisslos. So weigerte sich «The Rock», im Sci-Fi-Film «Rampage» (2018) die Hauptrolle zu übernehmen, solange das Skript den Monstergorilla George am Ende sterben liess. Dem Publikum zuzumuten, dass der «gute» Held am Ende als Opfer das Zeitliche segne, komme einem Vertrauensbruch gleich. Erst als das Skript umgeschrieben worden war, sagte Johnson zu. Der Film spielte bis im Februar 2021 428 Millionen Dollar ein – und Johnson sich dank emotionaler und sozialer Intelligenz in die Herzen des Publikums.

Sein Celebrity-Status ist der Grund, warum seit Jahren über Johnsons Einstieg in die Politik gemunkelt wird. Und obwohl sich Dwayne Johnson in der Regenbogenpresse meist in politisch korrekter Distanz zu Politthemen



Ironisches Spiel mit Attributen: Selfmademan Johnson.

übt, kokettiert er bisweilen mit politischen Stellungnahmen. So unterstützte er im Frühjahr 2018 den «March for Our Lives», einen Massenprotest Jugendlicher in der Hauptstadt Washington, der nach einem Massaker am Marjory-Stoneman-Douglas-Gymnasium in Florida die strengere Regulierung von Schusswaffen forderte. Johnsons Tochter ging

damals nur eine halbe Stunde vom Tatort entfernt selbst auf eine Highschool.

Immer diplomatisch

In der aufgeladenen Kontroverse um den Kniefall von NFL-Spielern während der Nationalhymne schlug er sich auf die Seite der Athleten, die ein Zeichen gegen Rassismus setzten.

Er selbst hätte wohl auch gekniet oder zumindest die Faust gereckt, so Johnson – wie die Civil-Rights-Ikonen Tommie Smith und John Carlos anno 1968 an den Olympischen Spielen in Mexico City. Auch wenn er sie wie immer diplomatisch äusserte, so übte Johnson mit Aufrufen für Empathie, Inklusion und gegen «bullies» doch klar Kritik am Führungsstil von Präsident Trump. Das wird manchenorts in den USA nicht überhört, besonders da «The Rock» in vier Staaten niedergelassen und somit auch lokal gut bekannt ist. Auch deshalb

Er selbst hätte wohl auch gekniet oder zumindest die Faust gereckt, sagt Johnson.

schlug Johnson in einer Politumfrage aus dem Jahr 2017 Donald Trump mit 42 zu 37 Punkten.

Weil eine Schwalbe noch keinen Sommer macht, sprenkelt der Star die Medien regelmässig mit Gerüchten über den Einstieg. Seine diesen Februar bei NBC angelaufene Serie «Young Rock» etwa kann man auch als Autobiografie der Jugendjahre eines angehenden Politikers deuten. Prompt griffen verschiedene Medien das Thema «Präsidentschaft und «The Rock» wieder auf. Die Würfel sind noch nicht gefallen, aber sie liegen bereit.

Wie man Publikum gewinnt

Dass das Szenario nicht aus der Luft gegriffen ist, suggerieren nicht zuletzt Sozial- und Medienwissenschaftler im Fach «Celebrity Studies». Dan Ward etwa, Professor an der University of Sunderland, sieht in Johnson die ausgeklügelte Verkörperung eines Performance-Künstlers. Eine Schlüsselrolle dabei übernimmt das Schattenspiel der Identitäten, wie es im «Kayfabe» im Wrestling gang und gäbe ist. Der Auftritt von Wrestlern in einer spezifischen Rolle ist eben mitnichten ein plumpes Buhlen um die Gunst von brutalitäts- und gewaltgeilen Wrestling-Primitivlingen. Sondern ein ironisches Spiel mit Attributen, in dem Stars wie Johnson von der Pike auf lernen, wie man ein Publikum zufriedenstellt und für sich gewinnt – als *happy audience* eben.

Wie professionell und erfolgreich Dwayne Johnson die «Kayfabe»-Performance in sein Leben als Filmstar übergeführt hat, zeigt seine Meisterschaft in sozialen Medien: 248 Millionen Menschen folgen dem Superstar allein auf Instagram. Dass auch in der Politik nach ganz oben gespült werden kann, wer eine solche Masse direkt anzusprechen vermag, wissen wir spätestens seit Donald Trump. Allfällige Defizite an politischer Substanz wettzumachen, könnte dem überaus sensiblen, lebenswürdigen und wandlungsfähigen Dwayne «The Rock» Johnson erst recht gelingen.



Neue Welle: «Judas and the Black Messiah».

Kino

Ans Messer geliefert

Wolfram Knorr

Judas and the Black Messiah (USA, 2021)
Regie: Shaka King. Mit Daniel Kaluuya, LaKeith Stanfield, Jesse Plemons, Martin Sheen.

«Ein Abzeichen ist furchterregender als eine Waffe», sagt William O’Neal auf die Frage des *special agent* Roy Mitchell, wieso er mit gefälschtem FBI-Ausweis Autos klawe. «Es ist», erläutert er, «als hättest du eine ganze Armee hinter dir.» Jetzt hat er sie vor sich, in Gestalt des bräsig lauernden Mitchell mit der Geduld eines Reptils, das träge sein Opfer belauert. O’Neal bekennt, keine politische Überzeugung zu haben, und schon schnappt das Reptil zu: Spitzeldienst statt jahrelangen Knasts.

1968 wuchs die Black Panther Party zur Bedrohung für den FBI-Chef und Rassisten J. Edgar Hoover heran. Mit William O’Neal gelang ihm ein Coup: Der Autodieb wurde Fahrer und Vertrauter von Fred Hampton, dem Black-Panther-Chef von Chicago. Der Bürgerrechtler war Organisator von Kinderhilfsprogrammen, Initiator der multirassischen Rainbow Coalition, ein charismatischer Redner. Die Anhängerschaft des «Black Messiah», des schwarzen Erlösers, wuchs stetig; Hoover hielt die Entwicklung für gefährlich, zumal die Reden auch noch «kommunistisch» waren. Der Prediger musste weg, und O’Neal half, lieferte

einen Bauplan des Black-Panther-Hauses, besorgte ein Betäubungsmittel, damit das Polizeikommando bei der Razzia Hampton ohne Risiko im Schlaf erschiessen konnte. Im Dezember 1969 folgte der Zugriff. Hampton war 21, O’Neal 19 Jahre alt. Er konnte vorher abtauchen.

Der Plan, diese Geschichte zu verfilmen, ist alt. Autor Will Berson ging lange damit schwanger, konnte aber keinen Produzenten dafür gewinnen. Erst Ryan Kyle Coogler, der mit seinem Erstling «Fruitvale Station» (2013) bekannt wurde, gelang es. Zunächst war F. Gary Gray («Straight Outta Compton») für die Regie vorgesehen; die Entscheidung fiel dann aber zugunsten von Shaka King («Newlyweeds»). Gray galt als zu «glatt». «Judas and

Daniel Kaluuya gibt dem «Messias» die Präsenz, die er ausstrahlte und die das Kinopublikum in Bann zieht.

the Black Messiah» ist kein Biopic, weder über den «Judas» O’Neal noch über den «Messias», sondern ein Drama über konträre Lebensentwürfe, die sachlich miteinander verknüpft werden: jenen des Aktivisten, der für soziale Veränderung kämpft, und jenen des Gewissenlosen, dessen Lebensimpuls purer Egoismus ist – jeder, der ihm dabei hilft, ist ihm recht. FBI-Agent Mitchell hat ihn sogleich durchschaut und mit Geld geködert.

Daniel Kaluuya gibt dem «Messias» die Präsenz, die er ausstrahlte und die das Kinopublikum in Bann zieht. Wenn er seine An-

hänger auffordert, «I am a revolutionary» nachzusprechen, wird ein suggestiver Gesang daraus. LaKeith Stanfield als O’Neal verkörpert den Bruder Leichtfuß, völlig frei von moralischen Skrupeln. Erst als Roy Mitchell (Jesse Plemons), der in O’Neals Seelenhaushalt rumspaziert wie ein Mitbewohner, diesen nötigt, Hampton mit einem Betäubungsmittel auszuschalten, bricht sein Gewissen doch noch durch.

Aufbruchsstimmung in Hollywood

1989 wurde O’Neal für den Dok-Film «Eyes on the Prize» interviewt und gab zu, gerne für das FBI gearbeitet, Mitchell gar bewundert zu haben. 1990 beging er Selbstmord. Wenn Shaka Kings brillanter Film ein Manko hat, dann ist es das Alter der Kontrahenten. Von der Jugendlichkeit, die das Verhalten beider prägte, ist leider zu wenig zu spüren. Statt juvenilen Aufbruchs und Engagements herrscht mehrheitlich düstere Dämonie. Im Büro von Hoover (Martin Sheen) ist sie gerechtfertigt. Da belehrt Hoover Mitchell und einen Kollegen in fahlem Licht, als befänden sich die drei in einer Vampir-Gruft.

«Judas and the Black Messiah», vielfach ausgezeichnet, auch mit Oscars (einer für Daniel Kaluuya), gehört zu einer neuen Welle afro-amerikanischer Filme, die in den 1970er Jahren mit Blaxploitation-Reissern begann. Mit Spike Lee («Jungle Fever»), John Singleton («Boyz n the Hood»), Robert Townsend («The Five Heartbeats»), Mario Van Peebles («New Jack City») setzte in den Neunzigern eine zweite Welle ein. Neunzehn «schwarze» Filme gelangten damals in den Verleih, aber die schwarzen Künst-

ler waren noch kaum akzeptiert: «Wenn wir zu einem Hollywood-Boss ins Vorzimmer kommen, denken die Sekretärinnen immer noch, wir seien bloss die Botenjungen» (Robert Townsend).

Inzwischen herrscht Aufbruchsstimmung. Die neuen Talente Jordan Peele («Get Out»), Lee Daniels («The United States vs. Billie Holiday»), Barry Jenkins («The Underground Railroad»), Misha Green («Lovecraft Country») oder Shaka King sind nicht mehr gewillt, sich und ihre Filme bloss zu einem neuen «Trend des Monats» (Spike Lee) erklären zu lassen.

Klassik Noten auf der Goldwaage Manuel Brug

Johannes Brahms: Piano Concertos.
András Schiff, Orchestra of the Age of Enlightenment (ECM)

Ludwig van Beethoven: Complete Piano Concertos. Krystian Zimerman, Simon Rattle, London Symphony Orchestra (Deutsche Grammophon)

Zwei ältere Herren spielen Klavier. Das tun der in London lebende Ungar Sir András Schiff, 67, und der Basel sein Zuhause nennende Pole Krystian Zimerman, 64, schon seit vielen Jahren. Aber jetzt wollen es beide noch mal wissen. Schiff hat auf bisher so noch nie gehörte Weise die Komfortzone verlassen und beide Klavierkonzerte von Johannes Brahms – einen Gipfelpunkt der Tastenromantik – eingespielt. Aber nicht nur das: Er dirigiert auch selbst, spielt auf einem historischen Flügel von Blüthner aus dem Jahr 1859 und wird von der exzellenten Alte-Musik-Truppe The Orchestra of the Age of Enlightenment furios frisch und fantastisch flexibel begleitet. Das Ergebnis: begeistert!

Schiff, der sich in jüngster Zeit gern mit einer Wolke aus gönnerischem Manierismus einnebelte, ist hier ganz klar und direkt. Er riskiert,

prescht vor, und schafft das Kunststück, sich selbst wie das herrlich fein und doch volltönend klingende Orchester jederzeit im Griff zu haben. Ihm gelingt gleichzeitig ein schwerblütig dunkler, vollsaftiger Ansatz, bei durchaus hurtigen Tempi. Für seine strukturklare Klanganalyse hat er den Mut zu metallisch harsch angeschlagenen Tönen. Da verschwimmt nichts in muffigem Sfumato, hier wird das Besteck offengelegt.

Beiden Werken fehlt so jeder Moment des samtigen Verschlucktwerdens. Stattdessen erlebt man einen vitalen Klangorganismus, der eine kluge Balance zwischen zärtlicher Klavierlinie, üppigen Tutti und grossbogigen Instrumentalsolisten-Kantilenen hinbekommt – wie etwa der des Cellos im Andante des 2. Konzerts. Anschliessend ändern die tieferen Streicher Artikulation wie Farbe, um subtil eine behutsamere Stimmung für den Dialog zwischen Klavier und Klarinetten zu schaffen.

András Schiff ist souverän im Detail wie in der Gesamtanlage, der Blüthner tönt ausgeglichen in allen Registern. Brahms wird so spektakulär aufgelichtet, intellektualisiert, spannender gemacht. Das verweist Schiffs 1989 eingespielte Version des d-Moll-Konzertes mit den Wiener Philharmonikern und Georg Solti spielend auf einen hinteren Platz.

Rubato und Phrasierung sind auch bei Krystian Zimerman perfekt und völlig natürlich. Und doch klingen seine nun zum zweiten Mal – nach der spektakulären Zusammenarbeit mit Leonard Bernstein und den Wiener Philharmonikern – veröffentlichten kompletten Beethoven-Konzerte anders, altmodischer, in sich ruhend, rückwärtsgerichtet.

Voll Poesie und Grazie

Was gar nichts Negatives zu sein hat. Musste Zimerman damals, nach Bernsteins Tod, die 1989 begonnenen Aufnahmen 1991 von der Tastatur aus selbst vollenden, so hat er diesmal seinen langjährigen Dirigierpartner Simon Rattle mit dem Corona-bedingt weit auseinander sitzenden London Symphony Orchestra an der Seite. Der tickt zwar ähnlich aufmüpfig wie Bernstein, ist aber weniger momentgesteuert, hat ein klares Konzept. Damit lockt Simon Rattle Zimerman zu wenig auf neue Pfade durch das Gespinnst der bekannten Noten. Bei ihm wird beinahe jede Note auf eine unsichtbare Goldwaage gelegt, und trotzdem entsteht eine organische Klangeinheit. Sorgfältig exerziert, deshalb harmonischer als beim letzten Anlauf, mit subtilem, doch begrenztem Farbenspiel. Man erlebt Meisterarbeit und -versenkung, keine Überraschung.

Krystian Zimerman muss bei aller klassizistischen Grandezza nie die Muskeln spielen lassen, sondern musiziert als Erster unter Gleichen. Mit mehr Samt als Furor, gelassen, wie ein Grandseigneur, voll Poesie und Grazie. So ist auch ihm neuerlich eine wunderbar einleuchtende Aufnahme gelungen.

Festivals Bangen in Verona Christian Berzins

Opernfestspiele Verona: Arena di Verona.
Bis 4. September 2021.

Die entscheidende Frage bei einem Besuch in Verona bleibt auch im Jahr eins mit Covid: Wann essen wir? Über die Opernkarten muss man sich keine Sorgen machen. Und dank elektronischen Buchungssystemen findet jeder kurzfristig ein nettes Zimmer im Centro storico. Jetzt sowieso. Der Taxifahrer glaubt nicht mehr daran, dass sich die Situation bis im August ändert.

Aber es gibt Bewegung in der Stadt. Arena-Intendantin Cecilia Gasdia, einst selbst italienischer Opernstar, weiss, wie man die Opernfans im Entlebuch und die Reisebüros im Ruhrgebiet aus der Reserve lockt, die Leute wieder nach Verona bringt. Deswegen programmiert man immer populärer, ohne «Aida» geht kein Sommer mehr vorbei. Das ist nicht weiter schlimm, solange die musikalische Qualität hoch bleibt. Genau dafür legt Gasdia die Hand ins Feuer. Es ist die erste Sängerriege, die auftritt – selbst Anna Netrebko und Jonas Kaufmann singen mittlerweile in der Arena. Allerdings muss man den Besetzungszettel genau studieren, bisweilen treten gewisse Sänger nicht mehr als zwei Mal auf.

Neben der «Wann singt wer»-Frage gibt es leider noch eine andere: Kommt das Gewitter? Am Samstag, 3. Juli, sah am Nachmittag auf www.tempoitalia.it alles gut aus. Um 21 Uhr 05 begann die Vorstellung, die erlaubten 6000 Zuschauer sassen gutgelaunt im Rund. Daniel Oren schien aber genau zu wissen, was da kommen würde, dirigierte forsch und drängend, so, als habe er die Arena-Saisoneroöffnung mit Riccardo Muti gehört. Kaum hatte Hohepriester Zaccaria seine grosse Szene beendet, den Juden Hoffnung geschenkt, fielen die ersten Tropfen. Nach dreissig Minuten durften sich Ismaele, Fenena und Abigaille kurz vorstellen, um dann sogleich wieder in den Katakomben zu verschwinden. Dreissig Minuten «Nabucco» waren da gehört, jede Stimme vielversprechend. Bis fünf Minuten nach Mitternacht dauerte das Bangen und Warten, bis die offizielle Absage erfolgte. Schade, denn für «Nabucco» beschränkte sich der im Programm nicht erwähnte Arnaud Bernard nicht nur aufs Bebildern, sondern hatte gar für eine Regie gesorgt.

Wer spontan bleibt, geht kein Risiko ein: drei Tage vorher das Wetter studieren, Hotel und Opernkarten online buchen – Restaurant reservieren. Vor oder nach der Vorstellung.

Christian Berzins ist Musikkritiker bei CH Media.



„Hoppla! Immer diese Orientierungslosigkeit...“

Fotografie

Heinigers fantastische Welten

Angelika Maass

Good Morning, World! – Fotografien und Filme von Ernst A. Heiniger – Fotostiftung Schweiz, Winterthur, bis 10. Oktober. Begleitbuch: Scheidegger & Spiess. 256 S., Fr. 49.-

Am Ende geht's in den Darkroom. Keine Angst, das ist nichts Unanständiges, sondern ein Erlebnisraum, wirkungsvoll, schwindelerregend, erinnerungsstark. «Unanständiges» würde zu diesem Mann auch gar nicht passen. Das facettenreiche Werk, das er im Lauf eines halben Jahrhunderts geschaffen hat, ist das Werk eines Perfektionisten mit grossem Flair für Technik, insgesamt das Werk eines Einzelgängers, zum einen sachlich-kühl, zum andern getragen von tiefer Naturverbundenheit.

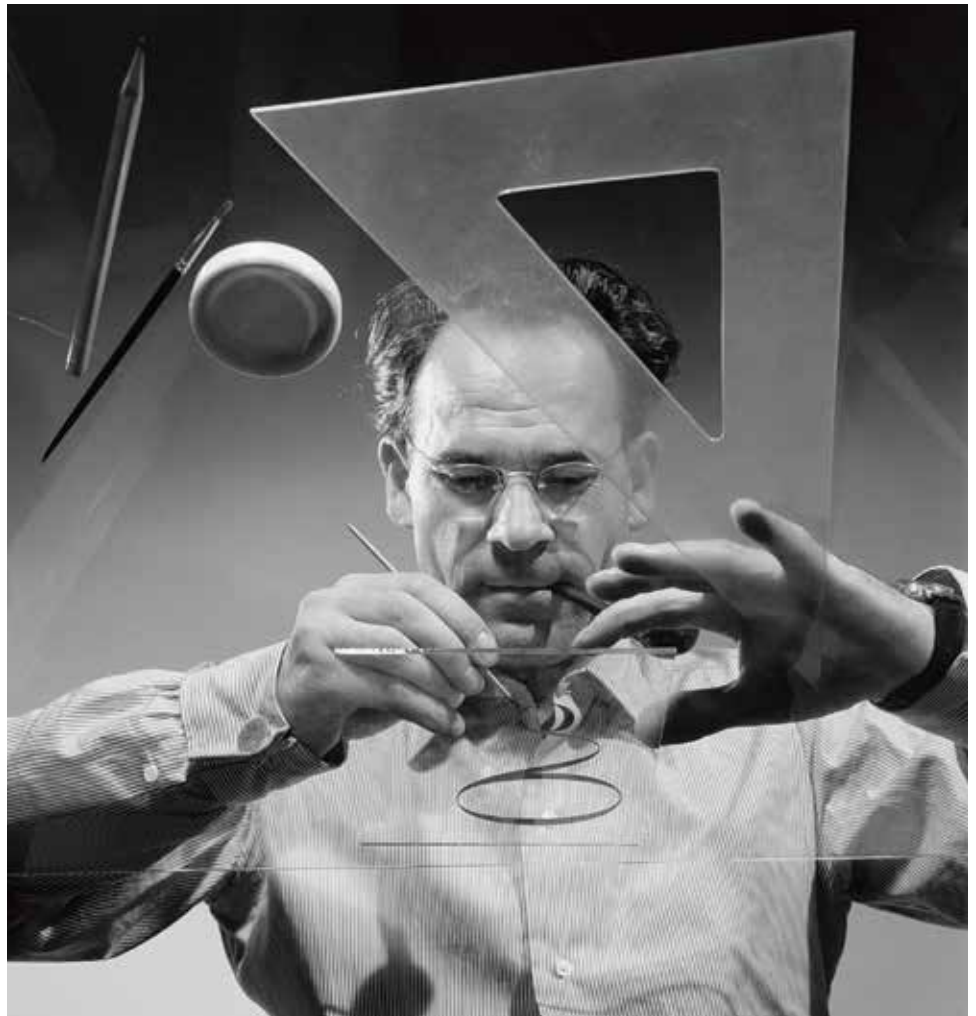
Ernst A. Heiniger (1909–1993) ist eine Entdeckung. Zwar hat er sich schon früh einen Namen gemacht, doch heute ist der einstige Avantgardist der Neuen Fotografie in der Schweiz und Pionier der Filmtechnik nur den wenigsten ein Begriff. Das dürfte sich mit der Ausstellung in der Fotostiftung in Winterthur ändern, der zweiten im Rahmen des Jubiläums, mit dem diese engagierte, leistungsstarke Institution 2021 ihr fünfzigjähriges Bestehen feiert.

Möglich geworden ist die Ausstellung erst, nachdem der Nachlass des vielseitigen Bildgestalters aus den USA, wo Heiniger nach dem endgültigen Verlassen der Schweiz lebte, zurückgeholt werden konnte. Katharina Rippstein hat ihn erforscht und aufgearbeitet. Das Ergebnis: eine schöne, informative und unterhaltsame Schau, dazu ein attraktives Buch.

Von Walt Disney entdeckt

Zwölf mehr oder weniger chronologisch-thematisch gegliederte Kapitel erwarten die Besucher, mit weit über 150 Fotografien, ergänzt durch Einblicke in Heinigers Bücher und Broschüren, dazu Plakate und vor allem: fünf Filme. Allein für die Filme braucht man mehr als zwei Stunden, und den ältesten und den jüngsten muss man gesehen haben.

Gleich zu Beginn zeigen sich Zauber und Überzeugungskraft von Schwarzweiss. Kaum hat sich der gelernte Retuscheur in Zürich selbstständig gemacht, bringt er sich selbst das Fotografieren bei. Wenig später entstehen bis heute packende Bilder: Menschen auf den Strassen Moskaus (1932), die langen Schatten der Passanten auf dem Zürcher Bahnhofplatz (1933), Strukturen von Eis, Glas, Baumrinde, die Fahnen der Schweiz oder Hans Corays Landi-Stühle an der Landesausstellung 1939. Lauter Fotografien auf der Höhe der Zeit.



Ungewohnt modern: Filmer und Filmtechniker Heiniger.

Heinigers Sinn für lebendige Komposition bewährt sich ebenso in seinem ersten Buch, «Puszta-Pferde» (1937), ungewohnt modern für Schweizer Verhältnisse, dennoch erfolgreich beim breiten Publikum. Mit Begeisterung reagiert die Presse danach auf «Viertausender. Ein Bildbuch von der Schönheit unserer Alpen», in dem der leidenschaftliche Bergsteiger sich erneut als souveräner Gestalter erweist. Das ist er auch auf dem Gebiet der Gebrauchsgrafik. Die Ausstellung zeigt einige hervorragende Plakatbeispiele: Werbung für Grindelwald, Bally-Schuhe, Unfallverhütung.

Ein Kapitel für sich ist Heinigers Beitrag zur PTT-Kampagne zur Verbreitung des Telefons, in der er mit Plakaten, Fotoserien oder kurzen PR-Filmen präsent ist. Der fünfte Film für die Kampagne ist Heinigers erster richtiger Film und dokumentiert die Zusammenführung der schweren, die störanfälligen Telefonmasten ersetzenden Kabel auf dem Berninapass: «Sül Bernina» (1948) – dynamisch, spannend, abenteuerlich – und ein Beitrag zur Geschichte der Schweiz.

1952 «Weltausstellung der Photographie» in Luzern; Heiniger wird entdeckt von Walt Disney, dem seine Fotografien auffallen und der gute Leute für seine neue Dok-Film-Reihe

«People and Places» sucht. Der Filmer und Filmtechniker Heiniger, der in den folgenden Jahren mit seiner amerikanischen Ehefrau und Mitarbeiterin Jean die ganze Welt bereist, wird in den Räumen der Galerie vorgestellt. Bevor er jedoch ganz in die Welt des bewegten Bildes wechselt, zieht er in einem Portfolio die Bilanz seines bisherigen Fotografenlebens: 52 Aufnahmen aus zwanzig Jahren, kontrastreich sprechend kombiniert. Das Werk, das gleichzeitig auf Deutsch und Englisch erscheint, trägt im Englischen den stolzen Titel «Masterpieces of Photography». «Good Morning, World!» heisst es in der Legende zum ersten Foto mit der aufgehenden Sonne über dem Schreckhorn. Diesen Gruss ruft uns auch die Ausstellung zu.

Eine reichhaltige Schau, von der hier vieles kaum erwähnt werden kann. Weder Heinigers farbige «Light Art»-Bilder noch die Oscar-prämierten Filme für Walt Disney oder sein 360-Grad-System Swissorama. «Rund um Rad und Schiene» aber, im Auftrag der SBB für die Expo 64 in Lausanne geschaffen, verdient besondere Aufmerksamkeit. Dieser noch immer fesselnde Film ist die Überraschung im Darkroom am Ende der Schau: ausgeklügelte Kamerafahrten, raffinierte Abwechslung und ein bedenkenswertes Bild der Schweiz.

Games

Wie früher Brieffreundschaften

Marc Bodmer

Eve Online. CCP Games

Clash of Clans. Supercell

Manchen teilt das Schicksal nur Scheisskarten aus. In seinem Leben wurde Christopher Chapman, wie er der Fachzeitschrift *PC Gamer* anvertraute, schon angeschossen und mit einem Messer verletzt. Ein Sprengsatz in Afghanistan setzte seiner Soldatenkarriere ein Ende.

Traumatisiert kehrte er 2004 in die USA zurück. Er ersäufte sein Elend im Alkohol, konsumierte Drogen, kam immer weniger mit sich und der Welt klar. Seine Frau verliess ihn mit dem neugeborenen Sohn. Chapman spielte mit dem Gedanken, seinem Leben ein Ende zu setzen. 2011 begann er mit zwei Freunden, die immer noch im Militär waren, das Massively-Multiplayer-Game «Eve Online» zu spielen. Doch wenige Monate später kamen seine Freunde bei Einsätzen ums

Der letzte Wunsch des todkranken Chappy78: ein paar grandiose Schlachten in «Eve Online».

Leben. Chapman war wieder allein, gurkte im virtuellen Weltall herum, geriet in einen Hinterhalt und verlor alles. Doch sein Online-Killer schickte ihm eine hilfreiche Botschaft mit Spieletipps, ein neues Raumschiff und Spielgeld.

Für Chapman war diese Geste und die Aufnahme in die Pandemic Horde, eine Spielergemeinde, die Grünschnäbeln wie ihm in «Eve Online» hilft, ein Wendepunkt in seinem Leben. Über das Spiel schaffte er es auch, wieder eine Beziehung zu seinem Sohn, inzwischen ein Teenager, aufzubauen. Doch dann kam die Nachricht von seinem Arzt: Bauchspeicheldrüsenkrebs im Endstadium, Lebenserwartung: einige Monate.

Einen Tag vor seinem 42. Geburtstag teilte Chappy78 – so sein Spielerpseudonym – seinen Online-Kumpels mit, dass es vermutlich seine letzte Feier sein werde. Er wünschte sich ein paar grandiose Schlachten in «Eve Online». Die Nachricht verbreitete sich wie ein Lauffeuer in der Community. Binnen Stunden fanden sich über 2000 «Eve Online»-Spielerinnen und -Spieler zusammen. Chapmans Kommunikationskanal explodierte mit Glückwünschen, während sich eine Weltraumschlacht von gigantischen Ausmassen auf den Bildschirmen entlud. Der Event ging als «Chappy's Last Birthday» in die Game-Geschichte ein. Die ergreifende Geschichte von Christopher Chapmans Schicksal ist eine von

vielen, die sich in der Welt der Online-Games zutragen und die illustrieren, welche wachsende Bedeutung der Spielergemeinschaft zukommt. Das isländische Studio CCP Games, das hinter dem riesigen Weltraum-Strategiespiel «Eve Online» steht, hat aus Umfragen erfahren, dass über 70 Prozent der Spielenden «echte» Freundschaften geschlossen haben und sich auch offline treffen.

Wer sich wie Chappy78 während vieler Jahre mit den gleichen Leuten online in Abenteuer stürzt, sich mit ihnen über Chat-Kanäle austauscht, sich freut, sich ärgert – der lernt Menschen kennen. In den meisten Fällen greift die Regel «Online ein Idiot, offline ein Idiot». Das gilt auch umgekehrt, wie meine persönliche Erfahrung bestätigt.

Treffen in Japan

Im Mobile-Strategie-Game «Clash of Clans» hatte ich vor vielen Jahren ein internationales Trüppchen beisammen: Schweizer, Italiener, Syrer, Rumänen, Kanadier, Franzosen, Deutsche, Amerikaner ... und zwei Japaner. Einer, nennen wir ihn Aijay, setzte sich immer für die Mitspieler ein und unterstützte sie.

Als Ferien in Japan vor der Tür standen, kontaktierte ich Aijay, weil ich wusste, dass er in der Nähe von Tokio wohnte. Wir vereinbarten ein Treffen. Als meine Frau davon erfuhr, fragte sie besorgt: «Kennst du den überhaupt?» Ich sagte: «Wir spielen seit zweieinhalb Jahren zusammen. Ich glaube schon.» Wir trafen uns an einem öffentlichen Ort, und Aijay war – wie im Online-Game – sehr sympathisch, hilfsbereit und rief nach einer von ihm geführten Sightseeing-Tour seine Frau an, die sich ebenfalls Sorgen gemacht hatte. Wir gingen alle zusammen abendessen und sind bis heute befreundet.

Freundschaften in Games sind an die Stelle der früheren Brieffreundschaften gerückt. Damals tauschte man sich mit Wildfremden aus und machte sich auf Reisen in unbekannte Gefilde, um diese zu treffen. Klar gibt es auch Missbrauch, wie der tragische Fall des entführten Solothurner Jungen Paul 2016 zeigte, doch sie sind zum Glück die Ausnahme.



Jazz

Originell zum Original

Steff Rohrbach

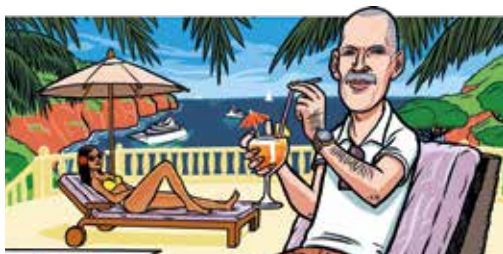
WHO Trio: Strell – The Music of Billy Strayhorn & Duke Ellington. Clean Feed CF553CD

Sie wurden häufig «siamesische Zwillinge» genannt, der grosse Duke Ellington und Billy Strayhorn, sein Stellvertreter, Pianist, Arrangeur, Komponist und Textdichter. Auch «Alter Ego» mochte Ellington nicht unbedingt: «Er war mein rechter Arm, mein linker Arm, mein drittes Auge – meine Gedanken zogen durch seinen Kopf und seine durch meinen.» Es war Strayhorn, der 1939 bei seinem ersten Besuch in New York «Take The «A» Train» schrieb, die Komposition, die zur berühmten Erkennungsmelodie des Duke Ellington Orchestra und zu einem Klassiker der Jazzgeschichte wurde. Bloss wenige Monate zuvor hatte der 23-Jährige in seiner Heimatstadt Pittsburgh dem Meister bei einem Gastspiel eigene Stücke vorgespielt – und wurde auf der Stelle für die «organization» engagiert. So bezeichnete Ellington sein Orchester, und der «Septenkönig», wie Dizzy Gillespie Strayhorn seiner Intervallsprünge wegen nannte, half Ellington über Jahrzehnte entscheidend – auch wenn der ihn als Co-Komponisten längst nicht immer nannte.

Vieles der beiden Grössen gehört längst zum erfolgreichen Esperanto des Jazz – zu den Standards. Nicht immer standen diese hoch im Kurs, Free Jazz und Jazzrock öffneten für eine Weile einen Graben zu Traditionalisten, die Standards oft mehr nachspielten, als für sich zu entwickeln.

Der Genfer Pianist Michel Wintsch, der in Luzern lebende US-Drummer Gerry Hemingway und der Berner Bassist Bänz Oester gehörten nie zu Letzteren. 1998 begann ihre Zusammenarbeit als WHO Trio. Allesamt nicht nur hervorragende, feinsinnige Instrumentalisten, sondern über den Jazz und die Improvisation hinaus mit kompositorischem Format reich gesegnet, holen sie mit «Strell» nach fünf Alben und zumeist eigenen Songs nun Strayhorn und Ellington aufs eigenwilligste und zugleich schönste in ihre Gegenwart. Vorausgegangen sein muss eine intensive Beschäftigung damit. Denn ob «In a Sentimental Mood», wo jede einzelne (Bass-)Note zum Grosseignis wird, in «The Mooche», in dem Hemingway durch einen Aluminium-Lampenschirm blechern in die Snare singt, oder wenn in «Take The «A» Train» eine monotone Mundharmonika ein betörendes Ostinato begleitet, das überraschend in rasanteste Pianoläufe übergeht: stets dient das Originelle ganz dem neuen Original, den Strayhorn-Ellington-Themen, die sich das Trio so zärtlich wie unverblümt zu eigen macht.

LEBEN HEUTE



WUNDERBARE WELT

Wir Helden der Arbeit

Mark van Huissing

«Summertime, and the livin' is easy», Sommerzeit, und das Leben ist leicht. Sie kennen die Zeile, klar. Aber kennen Sie auch das Gefühl, das besungen wird? Ihr Kolumnist darf dies wohl nicht behaupten. Er erlebt stattdessen auch diesen Sommer wieder, dass die zwei oder so Wochen Ferien, die er im August zu verbringen plant, verdient werden müssen. Durch erhöhte Leistungserbringung davor und danach. Möglicherweise ist das bei Ihnen, geschätzte Leserin, geschätzter Leser, anders. Weil Sie nicht in einer *Schmürzel*-Margen-Industrie tätig sind. Und es zu was gebracht haben. Oder wenigstens die «Summertime»-line «Your daddy's rich and your ma is good lookin'» zu trifft (Papi ist reich, Mami ist schön).

Das war die gute Nachricht. Die andere: Wir arbeiten nicht bloss sommers zu hart und zu viel, sondern in jeder Jahreszeit sowie jedes Jahr. Fast zur selben Zeit, als George Gershwin die Arie schrieb, veröffentlichte John Keynes seinen Essay «Die wirtschaftlichen Möglichkeiten unserer Enkel» (1930, vier Jahre früher also). Darin sagte er voraus, in hundert Jahren werde die wöchentliche Arbeitszeit fünfzehn Stunden betragen, weil bis 2030 in entwickelten Ländern der Wohlstand stark zunehmen sowie die Güterknappheit nachhaltig zurückgehen werde (dank zu erwartender Produktivitätsgewinne).

Er lag damit nicht richtig falsch. Die meisten Menschen *chez nous* verdienen beziehungsweise besitzen längst genug Geld für ein sorgenloses Leben oder jedenfalls eins ohne materiellen Mangel. Wo er dagegen gewaltig danebenlag: bei der Wochenarbeitszeit von fünfzehn Stunden; diese Art *easy livin'* hat sich bisher nicht

durchgesetzt, nicht in den Zürcher Stadtkreisen 4, 5 oder 10, wo anteilmässig viele Wenigverdienerinnen und -verdiener wohnen. Und schon gar nicht unter reichen Leuten – diese verbringen noch mehr kostbare Lebenszeit mit Arbeit, obwohl sie sich Müsiggang leisten könnten.

Was ist das Problem, respektive welches führte in die Misere, falls es denn eines/eine ist? Verkürzt gesagt: Wir arbeiten nicht mehr für das, was wir brauchen, sondern für das, was wir wollen. In seinem neuen Buch «Work – A Deep History, from the Stone Age to the Age of Robots» beschreibt James Suzman, wie unsere Volkswirtschaften vermehrt technische Errungenschaften einsetzen und wohlhabender wurden (eine ältere, auf Deutsch erhältliche Ausgabe heisst «Sie nannten es Arbeit – Eine andere Geschichte der Menschheit»). Dass dabei aber bisher keine Maschine erfunden wurde, die unser Verlangen und unsere hierarchisch weiter oben angesiedelten Bedürfnisse befriedigt, sondern stattdessen neue Wünsche und Begehlichkeiten erzeugt oder geweckt wurden, verschärfter Wettbewerb um gesellschaftliche Stellung etwa, auch bekannt als Status.

Suzman, ein Anthropologe aus Südafrika, arbeitete früher interessanterweise für den Diamantenproduzenten und -händler De Beers, später gründete er die Denkfabrik Anthropos in Grossbritannien. Als Menschenkundler befasst er sich seit Jahrzehnten mit den Ju/'hoansi, Buschleuten aus Ostnamibia, die bis weit ins vergangene Jahrhundert als

Reiche verbringen noch mehr kostbare Lebenszeit mit Arbeit, obwohl sie sich Müsiggang leisten könnten.

Jäger und Sammler unterwegs waren. Seine Erkenntnis: Die Ju/'hoansi arbeiteten, also jagten und sammelten, bloss zirka fünfzehn Stunden wöchentlich. Sie betrachteten sich als recht reich (was eine überraschende Einschätzung ist, da sie im Grunde kaum privaten Besitz hatten), zudem waren sie gesund, bewegten sich viel, assen ausgewogen plus abwechslungsreich. (Darüber, was sie in ihrer langen Freizeit trieben, liess sich auf Anhieb nichts finden.)

Können wir von unserem Ursprung durch Arbeitsteilung entfremdete Halbmenschen etwas lernen von solchen weisen, edlen Natur-

menschen und ihrer Lebensart? Vermutlich. Andererseits: Zahlreiche Versuche, die zu weniger auf Wachstum ausgerichteten Gesellschaftsmodellen führen sollten, wurden auch in unserer Weltgegend oder in Amerika entwickelt sowie umgesetzt (Entschleunigung, Sie erinnern sich). Und scheiterten. Unter anderem weil überall und jederzeit genügend Leute mehr Leistung erbringen wollten. Möglicherweise weil sie sich mehr von irgendwas wünschten. Vielleicht weil sie einfach gerne arbeiteten. *Summertime*, Ferien- sowie Freizeit ist für sie nicht *easy livin'*, sondern harte Arbeit.



UNTEN DURCH

Diversität an der ETH

Linus Reichlin

Auf der Homepage der ETH Zürich kann man Folgendes lesen: «LGBTQIA+ ist ein Akronym». Aber was um Gottes willen ist ein Akronym? Mit dieser Frage lässt einen die ETH allein. Hingegen verkündet sie: «Die ETH versteht sich als Hochschule, die grossen Wert auf Diversität legt und diskriminierendes Verhalten nicht duldet.» Ausserdem wird erklärt, dass «LGBTQIA+» aufgeschlüsselt «Lesbian, Gay, Bisexual, Transgender, Queer/Questioning, Intersex, Asexuell/Aromantisch» heisst.

Beim ersten Lesen las ich «Aromantisch» anstatt «Aromantisch». Danach zerbrach ich mir den Kopf darüber, was das «+»-Zeichen hinter «Aromantisch» wohl bedeuten könnte? Ich entwickelte dazu eine Theorie, die ich nun in den Raum stellen möchte. Also: Ich vermute, dass das «+»-Zeichen eine Variable im mathematischen Sinn ist. Ein Zeichen, das statthalterisch für eine andere, noch nicht definierte Grösse steht. Die ETH möchte sich durch die Anfügung der Variablen im Fall des Auftauchens einer bisher un-

bekanntem sexuellen Orientierung gegen den Vorwurf der Diskriminierung wappnen.

Für Nichtakademiker sei es etwas einfacher formuliert: Falls plötzlich Leute auftauchen, die zwar asexuell sind, dies aber in promiskuitiver Weise, müsste man diese Minderheit ja im LGBTQIA-Akronym ebenfalls berücksichtigen. Aber dazu müsste man zuerst eine neue Bezeichnung für diese Spielart finden – und in der Zwischenzeit könnte die ETH sich dann darauf berufen, dass sie ja diese sexuelle Spielart durch das «+»-Zeichen bereits provisorisch erwähnt hat.

Jedoch stellt sich nun die Frage, ob die ETH, bei all dem guten Willen, den man bei ihr feststellen kann, sich nicht doch dem Vorwurf der Diskriminierung aussetzt, indem sie genau genommen durch das «+»-Zeichen nur eine mögliche bisher unbekannte sexuelle Orientierung antizipatorisch vorwegnimmt. Was aber, wenn zeitgleich zwei neue Orientierungen auftauchen, zum Beispiel die bereits erwähnten promiskuen Asexuellen und Interpunktionell-Sexuelle, die sich leidenschaftlich zur Interpunktion hingezogen fühlen. In diesem Fall wäre es doch besser, wenn hinter dem Akronym zwei «+»-Zeichen angefügt würden, denn dann würden die promiskuen Asexuellen und die Interpunktionell-Sexuellen je über ein eigenes «+»-Zeichen verfügen, mit dem sie sich identifizieren könnten.

Doch je länger ich darüber nachdenke, desto weniger befriedigt mich die «LGBTQIA++»-Lösung. Denn sie schliesst eine mögliche dritte Gruppierung von vornherein aus. So dass es mir ratsamer schiene, wenn die ETH den letztlich doch auch ein wenig patriarchalen Additions-gedanken gänzlich fallenlassen und anstelle der Pluszeichen den mathematischen Operator für Unendlichkeit einfügen würde: ∞ . Der Satz auf der Homepage müsste also, um alle im Universum möglichen Diskriminierungen absolut auszuschliessen, so aussehen: «LGBTQIA ∞ ist ein Akronym.» Man könnte sogar noch einen Schritt weitergehen und fordern, dass die ETH diese Änderung zwingend vornehmen muss, wenn sie nicht in die Nähe des Ku-Klux-Klan gerückt werden will. Nein, das war natürlich nur ein erwartbarer, dummer Scherz. Aber mit einem sehr ernstgemeinten Kern. Sehr schnell werden heutzutage nämlich die Stäbe auch über die Wohlmeinenden gebrochen, wenn sie die Zeichen der Zeit verkennen. Und das Zei-

chen der Zeit ist « ∞ ». Falls nach Erscheinen dieser Kolumne immer noch ein «+» nach «LGBTQIA» auf der ETH-Homepage steht, würde ich mich gezwungen sehen, auf Facebook Shitstorm-mässige Massnahmen zu ergreifen, um die Aufrechterhaltung der Diversität an der ETH sicherzustellen oder überhaupt erst einzuführen, da es ja ganz danach aussieht, als sei Diversität für die ETH ein Fremdwort, wie für mich «Akronym».



FAST VERLIEBT

«Falschheit, dein Name ist ...»

Claudia Schumacher

Dennis wirkt nett. Er sagt, er habe in Yale studiert. Andrea findet ihn anfangs etwas angeberisch. Aber die zwei werden Freunde: Dennis ist immer für sie da. Sie mag ihn, schliesst eine Beziehung aber aus: Er ist körperlich unattraktiv. Bald landet sie trotzdem mit ihm in der Kiste. Und dann in einer Beziehung. Weil sie Mitleid hat, als er ihr von seiner schwerkranken Mutter erzählt. Weil er der netteste Mensch ist. Weil es sich plötzlich richtig anfühlt.

Bis dahin ist der Streaming-Hit «Good on Paper» von Iliza Shlesinger niedlich. Aber dann – Spoiler-Alarm! – wird der Film gruselig: Dennis ist ein Hochstapler. Er hat weder in Yale studiert, noch besitzt er das Haus oder den tollen Job, von denen er Andrea erzählte – er hat auch keine schwerkranke Mutter.

Comedian Shlesinger, die das Drehbuch schrieb und die weibliche Hauptrolle spielt, konnte auf ihr eigenes Leben zurückgreifen: Dennis basiert auf ihrem Ex-Freund. Wie man bloss auf so einen Typen reinfallen kann, fragen Sie sich? «Ach, das ist einfach», sagt eine Freundin, mit der ich über den Film rede: «Er-

innert mich leider an eine eigene Beziehung, in die ich vor vielen Jahren reingerutscht bin. Genauer gesagt, an zwei sogar.» Beide Männer hätten ihr vorgetäuscht, jemand zu sein, der sie nicht waren. Der eine spielte ihr nicht nur vor, der perfekte Gentleman zu sein, obwohl er in Wahrheit ein sehr grober Kerl gewesen sei, nein: Er habe auch gelogen, was sein Anstellungsverhältnis und seine Wohnsituation betraf. Er sagte, er lebe in Zürich – dabei habe er in einem Bergdorf gewohnt. Bei seiner Mutter. Mit 27 Jahren.

Ich rufe ein paar andere Freundinnen an. Sind sie auch schon auf einen Mann reingefallen, der ihnen etwas vorgaukelte, um sie a) ins Bett zu kriegen oder b) in eine Beziehung zu locken? Drei von fünf bejahen. Anschliessend frage ich ein paar Männer, ob sie je auf eine vergleichbare Frau reinfielen. Nein, sagen sie.

«Falschheit, dein Name ist Weib»? Klar, die Lüge stammt von einem Mann (Horaz). In gewissen Männerkreisen gehört das Frauen-Belügen quasi zum guten Ton. Eine ganze Internetkultur dreht sich um die Tarnmanöver des Verführungskünstlers, des sogenannten *pickup artist*, der strategisches Lügen für selbstverständlich hält – und für moralisch vertretbar. Denn solche Männer verachten eigentlich Frauen – was ihnen der eigenen Logik zufolge das Recht gibt, sie schlecht zu behandeln.

«Eine wie dich hätte ich doch nie bekommen!», warf der verlogene Dörfler meiner Freundin damals am Ende auch noch vor: Sie habe ihn zu all dem gezwungen. Sie sagt, sie habe ironischerweise die Dinge an ihm gemocht, die echt waren: Charme, Witz, Köpfchen. Hätte sie sich auf ihn eingelassen, wenn sie gewusst hätte, dass er mit Ende zwanzig noch bei Mama wohnt? «Nein, zur Hölle», sagt sie: «Aber warum sollte ich auch?»



Wie einfach Glück sein kann

Wenn die Sonne am höchsten stand, legte sich Panagiotis unter einen Olivenbaum und döste der Welt davon.



«Manchmal glaube ich, ihn zu sehen.»

Die beiden alten Männer, die mir in Griechenland am meisten bedeuten, heissen beide Panagiotis. Einer lebt noch, ist 89 Jahre alt, aber leise schleichend kommt eine Müdigkeit in ihn und legt sich auf sein Gesicht und nistet sich in seinem Körper ein. Der andere ist tot, gestorben schon vor Jahren. Ich lernte ihn kennen, als die Welt noch eine andere und am südlichen Zipfel des Peloponnes eine ganz andere war.

Es gab noch Telefonkabinen, die meisten Autos hatten keine Klimaanlage und waren viel eckiger als rund, es gab mehr Fischer als Hotelmanager, mehr Olivenbäume als Touristen, kaum Supermärkte, es gab nur Land- und noch keinen Flaschenwein, und auf den Dorfplätzen vor den Kirchen sassen alte Frauen in schwarzen Kleidern mit zerfurchten Gesichtern und dunklen Augen und blickten zeitlos durch die Welt hindurch. Männer sassen in kahlen Kafenions, liessen ihr Komboloi durch die Finger gleiten, tranken Retsina und sprachen jeden Tag mit grosser Eindringlichkeit von neuem über die ewig gleichen, alten Themen.

Im bestmöglichen Moment

Wenn jemand starb, sangen die alten Frauen *mirologia*, Trauerlieder, diese seufzenden Melodien, in denen das menschliche Schicksal Klang findet, und die abgewanderten Töchter und Söhne kamen für ein paar Tage zurück in die Dörfer. Sie kamen auch zurück, wenn sie heirateten, und dann gab es zwei, drei Tage kein

Halten mehr, es wurde gebetet und getanzt, gegessen und getrunken. Und danach fielen die Dörfer zurück in diese Stille, die wie selbstverständlich war, und fast hätte ich jetzt noch gesagt, dass die Sonne anders schien und ihr Licht klarer war.

Die Jungen sind zurückgekehrt, es gibt Jobs im Real-Estate-Business, Hotels mit Swimmingpools, Ärzte lassen sich nieder und Apotheker, es gibt Strandliegen; dieses Stückchen Erde, das einst ein schönes Ende der Welt war, ist viel näher an die Mitte der Welt gerückt, an ihre Betriebsamkeit, ihre Störgeräusche, aber auch an ihren Komfort. Es ist immer noch schön, das schon, auch wenn das Leben seine biblische Einfachheit fast ganz verloren hat und in seiner vielschichtigen Modernität komplizierter geworden ist. Man hört die *mirologia* kaum mehr.

Gott, da waren damals alle überzeugt, holte Panagiotis im bestmöglichen Moment von der Strasse seines Lebens. Noch schlief die Mani im Schatten der Welt, war der Mittelpunkt aller Abgeschiedenheit, meiner zumindest, und die Zeit plätscherte so selbstverständlich, wie die Wellen die steinigen Strände des Landes berührten. Ich war mir sicher, dass Panagiotis' Seele nicht in den Himmel flog, sondern lief.

Der kleine, rundliche Panagiotis mit seinen stämmigen, krummen Beinen war der König der Strasse gewesen. Er verbrachte sein Leben als Wanderer. Morgens, noch bevor die Sonne über die Berge und Hügel des Taygetos-Gebir-

ges geklommen war, zog er seine Lederschuhe an, verliess sein kleines Haus, bei dem er niemals, auch nicht im Winter, die Fenster schloss, und machte sich auf seinen Weg.

Immer zu sich hin

Er lief hinunter ans Meer zur Küstenstrasse, zuerst schweigend. Auf dem Weg ins nächste Dorf lag eine Taverne, das «Paradeisos», und dort kehrte er ein, setzte sich an einen Tisch, bekam ein Glas Retsina, erzählte eine Geschichte, bekam eine erzählt, und dann lief er weiter, inzwischen summte er ein wenig, stets in völligem Einklang mit sich selber. Ich war mir sicher, dass er nie vor sich selbst weglief, sondern immer zu sich hin.

Sein Weg führte ihn im Laufe seines Tages durch etliche Tavernen, überall bekam er ein Glas Wein, da und dort auch Käse und Brot, Tomaten und Oliven, und überall erzählte er, was er eben erzählt bekommen hatte, und wenn er zurückkehrte auf die Strasse, sang er alte Lieder. Wenn die Sonne am höchsten stand, legte er sich unter einen Olivenbaum und döste der Welt davon.

Bei Sonnenuntergang war er wieder zu Hause, er wusch seine Füsse und legte sich hin und schlief, bis die Sonne erneut aufging und seine Strassen beschien. Wenn ich heute über seine Strassen fahre, glaube ich manchmal, ihn zu sehen; es ist die Hoffnung, die ein Bild projiziert. Und ich sehe dann, wie einfach Glück sein kann und wie leicht Schritte sein könnten.

Sie tanzt unbewusst

Als Mirjam Wagner, 25, Organistin in Einsiedeln wurde, waren viele skeptisch. Heute fühlt sie sich im Kloster zu Hause.

Ich studiere Musikpädagogik mit Hauptfach Klavier und Orgel. Am Vormittag übe ich, jeweils um elf Uhr spiele ich wöchentlich bis zu vier Mal im Kloster Einsiedeln. Seit Oktober bin ich dort als Organistin angestellt, eine grosse Sache, sonst spielten immer nur Mönche – und erst recht keine Frauen. Von einigen Konservativen hiess es, warum um Gottes willen eine Frau die Orgel spiele. Mittlerweile fühle ich mich in Einsiedeln zu Hause, die Leute sind sehr herzlich.

Während in üblichen Gottesdiensten die Feier mit der Orgel umrahmt und das Volk begleitet wird, sekundiere ich in Einsiedeln gregorianische Choräle, den klösterlichen Männerchor oder Lieder, die das Volk singt. Jede Messe ist anders, ich weiss nie, was kommt. Improvisation ist wichtig. Das ist spannend, aber schwierig: Die Orgel bietet grenzenlose Möglichkeiten, auch weil man zusätzlich mit den Füssen spielt. Organisten tanzen unbewusst. Die grösste Einsiedler Orgel klingt, wegen ihrer Tausenden von Pfeifen, wie ein Orchester. Das wird unterschätzt, sogar unter Musikern. Fragt man Pianisten, heisst es abschätzig: «Ja, ja, die Orgel . . .» Dabei sind es die Klangfarben des Klaviers, die begrenzt sind.

In Einsiedeln wird die Orgel noch geschätzt. Wo ich spiele, gehört sie zu den Höhepunkten, während sie vielerorts als altmodisch gilt. Wenn Priester aber meinen, sie könnten Gläubige mit Popmusik ins Gotteshaus locken, ist das verfehlt. Wenn ältere Leute jemanden sehen, der am Keyboard sitzt und moderne Musik intoniert, finden sie das nicht so toll.

Die Show lenkt ab

Meine Eltern studierten Gesang in Stuttgart, danach in Basel. Ich wuchs in Lörrach auf. Meine Kindheit verbrachte ich oft in Chorproben oder Opernproduktionen. Mit fünf Jahren begann ich mit Geige, mit sieben mit Klavier, für Partys fehlte die Zeit. Den deutschen Wettbewerb «Jugend musiziert» gewann ich mit meinem Duopartner, einem Geiger. Selbstverständlich war ich als Kind in der katholischen Kirche; ob ich daran glaube, haben wir zu Hause aber nie besprochen, das entwickelte sich. Heute glaube ich, obwohl ich nicht mit allen Ritualen des Katholizismus einverstanden bin. Konservative Meinungen, auch gegen Frauen, gehen mir zu weit. Hingegen finde ich, wer gänzlich gegen die Kirche ist, sollte auch nicht in einer Kirche musizieren. Befreundete Sänger traten während Corona in der Kirche auf, obwohl sie ausgetreten sind. Ich finde, wenn man

etwas macht, sollte man dazu stehen. Während des Gymnasiums absolvierte ich ein Vorstudium, zwei Wochen nach meiner Matura spielte ich an meiner Aufnahmeprüfung für das Klavierstudium am Luzerner Konservatorium. Seither studiere ich dort Musik. Meine Orgelprofessorin war, als sie mich dann an der Orgel hörte, so begeistert, dass sie meinte, ich solle das unbedingt weiterverfolgen. Die Schwierigkeit des Orgelspiels ist vor allem die Artikulation: Klaviertöne spielt man klar oder verschwommen, bei der



Wie ein Orchester: Studentin Wagner.

Orgel gibt es einen Nachhall, wegen der Akustik der Kirche. Das heisst, es ist ein Spiel mit der Zeit. Am liebsten spiele ich Barock, Bach. Und ich bin ein Riesenfan der französischen Romantik, darin gehe ich auf. In Paris zu spielen, ist ein Ziel von mir.

Neben dem Studium konzertierte ich in Ensembles und gebe Klavierstunden. Ich finde es wichtig, Musik weiterzugeben, damit sie überdauert. Es ist egoistisch, ausschliesslich für sich und das Publikum zu musizieren. Dass mich Zuhörer beim Gottesdienst nicht sehen, bereitet mir keine Mühe. Im Gegenteil: Bei Instrumentalisten gibt es diesen Trend mit hübschen Kleidchen und schönen Frisuren – was ich zwar auch gerne mache. Mir passt aber diese Show nicht, das lenkt von der Musik ab und ist eine Nebensache. Mir geht es um das, was man hört.

Aufgezeichnet von Roman Zeller



THIEL Ritus

Rabbiner: Das ist ja ein sensationeller Weinkeller! Wahre Schätze liegen hier unten. Hast du dir den selber angelegt?

Bischof: Wo denkst du hin? Mein bescheidenes Bischofsgehalt würde das nicht erlauben. Jede Bischofsresidenz verfügt über einen solchen Weinkeller. Das ist der Lohn Gottes.

Rabbiner: Es zeugt wahrlich von göttlicher Weisheit, einem Priester zu helfen, sein Keuschheitsgelübde mit einem solchen Weinkeller erträglicher zu gestalten.

Bischof: Schau mal, hier liegt noch eine Flasche 1961er Pétrus. Was sagst du dazu?

Rabbiner: Schauen löscht keinen Durst.

Bischof: Dann entkorken wir den gleich mal. Hältst du bitte die Gläser? Danke. So, zum Wohl!

Rabbiner: Willst du den Wein nicht segnen?

Bischof: Natürlich. Verzeih, bitte. In nomine Patris et Filii et Spiritus Sancti. Amen. So, und jetzt aber prost.

Rabbiner: «Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes»? Das ist alles?

Bischof: Äh, nein, da käme dann natürlich noch . . . Introibo ad altare Dei.

Rabbiner: «Zum Altare Gottes will ich treten.» Das scheint mir schon angemessener. Aber verlangt ein solcher Wein nicht etwas mehr Demut von uns ab?

Bischof: Na ja . . . Judica me, Deus, et discerne causam meam de gente non sancta. Ab homine iniquo et doloso erue me. Amen.

Rabbiner: Moment mal . . . «Schaff Recht mir, Gott, und führe meine Sache gegen ein unheiliges Volk. Von frevelhaften, falschen Menschen rette mich»? Von welchem unheiligen Volk ist da die Rede?

Bischof: Was weiss ich? So lautet nun mal der Ritus.

Rabbiner: Aber welches Volk ist gemeint?

Bischof: Willst du trinken oder beten?

Andreas Thiel

ESSEN/DAVID SCHNAPP

Spektakuläre Geschichte

Eleven Madison Park
11 Madison Ave,
New York, NY 10010

«Geschichten über Essen sind Geschichten über uns – unsere Vergangenheit und unsere Werte», schreibt Schriftsteller Jonathan Safran Foer in seinem 2009 erschienenen Buch «Tiere essen». Daran erinnerte ich mich, als ich kürzlich die Möglichkeit hatte, in New York im «Eleven Madison Park» (EMP) das erste rein pflanzliche Menü zu essen, das je in einem Dreisterne-restaurant serviert wurde (*Weltwoche* Nr. 18/21).

Daniel Humm, der Koch-Weltstar aus der Schweiz, hat es geschafft, der Haute Cuisine, wie sie seit dem 19. Jahrhundert und seit Auguste Escoffier verstanden wird, eine neue Dimension zu verleihen. Dabei liegt Humm nichts an mit religiösem Eifer vorgetragenem



Veganismus. Sein Antrieb ist eher eklektische Neugier. Der 45-Jährige möchte herausfinden, wie man Luxus in Zusammenhang mit Essen auch noch sehen könnte. Anstelle weitgereister Edelprodukte treten Ideen, Zeit, Arbeit und ein umfassenderes Verständnis für geschmackliche Vielfalt.

Mit einem unglaublichen Aufwand haben Humm und sein Team es geschafft, aus Rändern und Auberginen, Tomaten, Nüssen, Pflanzensamen, Pilzen, Algen und vielem

mehr ein Menü (335 Dollar) zu kreieren, das zum Erlebnis wird. Die Mittel dazu finden sich letztlich in den klassischen Küchentechniken und in den jahrhundertealten Traditionen: Fermentieren, Räuchern, Trocknen, Frittieren, Konzentrieren.

Das Ergebnis ist fast schon spektakulär. Eine über drei Tage zubereitete Rande, eine knusprig ausgebackene Paprika mit Pilzen, Mangold und verschiedenen Würzbeilagen werden gewissermassen durch das Übereinanderlegen einer Vielzahl von geschmacklichen Ebenen zu erstaunlich komplexen Gerichten. Daniel Humm hat sich mit diesem Menü ein Stück weit von seiner Vergangenheit als französisch geschulter *cuisinier* gelöst und ist dabei, als einer der einflussreichsten Köche des 21. Jahrhunderts Geschichte zu schreiben.

David Schnapp ist Autor beim «GaultMillau-Channel».

WEIN/MARTIN KILCHMANN

Räuschling-Retter vom Zürichsee

Räuschling Seehalden 2020 Zürichsee AOC,
Fr. 24.–, Schwarzenbach Weinbau, 8706 Meilen,
www.schwarzenbach-weinbau.ch

Zu den schönsten und erfrischendsten Sommerweinen gehört der Räuschling vom Zürichsee. Ein Glas Räuschling – zartfruchtig, säurebeschwingt, mit dezenter Zitrusaromatik –, und man meint, das Rauschen der Reben im Wind zu hören; die Brise zu spüren, die das Wasser des Sees sanft kräuselt. Obwohl sich sein Name vermutlich vom robusten Laubwerk der Rebe herleitet, das im Wind besonders laut zu rauschen pflegt, geht nicht fehl, wer auch an einen leichten, beflügelnden Rausch denkt.

Noch vor 150 Jahren war der Räuschling neben dem Elbling die dominierende Sorte in den damals weitläufigen Weinbergen entlang des Zürichsees. Seine Herkunft bleibt allerdings im Dunkeln. Jüngste Untersuchungen demaskieren ihn als Traminer-Klon mit einer Nähe zum Walliser Heida. Der Einfall der Reblaus, die zunehmende Verbauung und die Ände-

rung der Konsumgewohnheiten liessen die Rebfläche drastisch schrumpfen. Der Räuschling drohte zu verschwinden, verdrängt vom Parvenü Riesling-Silvaner.

Mittlerweile erlebt der filigrane Weisse allerdings wieder eine erfreuliche Renaissance. Das Image des sauren Trop-

Mittlerweile erlebt der filigrane Weisse wieder eine erfreuliche Renaissance.

fens, des «Suurgörpsler», ist überwunden. 26 Hektaren beträgt seine Anbaufläche heute in der Deutschschweiz, 19 Hektaren stehen im Kanton Zürich, die meisten am Zürichsee. Für die Wiederbelebung ist die Forschungsanstalt in Wädenswil verantwortlich, die ertragsbeständigere Rebstöcke zu züchten wusste. Darüber hinaus hielten ein paar wenige Weinbauern der Sorte über die Jahrzehnte hinweg die Treue.

Müsste deshalb einem Räuschling-Retter ein Denkmal gesetzt werden, würde es beim alten Winzerhaus der Reblaus in Obermeilen stehen. Hier lebt und arbei-

tet die Weinbauerfamilie Schwarzenbach. Hermann Schwarzenbach, Grossvater des heutigen Besitzers Alain, ein legendärer Weinbaupionier, stellte als Erster am Zürichsee vom Stickelanbau auf Drahrahmen um und führte die Dauerbegrünung zwischen den Zeilen ein. Aus alten Räuschling-Reihen schnitt er Edelreiser und kam so zu tadellosem Pflanzmaterial, aus dem er und später sein Sohn «Stikel» Schwarzenbach fabelhafte Weine kelterten.

Mein persönlicher Räuschling-Favorit der Schwarzenbachs wächst in der Meilener Seehalde. Über den grossartigen Trinkgenuss hinaus besitzt der Wein zwei weitere bemerkenswerte Eigenschaften: Er wurde zum einen mit der Originalhefe vergoren, die aus den noch lebendigen Hefestämmen eines nach dem Entkorken sensationell rüstigen 1895er Räuschlings (!) gezüchtet werden konnte.

Zum andern gehört er zum «Mémoire des Vins suisses» (www.memoire.wine), der einzigen sprach- und kantonsübergreifenden Vereinigung von Schweizer Elitewinzern.

Zen oder die Kunst zu reisen

In der neuen Luxuslimousine LS 500h wird die lange Fahrt zur Entspannungsmethode im meditativen Stil.



Grosse, gerne luxuriös ausgestattete Limousinen bieten eine der schönsten Arten des Reisens. Dafür habe ich hier schon verschiedentlich plädiert, und als ich kürzlich den neuen Lexus LS 500h erproben durfte, wurde mir meine eigene Überzeugung sozusagen vorgeführt. Was lange Fahrten in solchen Autos so aussergewöhnlich macht, ist zum einen das Moment, auf sich selbst zurückgeworfen zu sein, während man in aller Ruhe seinem Ziel entgegenfährt.

Weil einem moderne Autos wie der Lexus sehr viel abnehmen, kann man seine Aufmerksamkeit nach innen lenken, was zu einer fast Zen-buddhistischen Qualität des Reisens führt. Allerdings habe ich keine Ahnung von Buddhismus, aber so stelle ich mir dessen grundsätzliche Idee vor, und ich habe nachgelesen, dass das Erleben des gegenwärtigen Augenblicks das höchste Gefühl im Zen-Buddhismus sei.

Kühn gezeichnete Linien

Der Lexus hebt sich zudem von seinen vorwiegend deutschen Konkurrenten dadurch ab, dass er mit etwas mehr Willen, etwas zu gestalten, designt wurde. Der luxuriöse Wagen aus Japan weist einige kühn gezeichnete Linien auf, während der Innenraum mit einer augenfälligen Liebe zum Detail und zur edlen Materialisierung gestaltet ist. So durchziehen etwa Metallstreifen wie feine Linien den Armaturenräger, in den Türinnenverkleidungen finden sich Elemente aus sogenanntem Kirko-Glas, was die individuelle, handwerklich geprägte Note des Autos verstärkt.

Während ich quer durch die Schweiz unterwegs war, hatte ich viel Zeit, um mich an dieser Liebe zum Detail und zum Handwerk zu erfreuen, weil das Auto das Fahren zu einem schönen Teil selbst übernehmen kann. Gar nicht so wichtig ist dabei das, was gemeinhin den gesellschaftlichen Status von Luxuslimousinen definiert. Der LS 500h ist mit dem Antriebssystem ausgestattet, das Lexus und die Muttermarke Toyota perfektioniert haben: Die rund 2,5 Tonnen schwere Limousine wird von einem V6-Zylinder-Benzinmotor mit 299 PS sowie einem Elektromotor mit 179 PS über alle vier Räder angetrieben, was ausgezeichnet funktioniert und den Benzinverbrauch im Test auf acht Liter beschränkt.

Aus den Gedanken gerissen

Bei all der Ruhe und dem entspannten Dahingleiten im LS fällt allerdings das stufenlose CVT-Getriebe auf, das die Japaner aus Gründen der Effizienz einsetzen. Es hat die Eigenschaft, bei starkem Beschleunigen den Motor kurz etwas angestrengt-gequält klingen zu lassen. Kurz werde ich deshalb aus meiner Gedankenwelt gerissen, bevor ich mich wieder ganz entspannt der Kunst des Reisens widmen kann.

Lexus LS 500h AWD Excellence

Motor/Antrieb: V6-Benziner, Hybridsystem, Allradantrieb; Leistung: 359 PS/264 kW; Hubraum: 3456 ccm; max. Drehmoment: 350 Nm bei 5100 U/min; Verbrauch (WLTP): 9 l/100 km; Beschleunigung (0–100 km/h): 5,5 sec; Höchstgeschwindigkeit: 250 km/h; Preis: Fr. 169 900.–



OBJEKT DER WOCHE

Sanft renoviert, sechzehnmal graviert

Henri-Delaunay-Pokal
Wert: zirka 5500 Franken

Dafür, dass ihn alle wollen, fristet er eher ein Schattendasein. Nur ganz kurz wird er ins Rampenlicht gezerrt und in die Höhe gestemmt. Dann verschwindet er schnell wieder irgendwo in einer Verbandsvitrine.

Die Rede ist vom Pokal, den es an der Fussball-Europameisterschaft zu gewinnen gab respektive in vier Jahren wieder zu gewinnen gibt. Er misst sechzig Zentimeter, wiegt rund acht Kilogramm, ist aus Sterlingsilber und hat einen Materialwert von 5500 Franken. An der ersten EM, 1960, war er noch 42,5 Zentimeter hoch, auf das Turnier von 2008 hin unterzog man ihn einer sanften Renovation. Nach wie vor ist die Trophäe aber nach dem französischen Fussballer, Schiedsrichter und späteren Uefa-Generalsekretär Henri Delaunay (1883–1955) benannt.

Der Wanderpokal ist Eigentum der Uefa und bleibt nur so lange beim Europameister, bis dieser abgelöst wird. Anschliessend darf vom siegreichen Landesverband eine Kopie angefertigt werden, die kleiner und gut sichtbar mit «Replika» gekennzeichnet sein muss. Gewinnt eine Mannschaft das Turnier dreimal hintereinander oder insgesamt fünfmal, erhält sie eine originalgetreue Nachbildung. Das gelang noch keinem Land. Bisher gab es sechzehn Meister, die alle im Pokal eingraviert sind. Deutschland und Spanien liegen mit je drei Titeln vorn. Seit Sonntag ist Italien zweimal auf dem Henri-Delaunay-Pokal aufgeführt.

Benjamin Bögli

Neu geboren



Das Monument «Newborn» in Pristina, fotografiert am 4. Juli 2021.

Das Monument «Newborn» ist seit der kosovarischen Unabhängigkeitserklärung das Wahrzeichen der Hauptstadt Pristina. Die Oberfläche des Schriftzugs wird jährlich neu gestaltet, während das Leitmotiv der Erneuerung sich permanent 24 Meter über das Zentrum der Stadt erstreckt. Es konzentriert alles, was die Balkan-Metropole ausmacht. Die Bewohner Pristinas drängen selbstbewusst nach oben. Die

unternehmerische Risikofreudigkeit macht die Stadt für Tech-Unternehmen attraktiv. Der Qualitätsanspruch drückt sich in innovativen Gastrokonzepten wie der Bohemien-Oase «Boho» im Herzen der Stadt aus. Die Eleganz der Menschen ist ein ästhetisches Erlebnis. So viel ist sicher: Ein Besuch lohnt sich im Herkunftsland der eine Viertelmillion Menschen grossen kosovarischen Diaspora in der Schweiz. Nach

Polemiken um das Nicht-Singen der Nationalhymne, Lamborghinis, Frisuren und nach einem sensationellen Erfolg an der EM darf «Newborn» irgendwie auch als Symbol des Zustands der Nati um den kosovostämmigen Granit Xhaka gedeutet werden.

David Schärer ist Werber und Mitgründer der Agentur Rod Kommunikation.

FRAGEN SIE DR. M./DER EXPERTE FÜR ALLE LEBENSLAGEN

*Wir hatten ein gemütliches Essen, zwei Veganer, fünf Kombi-Esser. Ich fragte: «Warum seid ihr Veganer?» Antwort: «Wir essen keine Tiere.» – «Warum nicht?» – «Tiere haben ein Lebensrecht.» Ich: «Haben Pflanzen kein Lebensrecht?» Sie: «Ja, aber Tiere haben ein höheres, weil Tiere eine ganz andere Zellstruktur haben.» Das erschien mir nun gar nicht überzeugend. Ich meinte, alle hätten das gleiche Lebensrecht. Meine Frage: Ist das Lebensrecht eine göttliche (oder naturrechtliche) Institution, die jedem Lebewesen innewohnt – oder eine menschliche Erfindung?
D. F., Bischofsheim*

Jedes Lebewesen kann nur existieren, wenn es ein anderes Lebewesen vernichtet. Ein



Mensch, der Salat isst, vernichtet einen Salatkopf. Wer einen Apfel isst, vernichtet Apfelsamen. Ein Vogel, der einen Käfer frisst, vernichtet einen Käfer, die Katze eine Maus und so weiter. Der Veganer vernichtet nur Pflanzen. Mit Recht fragen Sie die Veganer, warum sie denn Pflanzen essen, denn Pflanzen sind ja auch Lebewesen. Mir leuchtet das auch

nicht ein, aber lassen wir ihnen ihre Logik. Das Recht des Menschen, zu leben, wird bei uns als göttliche oder naturrechtliche Forderung begründet.

Tiere und Pflanzen unter Umständen zu schützen, ist ein von Menschen geschaffenes Recht.

Mailen Sie uns Ihre Fragen zu allen Lebenslagen an drm@weltwoche.ch.

Oder schreiben Sie an Redaktion Weltwoche, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich.

Die Fragen werden anonym publiziert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Nils Planzer

Wie sich das Logistikunternehmen neu erfindet und seinen Patron-Geist in die Zukunft überträgt.

Wenn Nils Planzer seine Visitenkarte überreicht, dann ist diese gedruckt auf dunkelrotem Plastik, das für die Ewigkeit gemacht scheint: «Daraus sind auch unsere Lastwagenblachen!», sagt der Logistikunternehmer zur Begrüssung. Nils Planzer, Enkel des Firmengründers Max Planzer, ist ein grossgewachsener, sportlicher Mann.

Morgens um halb acht trifft ihn die *Weltwoche* zum Kaffee in der Planzer-Schaltzentrale in einem Gewerbegebiet von Dietikon. Da hat er schon die ersten geschäftlichen Termine des Tages hinter sich. Insgesamt beschäftigt Planzer über fünftausend Mitarbeiter, davon die Mehrzahl im Inland, und schreibt einen Umsatz von etwa einer Milliarde Franken.

Bis vor kurzem kannte man die Firma vor allem im Zusammenhang mit grossen Lastwagen. Sie war und ist spezialisiert auf Grosstransporte (Fachterminus: Stückgut) und Lagerlogistik. Hier hat sie sich einen Namen als zuverlässiger Partner der Industrie gemacht. Der geografische Schwerpunkt liegt in der Schweiz. «Früh hat Planzer aber auch das angrenzende Ausland erschlossen, weil die Industrie hier grenzüberschreitend Hand in Hand arbeitet.»

Beliebter «Familie-Zmorge»

Seit drei Jahren macht aber auch der typische Schweizer Haushalt Bekanntschaft mit Planzer. Die Firma ist nämlich ins Geschäft mit Inlandpaketen eingestiegen – zuvor fast eine Monopolveranstaltung der Post. «Bis dahin gab es keinen einzigen Schweizer Privatdienstleister», bemerkt Planzer. Von der Post abheben will sich Planzer vor allem durch den Service. Die Planzer-Mitarbeiter sollen sich durch höchste Pünktlichkeit und grösste Freundlichkeit auszeichnen. «Schweizer Tugenden!», bemerkt Planzer. Zwar macht die Paketspedition erst einen kleinen Anteil des Umsatzes aus, «aber dieser wächst sehr schön». Mittelfristig solle sie «ein wichtiges Standbein» werden.

Die Lieferwagen für die Paketzustellung sind nicht mit dem wuchtigen Planzer-Schriftzug der Lastwagen angemalt, sondern mit einer zierlichen *Schnürlischrift*. «Es ist eine Anleihe an unser erstes Firmenlogo.» Ein bisschen retro also. Auch sonst sieht sich Planzer in der Tradition der Familiengeschichte. Dazu zählt ein ausgeprägter Patron-Geist. «Am Anfang wohnten die Chauffeure beim Fuhrhalter auf dem Est-

pflegen hundertprozentige Transparenz über den Geschäftserfolg.» Die Anlässe, obwohl am Samstag und freiwillig, erfreuen sich grosser Beliebtheit. Gegen 800 Mitarbeiter finden sich dazu jeweils ein. Der Umgangston in seinem Gewerbe sei «rau, aber herzlich», Schnupftabak und Villiger Krumme seien durchaus verbreitet. «Es kann auch vorkommen, dass ein Chauffeur zu mir ins Büro kommt und mich zusammenstaut für einen Fehler.»



«Europaweit beispielhaft»: Unternehmer Planzer.

rich wie der Knecht beim Bauern», sagt er. Das sei natürlich schon lange passé, aber auch er habe es noch erlebt, dass Chauffeure an Grossmutter's Mittagstisch Platz genommen hätten. Die Verbindung zwischen den Mitarbeitern und der Familie pflegt Planzer heutzutage mit dem «Familiezmorge»: Zweimal im Jahr lädt er alle Mitarbeiter am Samstag zu einem Frühstück ein. Dabei wird über das Geschäft gesprochen, und die Ergebnisse werden präsentiert. «Wir

Lieferung innert 24 Stunden

Zur Firmen-DNA gehört auch die ständige Verbesserung. Planzer war das erste Transportunternehmen, das schweizweit die Lieferung innert 24 Stunden garantierte. In den neunziger Jahren investierte man in eine umfangreiche eigene Lagerlogistik. Heute besteht diese aus total einer Million Quadratmetern. Damit können Industrie- und Handelsfirmen ihre Logistik komplett an Planzer auslagern. Dazu gehört natürlich auch einiges an digitaler Technik. Planzer beschäftigt achtzig Informatiker, welche sich um die Schnittstellen zu den Systemen der Kunden kümmern.

Die Schweizer Transportinfrastruktur aus Schiene und Strasse hält der Logistikunternehmer für «europaweit beispielhaft». Im Jahr 1996 übernahm Planzer gemeinsam mit Konkurrenten das Bahntransportunternehmen Cargo Domizil von den SBB. Aus dem, was bis dahin Verluste geschrieben hatte, wurde ein Erfolg: «Wir bewältigen heute 60 Prozent des Inlandtransports auf der Schiene, 350 Eisenbahnwagen pro Nacht.»

Auch dem herkömmlichen Diesel-LKW sagt Planzer eine gute Zukunft voraus. «Er wird leider verteufelt, ist aber mittlerweile unglaublich effizient.» Auf längeren Strecken seien elektrisch betriebene Lastwagen bis heute keine Lösung. «Wir beobachten aber, was sich bei den europäischen Herstellern tut, bei denen wir unsere Lastwagen einkaufen.»

Florian Schwab

Sommerferien in Europas Hamptons

Südlich von Lissabon entwickelt sich eine Küste zum Hotspot. Berühmtheiten haben dort Häuser gekauft und stilprägend eingerichtet – Touristenmassen sind kaum zu erwarten.

Mark van Huisseling

Es geschieht einem als weitgereister und also einigermaßen erprobter Tourist nicht allzu oft, dass man durch sein Reiseziel fährt, ohne es zu bemerken. Respektive erst am Ortsausgang mitzubekommen, dass man es verpasst hat. Genau das ist mir aber passiert, als ich im Alentejo, der Gegend im Süden Portugals, unterwegs war ins zirka 120 Kilometer südlich von Lissabon gelegene Dorf mit Namen Comporta.

Über Comportas Häuser und deren Architektur beziehungsweise Einrichtungsstil gibt es einen Bildband, «Comporta Bliss» (Assouline). Im Klappentext kommt die Beschreibung «wie das Saint-Tropez von Brigitte Bardot in den 1950er Jahren» vor. Es folgen die Begriffe «entspannte Gangart» oder «Künstlergemeinde» und, natürlich, eine Aufzählung von Berühmtheiten, die dort Wohnsitze haben – Christian Louboutin, die Espírito Santos (vor der Pleite ihrer Bank eine der reichen Familien des Landes) oder Madonna. Mit anderen Worten, denen einer *Vogue*-Journalistin: «Eine sehr überzeugende Verkaufstaktik für einen Trip dorthin.»

Man fragt sich möglicherweise, wie der Reporter diesen Ort verpassen konnte. Antwort: Die Gemeinde ist auf ein ziemlich weites Feld verteilt. Oder, um so genau wie Wikipedia zu sein: Sie weist eine Fläche von 150,5 Quadratkilometern auf und zählt 1268 Einwohner (2011, keine neuere Angabe erhältlich), was eine Bevölkerungsdichte, besser «Bevölkerungsdünne», von 8,4 Einwohnern je Quadratkilometer ergibt, bloss wenig mehr als in Finnisch-Lapland. Und, weiterer Punkt zu meiner Ehrenrettung, wer die Überlandstrasse benutzt, umfährt Comporta.

Wellen für Surfer

Damit wir uns richtig verstehen: Es ist ein gutes Zeichen, wenn das geschieht. Und als Kompliment an eine Destination zu verstehen. Eric Pukall, ein Fotograf aus Zürich, der zusammen mit seiner Frau, der Designerin Britta Pukall, vor zwölf Jahren ein Stück Land mit vielen Korken und sogar einigen Wildschweinen in der Gegend gekauft hat sowie in der Zwischenzeit zwei Häuser darauf bauen liess, beschreibt die-

sen Teil des Alentejo als Europas Hamptons; dabei handelt es sich um das Ostende von Long Island in New York. Der Vergleich passt – die Atlantikküste in Südwesteuropa erinnert an die in Nordostamerika, es gibt beiderorts Wellen, die Surfer reiten können.

Grössere Städte fehlen, stattdessen findet man kleine, alte Dörfer, die verschlafen wirken. Resorts mit teuren Einkaufsstrassen, schicken Restaurants und exklusiven Nachtclubs et cetera sind nicht im Angebot. Was weniger daran liegt, dass es kein zahlungskräftiges Publikum gäbe. Mehr daran, dass Hausbesitzer und Hotelgäste im erwähnten Comporta, im nahen Melides oder Carvalhal (Kreis Grândola) etwas anderes nachfragten, wenn sie dorthin fahren – richtig, «fahren», zu Fuss geht hier nichts und niemand, es ist zu weitläufig, auch das erinnert an Amerika. «Wer herkommt, möchte abtauchen, nicht auffallen», sagt Pukall weiter. Es sei allerdings nicht so, dass nichts los sei. Bloss finde das gesellschaftliche Leben nicht im öffentlichen Raum statt. Sondern in privaten Gärten und auf Terrassen, die ohne Mauern sowie verschlossene Türen auskommen. Zu abgelegen oder schwer auffind- und erreichbar sind die Anwesen.

Zum Beispiel das von Contessa Noemi Marone Cinzano. Die Italienerin, die in den 1990er Jahren das Wermutgeschäft ihres Vaters übernahm, in der Folge Wein in der Toskana sowie in Argentinien herstellte und schliesslich die Güter ver-

kaufte, wohnt wenige hundert Meter vom Atlantik entfernt. Was nicht auffällt – die noch nähere Lagoa de Melides und die umliegenden Reisfelder ziehen den Blick auf sich (was vielleicht damit zu tun hat, dass Besucher, die Google Maps vertrauen, durch diese geführt wurden – was eine gute Abkürzung ist, wenn man einen Geländewagen fährt, andernfalls verbringt man den Tag damit, das Auto aus dem Sand zu bekommen).

Dass Gräfin Noemi ihre Sommer seit zirka zehn Jahren hier verbringt – wenn's in Europa Winter ist, lebt sie in Brasilien –, hat mit Christian Louboutin, dem Schuh- und Accessoires-Unternehmer, zu tun, er besitzt ebendort ein Anwesen, die beiden sind befreundet. Sie kaufte das angrenzende Grund-

Auf einem Gutteil des Lands darf nicht gebaut werden, der Schutz der Küste ist ziemlich streng geregelt.

stück, liess das darauf stehende Haus abreißen – und das neue, das sie ihrem Geschmack entsprechend gestaltete (mit Innenarchitekt John Stefanidis), hat es in die *Architectural Digest AD*, eine Zeitschrift, in der aussergewöhnliche Häuser auf der ganzen Welt präsentiert werden, geschafft («eine unangestregte portugiesische Villa, die sich an eine Düne des unglaublich langen Strands schmiegt»).

Was dazu beitrug, dass Melides zum bereits auf der Relax-Chic-Landkarte eingetragenen Comporta aufschloss. «Seit vielleicht sechs Jahren ist Melides der neue Hotspot», sagt sie während eines Mittagessens in ihrem Garten, «Comporta ist überlaufen.» Es gab Schnitzel von örtlichen Kälbern, Gemüse von ihren Feldern, Weisswein von ihren Reben, Schnaps von Früchten ihres Erdbeerbaums («Medronho»). Die Zeile von Yogi Berra, dem amerikanischen Baseballhelden und Sprücheklopfer, fällt einem ein: «Keiner geht mehr hin, es ist zu überlaufen.»

Ein Grandhotel gibt's keines, Comporta ist nicht Cap Ferrat, Melides nicht Mallorca. Das erste Haus am Platz, wenn man so will, ist das «Sublime», ein *country retreat*, ein Boutique-



«Wann hat mit 53 noch mal einen Job gefunden...»



«Wer herkommt, möchte abtauchen, nicht auffallen»: Region Alentejo im Süden Portugals.

hotel mit 23 Zimmern und Suiten sowie 22 Villen. Gonçalo Pessoa, der Besitzer und Betreiber, war ein *early mover*, hat früh an die Gegend geglaubt – und investiert. «Ich spürte, dass Comporta anspruchsvolle Gäste anziehen würde, es gab bloss keine Unterkunft für sie. Das war meine Chance, und ich ergriff sie», schreibt er in einer E-Mail. Und lässt sein unternehmerisches Wagnis einfach scheitern. Bereut hat er den Entscheid bisher nicht, stattdessen nachgelegt: Vor einigen Jahren eröffnete er den «Sublime Comporta Beach Club», eines der besten Restaurants, gelegen am Strand von Carvalhal.

Das ist das Dorf, in dem der touristische und wirtschaftliche Aufschwung am sichtbarsten ist: Es sieht teilweise aus wie eine grosse Baustelle. Das freut Nuno Carvalho, den lokalen Baulöwen mit über 600 Arbeitern. Wer sich von ihm einen Zweit-(oder Dritt-, Viert- etc.-) Wohnsitz bauen lassen möchte, sollte sich ein, zwei Jahre gedulden können beziehungsweise auf die Warteliste setzen lassen. «Wir haben bloss zwei Probleme: zu wenig Mitarbeiter und zu wenig Parkplätze», sagt er. Hat jemand «Luxus- oder *first world*-Probleme» gesagt? Die Immobilienpreise entwickelten sich

seit Beginn der Erschliessung vor zwanzig oder so Jahren immer bloss in eine Richtung: nach oben. Mittlerweile sind Ferienhäuser, auch von überschaubarer Grösse (unter hundert Quadratmeter Wohnfläche), für weniger als eine Million Euro kaum mehr zu finden. Was auch damit zu tun hat, dass auf einem Gutteil des Lands nicht gebaut werden darf, der Schutz der Küste ist ziemlich streng geregelt – es gibt hier wohl die längsten noch unbebauten Abschnitte Europas, und das soll so bleiben. «Mit grösseren Überbauungen ist nicht zu rechnen», sagt Miguel Vieira von Intertidal Melides, einer Vereinigung zum Schutz der Lagune.

«Immer geöffnet»

Wenn die Sonne vom Horizont in Richtung Atlantik rutscht und das Licht weicher wird, beginnt die zweite Hälfte des Arbeitstags von Isabel de Carvalho. Sie führt zwei Restaurants in Comporta – das «Museu do Arroz» am Ortsrand und das «Ilha do Arroz» am Strand – sowie einen Laden, Pardon: Concept-Store, im Dorf. Sie war wohl die erste Auswärtige – sie kommt aus der Stadt Porto im Nordwesten des Lands –, die hier eine Strandbar eröffnete, im Jahr 1993. «Unser Erfolgsrezept war: Wir haben immer geöffnet.» Bereits im ersten Jahr verkaufte sie sechzig Flaschen Champagner wöchentlich. Heute ist ihr Angebot vielfältiger, sie veranstaltet beispielsweise Hochzeiten und andere Feste.

Andererseits sei Comporta im Grunde noch immer vergleichbar mit dem Ort, in dem sie sich vor fast dreissig Jahren niedergelassen habe. «Plus ça change, plus ça reste la même chose» (je mehr sich ändert, desto mehr bleibt es gleich), sagen die Franzosen, von denen auch einige gerne hier Ferien machen. Isabel de Carvalho sieht zwei Gründe: «Hätten wir keine Mücken, hätten wir Massentourismus. Plus – es gibt keine Shoppingmöglichkeiten wie in Saint-Tropez, Ibiza oder Porto Cervo.» Mit anderen Worten: keine Latschen von Louis Vuitton, kein Cartier-Collier oder keinen Gürtel von Gucci zu kaufen, wenn das Wetter mal nicht schön ist. Dafür allabendlich zuverlässig den Angriff der mächtigen Mücken. «Fünfzehn Minuten nach Sonnenuntergang fallen sie über einen her», bestätigt Gräfin Noemi Cinzano, lässt sich davon aber nicht sehr stören – «man hat also genug Zeit, ins Haus zu flüchten und die Fenster zu schliessen.»

Falls Niedergelassene und Ortskundige recht behalten, stehen die Chancen gut, dass die Gegend im Alentejo südlich von Lissabon vorläufig mehr oder weniger bleibt, wie sie ist. Dass die Gangart entspannt und ihre Liebhabergemeinde kleingehalten werden kann. Was eine eher seltene Entwicklung darstellt für eine Region, die ihren Eintrag auf der Landkarte der angesagten Destinationen erhalten hat. Und was dann wohl dafür sorgt, dass Erstbesucher weiter Mühe bekunden, Comporta zu finden – weil sie durchfahren, ohne es zu merken.

Hübsche Tattoos

Wenn man als Frau Bücher verkauft, hohe Posten bekleidet oder in Talkshows eingeladen wird, wirbelt das bei Männern die Synapsen durcheinander. Ein Beispiel.



Lassen Sie uns über Frauen sprechen. Nicht im Sinne von Tinder. Eher im Sinne von Klischees. Dem Wahrnehmungsspektrum für Leistungen zum Beispiel, die von Frauen erbracht werden. Eine Frau, zumal eine gutaussehende, wird bei nennenswertem Erfolg auch heute noch gerne mittels Verweis auf ihr Äusseres zu einer Art DNA-Profiteurin degradiert. Eine Frau gilt oft als Hauptgewinnerin in der Gen-Lotterie anstatt als talentierte Spitzenkraft. Der Karriere-Katalysator Optik wird postuliert. Mal charmant verkleidet, mal offen gehässig – in jedem Fall jedoch abwertend.

Dafür muss man sich auch in unserer vorgeblich so liberalen Gesellschaft keinesfalls in die Niederungen der Social-Media-Kommentar-Kloaken begeben. Zumindest in der sogenannten Medien-Bubble erfreut sich das Stilmittel der Bewertungsphilosophie «Optik statt Inhalt» noch unverhohlener Beliebtheit.

Kurzer Disclaimer: Medien-Bubble, das ist die selbsternannte Journalismus-Elite, die sich in Berlin zwischen «Grill Royal», «Borchardt» und «Paris Bar» Abend für Abend gegenseitig suggeriert, das Leben bestehe nur aus eigenen genialen Geistesblitzen in Redaktionssitzungen, die man anschliessend mit einem Rotwein feiert, der teurer ist als die Leasingrate für den Porsche Macan vor der Tür.

Trotz des zu vermutenden intellektuellen Vorsprungs gegenüber handelsüblichen Frauenhassern aus der Anonymität des Internets scheint für manche männliche Pseudo-Koryphäe der Schreibkultur von einer erfolgreichen Frau mehr Gefahr auszugehen als zum Beispiel vom Klimawandel. Wenn man als Frau viele Bücher verkauft, hohe Posten bekleidet oder sogar in eine Talkshow eingeladen wird, wirbelt das bei Männern derselben Branche regelmässig die Synapsen ziemlich durcheinander.

Womit wir bei einem schönen Beispiel wären: Seit kurzem wirkt bei der Zeitung *Die Welt* eine «Chefredaktorin Freiheit». Daran kann man vieles kritisieren wie an allem auf der Welt. Ob Deutschland ein Ressort «Freiheit» benötigt, etwa. Wobei, wo sich momentan viele bereits grundgesetzfeindlich ihrer Freiheit beraubt fühlen, wenn sie im Bus eine Maske tragen müssen, ist das vielleicht eine gute Idee. «Freiheit, Freiheit, ist die Einzige, die fehlt», sang einst Marius Müller-Westernhagen. Die Freiheit zur unsachlichen, frauenfeindlichen, verächtlich machenden Kritik hat er damit vermutlich nicht gemeint. Oder falls doch, dürfte er inzwischen sehr stolz sein. Denn die fehlt eindeutig nicht mehr.

Im Gegenteil. Besagte «Chefredaktorin Freiheit» sah sich nach einem Auftritt bei «Maybrit Illner» zuletzt einem Diskurs um ihre Person ausgesetzt, der von Sachlichkeit weiter entfernt war als Annalena Baerbock vom Literaturnobelpreis. Und das nicht nur von einer Troll-Armee aus Vollzeitversagern, sondern aus der vermeintlichen Beletage der deutschen Zeitungs-Aristokratie.

Ein hochrangiger Korrespondent des *Sterns* beispielsweise bemühte sich zu demonstrieren, welch Bollwerk gegen Diskriminierung und Sexismus er verkörpert, und kommentierte auf Twitter, die Journalistin habe «viel Meinung und wenig Ahnung. Aber die Tattoos sind hübsch.» Im Original-Tweet hatte er «Tattoos» falsch geschrieben. Mit Absicht womöglich, damit seine literarische Überlegenheit nicht zu offensichtlich würde. Umgehend ergänzte ein Kollege vom *Tagesspiegel*, es seien «noch nicht mal die Tattoos hübsch». Premium-Diskurslevel durchgespielt.

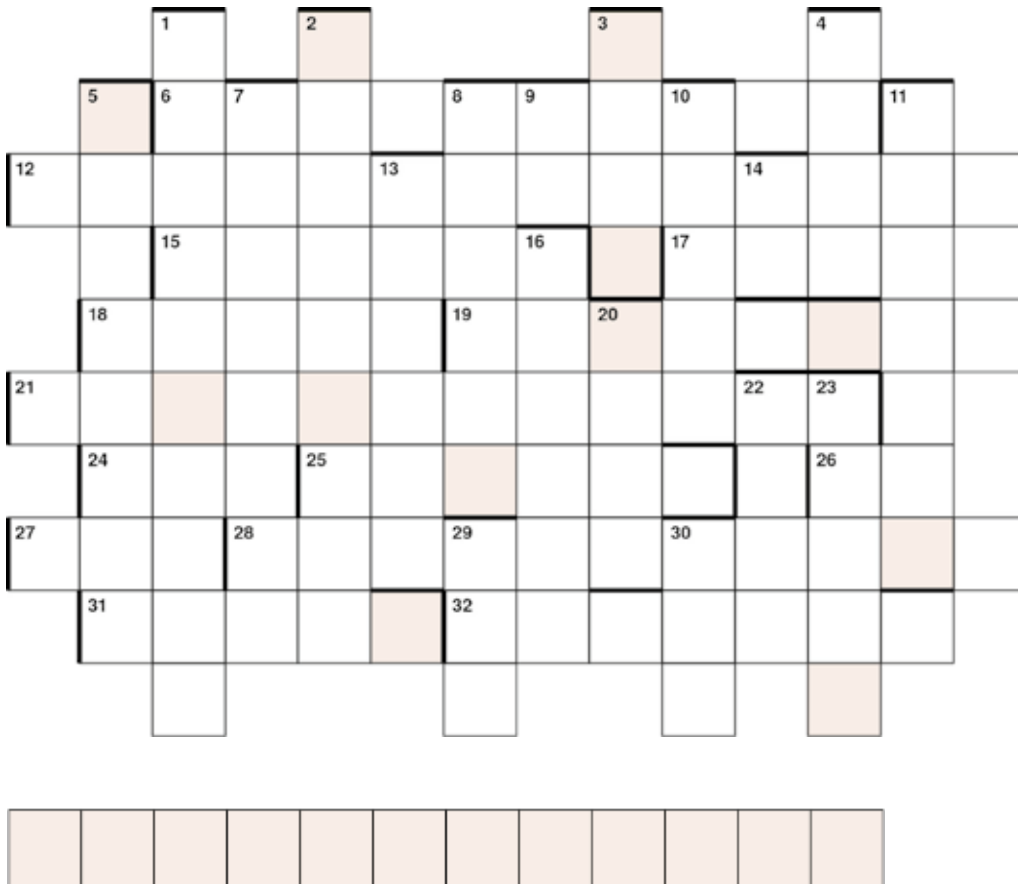
Gut, beim *Stern* mag das mittlerweile nicht mehr verblüffen. Halbseidene Versuche der An-

biederung an die Generation «Gender Equality» mit Titelstories wie «Ich bin eine Quotenfrau» stehen offensichtlich umgekehrt proportional zum eigenen Verhaltenskodex am Baumwall. So zumindest habe ich es erlebt, als mir dort vor einiger Zeit ein Ressortleiter anriet, zunächst mal das «Einmaleins des Journalismus» zu beherrschen, bevor ich mit ihm über meine eigenen Texte diskutieren dürfe.

Einige E-Mails und Telefonate später fühlte ich mich derartig schlecht behandelt, dass ich der Chefredaktorin meinen Abschied verkündete – und in einer langen, persönlichen E-Mail erklärte, warum ich so entscheiden musste. Eine Antwort erhielt ich nie. *Female empowerment*, *women supporting women* und Aufschrei gegen Diskriminierung machen wohl nur Spass, wenn man gegen andere austeilen kann. Nicht, wenn man vor der eigenen Haustüre kehren müsste.

Was ich damit sagen möchte: Ich kann ein wenig nachvollziehen, wie sich Frauen fühlen, auf die absurde Kritik einprasselt. Da sollten sich die feingeistigen Kämpfer für totale Diversität und Gleichstellung mal hin und wieder zur Ordnung rufen, wann immer sie das Gefühl bekommen, sie wären mindestens schon Chefredaktor, Pulitzer-Preisträger und Dauergast bei Markus Lanz, wenn sie eine gutaussehende Frau wären. Insofern lautet mein Fazit zum Diskursstandort Deutschland leider: Misogynie ist kein Phänomen bildungsferner Unterschichten. Gerade dort, wo man sich als Autoren der Aufklärung und als investigative Vorhut sieht, sollte man bei Gelegenheit mal sehr intensiv darüber nachdenken.

Marie von den Benken arbeitet als Model, Autorin und Influencerin (Instagram: @regendelfin) und lebt in Hamburg, Berlin und Paris. Sie ist Mitglied der SPD.



Lösungswort — Liegen auf dem Rhinoplastikkonto.

Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

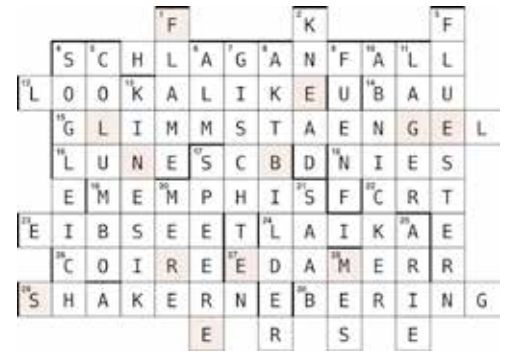
Waagrecht — 6 Die unbestimmten Dinge haben einen ganz bestimmten Zweck.

12 Unterstützen im Nassen, überdies gewissermassen der Fische Flossen, unsere kleinen Artgenossen. **15** Dass das auf ihren edlen Reben weissgrau taut, ist etwas, wovor es Weinbauern graut. **17** Das hüllt die Ufer ein und erfüllt die Zufenheit. **18** Nicht jede braucht zur Ausbreitung ein materielles Medium. **19** Manche Pflanzen strecken die Dinger wie klebrige Finger nach tierischem Schmaus aus. **21** Strukturell temporär differenziert segmentiert. **24** Du putzt, hetzt oder flitzt jetzt! **25** Sieh da, looks like sieh-sah: ein ständiges Hin und Her oder sitzendes Auf und Ab. **26** GB mit NIR. **27** Genau dasselbe wie zu Beginn der nächsten Antwort kommt *hier hin*. **28** Eine wie die zweiteilige Einladung mit Zauberwörtchen öffnet einem Popkultur-Vampir davor Tür und Tor. **31** Gerade einen fasst une mass in dem Mass. **32** Sie verzichten nicht bloss bei Gerichten, um unnötiges Leiden weitmöglichst zu vermeiden.

Senkrecht — 1 Eines weiblichen Auditoriums leibliches Mitglied. 2 Missmissgünstiger quasi: Ordnet man «ordne, lies!», liest man dies. 3 c, d, e, f, g, g, aber ohne meine Entchen. 4 Ihre konstitutive Besonder- ist ihre relative Beschränktheit. 5 In einer sprachlichen Fügung der stofflichen Ausführung einer unglücklichen Fügung treues Element. 7 Damit begann, original-lexikal, die Bis(s)-Serie der Stephenie. 8 Er schickte wenig kulinarische Grüsse aus einer genauso hygienischen Kombüse. 9 Wenn englisch, then wenn. 10 Profaner, doch unheimlich heimeliger Name für einen Filzpalast der Khane. 11 Was sich, wer sich im Hintergrund, hält. 13 Etwa der Teil der Tracht, der die Taille taillierter macht. 14 Einen Knoten des Gordios löst eines des Kolumbus. 16 In ihm steckt ein grosses Fussballtalent, das liesse sich, könnte er sich endlich von etwas trennen, besser erkennen. 20 Das japanische Miauen einer manischen Meme-Mieze. 22 Auch an an und er ein Anlieger. 23 Das kann, kann einer einen mal, einer einen mal am Tüffel. 29 Die Ursie heisst nicht Ursi, sondern so. 30 Heureka! – Archimedes kam darin sein Prinzip in den Sinn.

I=J=Y © Andri Martinelli – Rätselfactory

Lösung zum Denkanstoss Nr. 725



Waagrecht — 4 SCHLAGANFALL 12 LOOK-ALIKE 14 BAU: Stacheligel (wie Mecki) graben Baue. 15 GLIMMSTAENGEL 16 LUNE: franz. Mond (loup-garou = Werwolf) 17 SCB: SC Bern (Eishockeyclub) 18 NIES(!) 19 MEMPHIS 22 CRT: Kathodenstrahlröhre 23 EIBSEE: unterhalb der Zugspitze 24 LAIKA: die erste Hündin im Weltall 26 COIRE: franz. Chur 27 E[DAME]R: der Käse 29 SHAKERN 30 Vitus BERING: Beringbrücke/-strasse

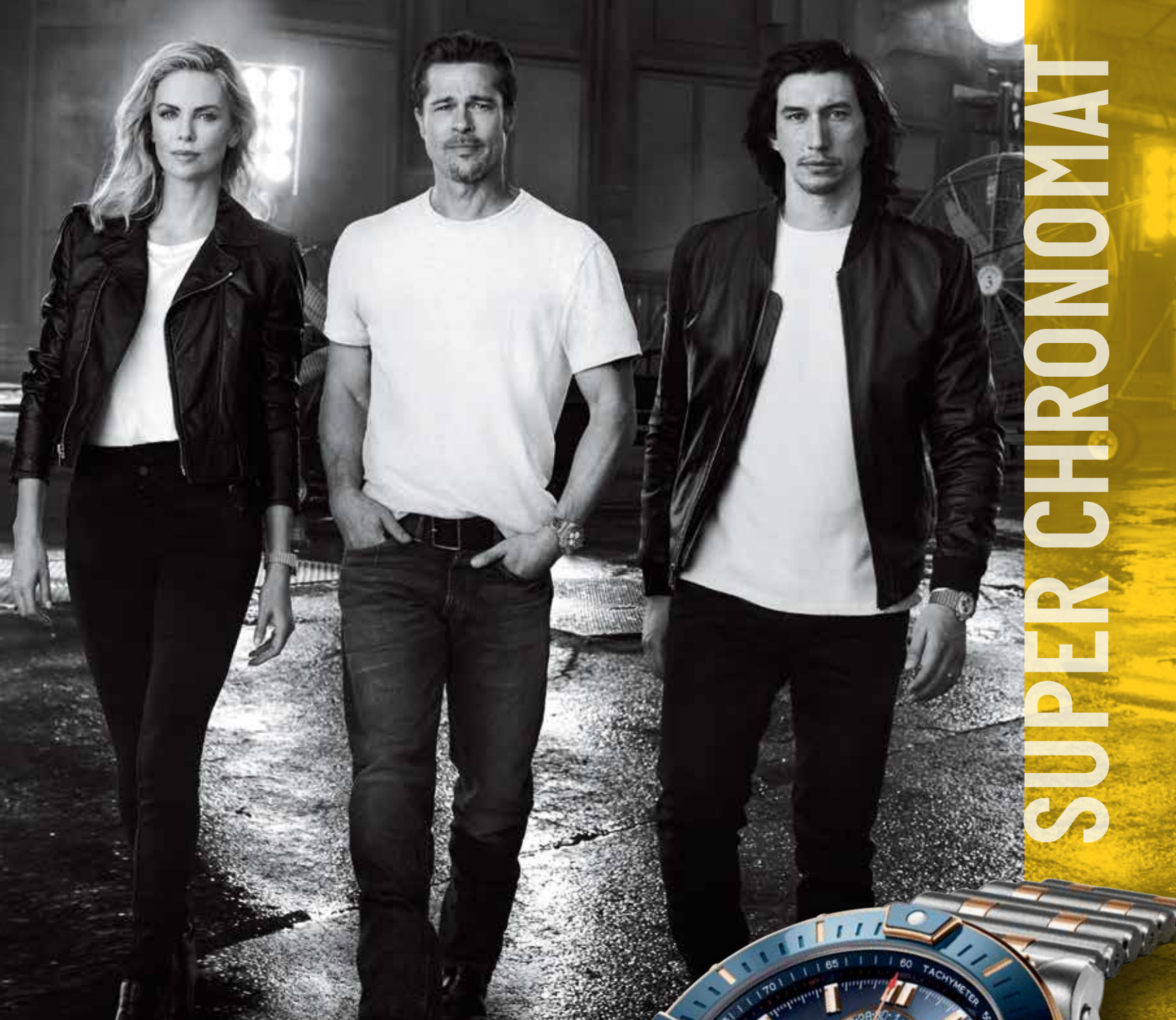
Senkrecht — 1 FLAME: Netzjargon 2 KNEAD: engl. kneten, Anagramm von «naked» 3 F[LUESTERN] 4 [SO][GLEICH] 5 COLUMBO: der Inspektor aus der gleichnamigen Krimiserie 6 ALM 7 GISCHTEN 8 AKTBILDER 9 FUENF 10 ABNICKER 11 LAGER: rückwärts «Regal» 13 KINESIK 17 SPEERE 20 MERE (franz. Mutter): Vorsicht ist die Mutter der Porzellankiste. 21 SAAB: Produzierte früher auch Autos. 25 ARIE 28 MES: span. Monat (julio = Juli)

Lösungswort — **FELGENBREMSE**

EMS

WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit erfolgreich in den Geschäftsbereichen Hochleistungspolymere Spezialchemikalien



SUPER CHRONOMAT



BREITLING

1884

BREITLING BOUTIQUE
GENEVA • LAUSANNE • LUCERNE
ST. MORITZ • ZERMATT • ZURICH

